nstedt

us

nem

ben

1

2. Ex.

Aus meinem Leben. 2

I.

Aus meinem Leben.

Erinnerungsblätter

von

Friedrich Bodenstedt.

Erster Band.

Eines Königs Reise.

Leipzig.
Verlag von R. F. Albrecht.
1879.

Eines Königs Reise.

Erinnerungsblätter an König Max

von

Friedrich Bodenstedt.

Leipzig.
Verlag von R. F. Albrecht.
1879.

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Inhalt.

I.

Zur Orientirung.

Wie oft ist mir, wenn ich im traulichen Kreise von vergangenen Tagen erzählte, der Ausdruck des Bedauerns oder gar des Vorwurfs ins Ohr geklungen, daß ich aus der Fülle meiner Erlebnisse so wenig durch das geschriebene Wort festgehalten habe. Ich bin dagegen immer der Meinung gewesen, daß man mit der Aufzeichnung — und gar Veröffentlichung — intimer Erlebnisse nicht vorsichtig genug sein könne, besonders wenn die Gunst des Zufalls, der wir sie verdanken, Verhältnissen entsprang, welche volles Vertrauen zur ehrenden Voraussetzung hatten.

Dazu kommt, daß mir die Fähigkeit versagt ist, mit meinem Urtheil über Menschen und Dinge schnell fertig zu werden. Doch bin ich zu dieser Selbsterkenntniß erst gelangt, nachdem mir bei gelegentlichen Rückblicken klar geworden, wie oft ich im Urtheil fehlgegriffen, so lange ich in meinen Aufzeichnungen, die mir in der Jugend leichter aus der Feder sprangen als in späteren Jahren, den ersten Eindrücken folgte.

Wem jeder Tag neue Aufgaben stellt, welche den Geist völlig in Anspruch nehmen — wie das bei mir immer der

Fall gewesen -- der findet selten Zeit und Stimmung, die Erinnerungsblätter vergangener Jahre wieder zu durchlesen. Mir ist die Muße dazu nur geworden in Tagen quälenden Unwohlseins, wenn andauerndes Kopfleiden mich unfähig zu geregelter Arbeit machte. Und selbst dann habe ich es nie über mich gewinnen können, eines der vielen Tagebücher, die ich in fremden Ländern und meist in fremden Sprachen geschrieben, ganz zu Ende zu lesen. Ich blätterte bald in diesem, bald in jenem, und fast aus jedem trat mir mein Bild mit so seltsam veränderten Zügen entgegen, daß ich mich kaum darin wiedererkannte. Selbst in der Handschrift der einzelnen Hefte zeigte sich eine auffallende Verschiedenheit als deutlicher Ausdruck der verschiedenartigen Einflüsse, die mich beherrschten, während ich meine Betrachtungen niederschrieb. Denn nur von diesen ist hier die Rede, nicht von den immer kurz und sachlich gehaltenen Reisenotizen, welche mir bei der Abfassung meiner Werke „Die Völker des Kaukasus" und „Tausend und Ein Tag im Orient" als Führer dienten.

Erst bei diesen Arbeiten, welche mich zwangen, immer bei der Sache zu bleiben, fand ich mich selbst wieder nach den seltsamen Verirrungen, welche die natürliche Folge jener Stilübungen in fremden Sprachen gewesen waren. Denn einen eigenen Stil kann man sich nur in seiner eigenen Sprache bilden; in jeder anderen wird man irgend einem Vorbilde folgen, welches dann durch seine Ausdrucksweise auch mehr oder minder vorbildlich für unsere Anschauungsweise wird.

Bei mir wenigstens ist das so gewesen, und ich muß heute noch lachen, wenn ich in einem auf der Reise von Moskau nach Tiflis geschriebenen Tagebuche blättere, welches ganz unter dem Einfluß Lamartine's geschrieben ist, dessen Voyage en Orient, souvenirs etc. mir kurz zuvor in die Hände gefallen war. Wie ganz anders, durch die Lamartine'sche

Brille gesehen, erscheinen dort Menschen und Dinge, als sie sich meiner Erinnerung eingeprägt haben!

Eine Zeit lang stand ich unter dem viel mächtigeren Einflusse Byron's, der mich noch weniger zu mir selbst kommen ließ als Lamartine. Erst durch Morier's Schriften und besonders durch seinen „Hadschi-Baba“ wurde ich auf die richtige Spur der Betrachtung morgenländischen Lebens und Webens geleitet. Er diente mir nicht zum Vorbilde in der Darstellung, sondern befreite mich vielmehr von allen Vorbildern, indem er mich lehrte, Menschen und Dinge im Kern zu erfassen, um sie, unbeirrt durch äußere Einflüsse, selbst darstellen zu können.

Erfahrungen sind Saatkörnern zu vergleichen, welche nur da Nutzen bringen, wo sie auf einen fruchtbaren und wohlbereiteten Boden fallen. Aber sie müssen auch hier erst keimen, wachsen und gedeihen, um Frucht zu tragen.

Nichts verleitet zu größeren Irrungen als die Gewohnheit, jedes Erlebniß für wichtig genug zu halten, um schriftliche Betrachtungen daran zu knüpfen und Schlüsse daraus zu ziehen. Denn wie selten kommt es vor, daß unser Gemüth so rein gestimmt ist, um die Dinge ohne entstellende Beimischung auf sich wirken zu lassen, und wie leicht vergrößern wir, bei einigermaßen lebhafter Einbildungskraft, in Momenten der Erregung ganz geringfügige Dinge ins Ungeheuerliche.

Ich habe das häufig genug an mir selbst erfahren, aber zum Glück meine Person nie für wichtig genug gehalten, um alle schriftlichen Denkmale solcher Verirrungen des Urtheils für die Nachwelt aufzubewahren, sondern das für mich werthlos Gewordene auch für Andere werthlos erachtet und vernichtet, wenn es mir später wieder unter die Augen kam.

Im Laufe der Jahre sind meine Aufzeichnungen immer seltener und knapper geworden und endlich zu bloßen Notizen zusammengeschrumpft, in einen kleinen Taschenkalender gekritzelt,

wenn sich besondere Veranlassung dazu bot. Meinen inneren Erlebnissen gab ich nach Gunst der Stimmung poetischen Ausdruck und im Uebrigen brachte jeder Tag immer so viel Arbeit, daß ich selten Lust verspürte und noch seltener Zeit fand, Abends noch schriftliche Betrachtungen über mich und die Welt anzustellen.

Selbst während meines Aufenthalts in Italien, Frankreich und England habe ich nie regelrechte Tagebücher geführt, sondern nur das schriftlich festzustellen gesucht, was mir werth schien, dereinst in der Erinnerung aufgefrischt zu werden.

Ein Anderes ist es, ob man ein Land besucht blos zu eigener Belehrung, oder in der Absicht, sich öffentlich darüber vernehmen zu lassen. Dieses war bei mir in den Ländern des Westens nicht der Fall, und so ließ ich die wechselnden Eindrücke in voller Unbefangenheit auf mich wirken, unbesorgt darum, wie viel oder wie wenig ich Schwarz auf Weiß mit nach Hause nehmen werde.

Das wirklich Bedeutende und Charakteristische in unseren Beobachtungen und Erfahrungen schlägt von selbst tiefe Wurzeln in der Erinnerung, wächst fort und treibt Blüthen und Blätter seiner Natur gemäß wie ein aus seinem heimischen Grunde in fremden Boden verpflanzter Baum.

Es giebt Zeiten schwerer Prüfungen und Heimsuchungen, öde Winterzeiten des Lebens, wo der Garten der Erinnerung wie verschneit liegt und der Blick, noch immer wie nach außen gekehrt, nur in trostloses Dunkel sieht. Wenn auf solche Zeiten, wie ich sie öfter erlebt, dann wieder bessere Tage folgten, so gab es immer so viel Versäumtes nachzuholen, daß ich arbeiten mußte bis zur Uebermüdung, um nur das Dringendste zu bewältigen. Klopfte aber je zuweilen ein alter Freund oder Bekannter aus fernem Lande an meine Thür, so ließ ich doch gern die Arbeit ruhen, um mich auf

ein Kurzes wieder in den sonnigen Osten zu versetzen, wo die Stunden sich träger dehnen und das Wort gilt: Wer hier zu viel thut, für den hat Gott zu wenig gethan. Das einst selbst Erlebte kam mir dann förmlich märchenhaft vor.

Fast eben so märchenhaft erscheint mir jetzt die Erinnerung an eine viel später unternommene Reise durch deutsche Gauen, welche in der eigenthümlichen Art ihrer Ausführung gleichsam zu einem Auferstehungsfeste aller früheren guten Erinnerungen werden sollte.

Von dieser Reise, welche mich während des Sommers 1858 im Gefolge Sr. Majestät des verewigten Königs von Baiern, Maximilian II., um die Ufer des Bodensees, durch den Bregenzer Wald und das ganze baierische Alpenland führte, will ich auf den folgenden Blättern erzählen, denen ich die obenstehenden Bemerkungen nur vorausgeschickt habe, um den Leser darüber aufzuklären, daß er hier keine Sammlung alter Tagebuchblätter, sondern eine aus lebendiger Erinnerung geschöpfte Schilderung denkwürdiger Erlebnisse zu erwarten hat, wobei mir die auf der Reise hingeworfenen Notizen nur als Wegweiser und Anhaltspunkte dienen.

Denn es handelte sich für mich nicht darum, neue Aufschlüsse über die baierischen Hochlande und ihre Bewohner zu geben, die längst unter ihren Stammesgenossen vortreffliche Darsteller, wie Steub, Noé, Stieler u. A. gefunden haben! mein Zweck ist in erster Linie, den König Max unter den wechselvollen Eindrücken einer längeren Reise zu schildern, die er selbst später zu den schönsten Erinnerungen seines Lebens rechnete, und ich glaube, daß Jeder, der so glücklich war, daran theilnehmen zu dürfen, von sich dasselbe aussagen wird.

Die Veranlassungen zu dieser Reise waren ebenso eigenthümlicher Natur wie die Reise selbst, welche, meines Wissens, in der ganzen deutschen Fürstengeschichte nicht ihresgleichen hat.

Bekanntlich war König Max einer der wissenschaftlich gebildetsten und aufgeklärtesten Fürsten seiner Zeit, von früh auf ehrlich und eifrig bestrebt, sich auf den hohen Beruf, der seiner harrte, würdig vorzubereiten. Die akademischen Vorlesungen, welche er während eines längeren Aufenthalts in Göttingen und später in Berlin gehört hatte, genügten ihm nicht zum Abschluß seiner Studien, wie das sonst bei den meisten Prinzen, welche Universitäten besuchen, der Fall zu sein pflegt, sondern dienten ihm nur als Sporn und Schlüssel zu tieferem Eindringen in die Schatzkammern des Wissens und lebendiger Erkenntniß. Er hatte einen philosophischen Zug in sich, der ihn nicht ruhen ließ, nach dem Wie und Warum der Dinge zu forschen. Mit den hervorragendsten seiner Lehrer blieb er in regem Verkehr, der sich in einzelnen Fällen, wie mit Ranke, Schelling u. A., im Laufe der Zeit zu wirklicher Freundschaft steigerte, während er anderseits auch wieder, mit einer Selbstbeherrschung, die ich oft bewundert habe, persönliche Antipathien zu überwinden wußte um den Preis, sein Wissen zu vertiefen und seinen Gesichtskreis zu erweitern.

Hierin wurde der König, wenn ich nicht sehr irre, wesentlich bestärkt durch einen Mann, der, ein Schüler Ranke's, mit einer gründlichen wissenschaftlichen, besonders historischen Bildung ein etwas stürmisches Temperament und einen energischen Charakter verband, der in der Verfolgung großer, als nothwendig erkannter Ziele keine Rücksichten gelten ließ und vor keinem Hinderniß zurückbebte.

Dieser Mann, um drei Jahre jünger als der König, hieß Wilhelm Dönniges und war zu der Zeit, als der König, damals noch Kronprinz Maximilian, ihn zuerst aus seinen Schriften und Vorlesungen kennen lernte, ein vielversprechender Docent und bald darauf (1841) Professor der Staatswissen-

schaften an der Universität zu Berlin. Er hatte damals schon für Ranke's „Jahrbücher des deutschen Reichs unter dem sächsischen Hause" die „Jahrbücher Kaiser Otto's I." bearbeitet und während eines längeren Aufenthalts in Italien zu wissenschaftlichen Zwecken (1838 — 1839) in Turin die kaiserlichen Rathsbücher Heinrich's VII. entdeckt, welche er unter dem Titel „Acta Henrici VII." veröffentlichte.

Dönniges war nichts weniger als ein glänzender Redner; alle rhetorischen Künste waren ihm fremd, oder er machte wenigstens keinen Gebrauch davon. Er nahm die Dinge so ernst, um sie spielend behandeln zu können und war überhaupt mehr ein scharfer, kritischer als ein fruchtbarer Geist, von feinem Geschmack, klarem Blick und voll freudiger Empfänglichkeit für alles Schöne, aber unfähig es selbst hervorzubringen. Es standen ihm weder glänzende Einfälle und schlagende Gleichnisse noch zündende Worte und überraschende Wendungen zu Gebote; trotzdem verstand er es trefflich, wissenschaftliche Fragen aus dem Kern der Sache heraus zu erörtern und durch seine knappe, klare Ausdrucksweise so fesselnd wie anregend zu wirken.

Dem Kronprinzen gefiel der Vortrag des jungen Professors eben weil er völlig frei war von allem rednerischen Pomp und dem üblichen, so oft Hohlheit wiedertönenden akademischen Lehrton.

Der junge Professor wurde öfter zur Tafel des Kronprinzen gezogen, der ihn ganz in seiner Nähe zu haben wünschte, was ihm mit der Zeit auch gelang, obgleich es für Dönniges ein großes Opfer war, sich von seiner akademischen Lehrthätigkeit loszureißen, zu welcher er sich mit gutem Fug besonders berufen glaubte. So machte sich denn der Uebergang zu einem anderen Wirkungskreise nur allmälig. Ohne seine Stellung an der Universität gleich aufzugeben, begleitete Dönniges den Kronprinzen etwa drei Jahre hindurch (1842

bis 1845) als Lehrer des Staatsrechts, der Nationalökonomie und der Finanzwissenschaft.

Während dieser Zeit hatte Dönniges hinlänglich Gelegenheit, sich zu überzeugen, wie ernst es der Kronprinz mit seinen Studien nahm, und dieser gewöhnte sich dermaßen an seinen jungen Lehrer, daß er ihn nicht mehr entbehren konnte, aber erst im Jahre 1847 gelang es ihm, Dönniges, der in den damals — nicht zu sonderlichem Segen des Landes — herrschenden Kreisen Baierns als Preuße und Protestant vielfach auf Mißgunst und gehässige Vorurtheile stieß, ganz für seinen Dienst zu gewinnen.

An der Neugestaltung der baierischen Staatsverhältnisse nahm Dönniges — nachdem der Kronprinz mitten in den Märzstürmen des Jahres 1848 als König Maximilian II. den Thron seiner Väter bestiegen hatte, wesentlichen Antheil, wenn es seine Stellung zum Könige auch mit sich brachte, daß er gleichsam hinter den Coulissen wirken mußte, und nur Eingeweihte wissen konnten, was von ihm ausging und was nicht. Er erhielt im Laufe der Jahre den Titel Geh. Legationsrath, wurde zu verschiedenen diplomatischen Sendungen benutzt und in den erblichen Adelsstand erhoben. Soviel über das Aeußerliche seiner Stellung. Ueber seine politische und staatsmännische Thätigkeit eingehend zu reden, ist nicht meine Aufgabe; vielleicht findet sich in den nachfolgenden Blättern Gelegenheit, ein Streiflicht darauf zu werfen: hier sollte nur sein Verhältniß zum Könige, der nach langjähriger Prüfung wohl wußte, was er an ihm hatte, in das rechte Licht gestellt werden, denn man kann von der segensreichen Regierung des Friedenskönigs Max nicht reden, ohne des fördernden Antheils zu gedenken, den Dönniges an Allem hatte, was der König zum Wohl seines Landes, und über sein Land hinaus für Kunst und Wissenschaft gethan.

Es waren merkwürdige Gegensätze, die sich dem unbefangenen Beobachter in der Erscheinung des Monarchen und seines Rathgebers offenbarten. Jener, schlank und zart gebaut, vereinte mit einer ungezwungen vornehmen Haltung die feinsten Umgangsformen und eine herzgewinnende Freundlichkeit, — dieser, von überaus kräftigem Gliederbau, hielt sich nicht so grade wie der König, sondern hatte, bei aller Sorgfalt in der Kleidung, etwas Burschikoses in seinem Auftreten, und der scharfe, oft stechende Ausdruck seines Auges erschien durch die goldene Brille noch verschärft, selbst wenn er lachte. Den auf mächtigem Nacken sitzenden Kopf trug er gern ein Bischen zur Seite gebogen, fast wie ein Schütz, wenn er anlegt, und er war ein guter Schütz, ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn.

Der König war ebenfalls ein guter Schütz und hat, nach der zuverlässigen Angabe seines vieljährigen treuen poetischen Jagdgenossen Franz von Kobell, allein im Jahre 1859 hundert und drei Gemsen erlegt, des anderen Wildes nicht zu gedenken, aber er war kein Jäger, wie es Dönniges war und Kobell noch ist, der tagelang einsam auf halsbrechenden Wegen, sein Ränzel auf dem Rücken, das Gebirge durchstreift, gleich Schiller's Tell: um ein armselig Gratthier zu erjagen.

Dem Könige war die Jagd mehr ein angenehmes Mittel zum Zweck, mit Menschen aus allen Schichten des Volks in nähere Berührung zu kommen, Land und Leute genau kennen zu lernen, sich an den großartigen Naturschönheiten der Alpenwelt zu erfreuen und seine oft sehr angegriffenen Nerven durch Bewegung in der frischen Gebirgsluft zu stärken. Er hatte als Kronprinz im Jahre 1835 auf einer Reise in Ungarn eine schwere Krankheit durchzumachen gehabt, einen lebensgefährlichen Typhus, der eine nie ganz zu hebende Störung seines Nervensystems zurückließ, die Ursache häufiger, marter-

voller Kopfleiden, gegen welche die reine Alpenluft sich als treffliches Linderungsmittel bewährte.

Auf solchen Jagdzügen, welche oft wochenlang währten, hatte Se. Majestät gern so rüstige Begleiter wie Dönniges und Kobell, die durch keine Anstrengung zu ermüden waren und, immer frischen Geistes, dem König auch in seinen Erholungsstunden anregende Unterhaltung zu bieten wußten, während sie in seinen Arbeitsstunden, ohne welche ihm nie ein Tag verging, auf eigene Faust umherkletterten, um noch einen glücklichen Schuß anzubringen oder eine neue schöne Aussicht zu entdecken.

Ob der König auf Jagden, auf Reisen oder zu Hause war, seine Regierungsgeschäfte und Studien wurden dadurch nie ganz unterbrochen. Er wußte, da er wenig Schlaf brauchte und immer sehr früh aufstand, für Alles Zeit zu finden, legte sich selbst jeden Abend gewissenhaft Rechenschaft ab über die Anwendung des Tages, und ich glaube, er hätte nicht schlafen können ohne das Bewußtsein, im Laufe des Tages etwas Gutes oder Nützliches gethan zu haben.

Es war ihm schon früh Bedürfniß gewesen, sich mit hervorragenden, eigenartigen und anregenden Geistern zu umgeben. Als Kronprinz sah er manchen auserlesenen Gast auf seiner von ihm neuerbauten romantischen Burg Hohenschwangau; ich nenne hier nur Friedrich Rückert, sowie Friedrich Thiersch, den berühmten Philologen, und den zu jener Zeit nicht minder berühmten Historiker Jacob Fallmerayer, den Verfasser der „Fragmente aus dem Orient“.

Bald nach der Thronbesteigung des Königs begannen seine Berufungen von Gelehrten und Poeten aus verschiedenen Theilen Deutschlands, vornehmlich wohl um der Münchner Universität besonders durch hervorragende Naturforscher und Historiker neue Lehrkräfte zuzuführen, dann aber auch, um den

kleinen Kreis einheimischer sympathischer Geister, mit welchen Se. Majestät vertrauteren Umgang pflog, nach Bedürfniß zu erweitern.

So bildete sich jene Tafelrunde, welche der König, so lange der Hof in München residirte, so oft um sich versammelte als irgend möglich war: in der Regel wöchentlich einmal, zuweilen auch zwei- und dreimal. Dem Könige waren und blieben diese Symposien in den Kaisersälen der Residenz, wo die Geister oft auf einander platzten, die liebste und vornehmste Unterhaltung. Was dabei verhandelt wurde, drang nicht in weitere Kreise, obwohl es das Licht nicht zu scheuen brauchte; aber manches freie Wort hätte, aus dem Zusammenhange gerissen, von Uneingeweihten mißdeutet werden können, und der König, dem es nicht um den Schein, sondern um das Wesen zu thun war, wünschte seiner Tafelrunde den Charakter der Intimität zu bewahren. Es berührte ihn selbst unangenehm, daß Fürst Pückler-Muskau, dem bei seinem Besuche in München (1854) einmal die seltene Vergünstigung wurde, an einem Symposion theilnehmen zu dürfen, darüber einen ganz begeisterten Brief an die Augsburger Allgemeine Zeitung schrieb. Der einzige regierende Fürst, den ich je in den engeren Kreise gesehen habe, war der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin.

Aus dem oben Gesagten erhellt zur Genüge, warum bei Lebzeiten Sr. Majestät der Schleier von der halb wissenschaftlichen, halb poetischen Tafelrunde nur wenig gelüftet wurde; daß dies auch nach dem so frühen Tode des Königs nicht mehr geschehen, erklärt sich aus der großen politischen Umgestaltung, welche sich seitdem in Deutschland vollzogen und ganz andere Interessen in den Vordergrund gerückt hat.

Wohl aus demselben Grunde ist noch kein eingehender Bericht über die von mir mehrfach erwähnte denkwürdige Alpenreise des Königs erschienen. Aber jetzt, da der Schlachten-

donner glücklich verhallt ist und kein vernünftiger Mensch in Deutschland sich nach neuem Kriege sehnt, mag die Stimme der Musen sich wieder in anderer Weise vernehmen lassen als durch Kampflieder, und auch die Erinnerungsblätter an einen Fürsten, der ein begeisterter Freund der Musen war und für Kunst und Wissenschaft in Deutschland mehr gethan hat als irgend ein anderer Fürst seit Karl August von Weimar, werden Vielen eine willkommene Gabe sein.

II.

Beginn der Reise. Lindau. Schloss Arenenberg. Schloss Heiligenberg. Insel Mainau. Nach Bregenz. Der Ritt nach Schwarzenberg.

Ich war zu der Zeit, als die Einladung an mich erging, Se. Majestät auf einer Fußwanderung durch das baierische Alpenland zu begleiten, gerade in altenglische Studien vertieft, hielt Vorlesungen über das altenglische Drama und schrieb an meinem Werke über Shakespeare's Vorläufer und Zeitgenossen. Das ließ sich nicht Alles mit einem Ruck bei Seite schieben, und so fehlte mir die Zeit, mich auf die Reise so gründlich vorzubereiten, wie ich gewünscht hätte, zumal ich auf Wunsch des Königs verschiedene umfangreiche Werke durch- und mitnehmen mußte, deren Inhalt mit den Gegenden, welche wir zu durchwandern hatten, noch weniger zu thun hatte als das altenglische Drama, dessen in Mysterien und Mirakelspielen wurzelnde Anfänge doch eine nahe Verwandtschaft mit dem berühmten Passionsspiel von Oberammergau nachweisen konnten.

Als ich noch darüber nachdachte, wie die schweren Bücher auf unserer Fußwanderung so transportirt werden könnten, um uns immer zur Hand zu bleiben, erfuhr ich vom General von der Tann, dem Ordner und Führer der Reisegesellschaft, daß verschiedene königliche Equipagen und 42 Pferde uns

begleiten würden, darunter 14 kleine Norweger, welche sehr dazu geeignet wären, uns auch das Ersteigen hoher Berge einigermaßen zu erleichtern, während die übrigen Reit- und Wagenpferde, lauter edle Thiere, dazu dienen sollten, uns bei schlechtem Wetter oder auf wenig Abwechslung bietenden Wegen schneller von der Stelle zu bringen, als unsere eigenen Füße vermochten.

Ich fand diese Vorrichtung höchst weise und lobenswerth und so hat sie sich auch im Verlauf der Reise bewährt, deren Reize wesentlich dadurch erhöht wurden, daß man bis zum Fuß eines Berges reiten, und nach Ersteigung desselben im Nothfalle die müden Glieder in einem Wagen ausruhen konnte, um bei der Abendunterhaltung wieder frischen Geistes zu sein.

Die Reisegesellschaft, welche Se. Majestät zu dem Zuge durchs Gebirge sich erkoren hatte, bestand außer dem schon genannten Haupt und Führer, General von der Tann, aus den Grafen Pappenheim und Ricciardelli und Baron Leonrod (alle drei inzwischen auch zu Generalen avancirt), Professor Riehl, Franz von Kobell und dem Schreiber dieser Zeilen. — Sie leben Alle noch, die den vielgeliebten König begleiteten, der nicht mehr lebt, und können daher leicht Manches ergänzen, was mir die Erinnerung vielleicht nur lückenhaft vorführt, denn ich habe beim Niederschreiben dieser Zeilen keine anderen Anhaltspunkte als mein Gedächtniß, die Karte und einige flüchtige Notizen in meinem Tagebuche, welches mit erschöpfender Sorgfalt zu führen auf der wechselvollen Reise unmöglich war. Zu gedenken ist ferner der in der Natur der Sache liegenden Beschränkung, mit welcher ein Beobachter, der im Gefolge seines Königs reist, sich zu äußern hat. Es könnten ihm Männer begegnen wie Pistol, Bardolph, oder der Friedensrichter Schaal, und er dürfte sie nicht zeichnen in ihrer Eigenthümlichkeit, aus Respect vor dem königlichen Amtsrocke, den sie tragen; oder er könnte Männer sehen, voll salomonischer Weisheit, und

dürfte sie wiederum nicht zeichnen wie sie sind, denn was dem Einen recht ist, ist dem Andern billig.

Aber muß solchergestalt auch Manches verschwiegen werden, worüber nur ein Wanderer reden darf, der auf eigenen Füßen geht und nicht auf königlichen Pferden reitet, so treten andererseits wieder viele seltene Erscheinungen in den Vordergrund, die ein gewöhnliches Menschenkind als solches entweder gar nicht, oder nur stückweise und in mangelhafter Beleuchtung sieht. Ueberall, wo ein geliebter Herrscher sein Volk besucht, zeigen sich Land und Leute im Festesschmuck, allein nicht überall gewahrt man bei solchen Gelegenheiten soviel Malerisches, Poetisches und wahrhaft Erfreuliches, als bei dieser Königsreise im baierschen Hochlande der Fall war, wo an fischreichen Seen und Flüssen, in schmucken, langgestreckten, galerieumwundenen Häusern ein rüstiges, durch ergiebige Almwirthschaft wohlgenährtes Volk haust, frisch wie das Grün seiner Berge, fromm und fröhlich zugleich, und seinem Herrscherhause in inniger, ungeheuchelter Treu und Liebe zugethan.

Unser Sammelplatz war Lindau, von wo aus, vor Beginn der eigentlichen Gebirgsreise, einige Ausflüge in die Umgebungen des Bodensees unternommen werden sollten. Am 20. Juni Abends 10¼ Uhr traf der König, aus der Pfalz kommend, in der festlich geschmückten und erleuchteten Inselstadt ein, deren Bevölkerung Se. Majestät mit stürmischem, langanhaltendem Jubel empfing. Auf dem weiten Platze, welcher den Bahnhof vom „Baierschen Hof" trennt, wimmelte es von fröhlichen und neugierigen Menschen, die jubelnd das lange Spalier der Fackelträger umdrängten, als die Equipagen des Königs hindurchrasselten. Das imposante, auf den See hinausschauende, erzene Standbild des Monarchen war durch bengalische Feuer erleuchtet, ebenso die weitgeschwungene Hafenmauer und der Leuchtthurm nebst dem großen Löwen, welche die Einfahrt des

Hafens bilden. Leuchtthurm und Löwe sahen aus wie von Krystall geformt und mit Feuer gefüllt. Der Wiederschein der bengalischen Flammen und zahllosen Lichter im Wasser war von bezaubernder Wirkung.

Am folgenden Tage trat so schlechtes Wetter ein, daß an größere Ausflüge nicht gedacht werden konnte. Die Gesellschaft zerstreute sich auf Wanderungen durch die Stadt, um hier Alles nach Muße in Augenschein zu nehmen, und Nachmittags wurde eine Ausfahrt zur Besichtigung einiger der hübschesten Villen der Umgegend unternommen. Die Hauptvorzüge dieser Villen bestehen in ihrer schönen Lage und den reichen, wechselvollen Fernsichten, die sie bieten, wovon wir jedoch leider wegen des umwölkten Himmels nicht viel zu sehen bekamen. Was uns aber bei gutem wie bei schlechtem Wetter erfreute, waren die lebendigen Hecken wilder Rosen, womit wir überall die Gärten und Rasenplätze eingehegt fanden, und die gerade in frischester Blüthe standen. Ueberhaupt macht Lindau, zu dessen Verschönerung die großartigen Hafenbauten, das Königsmonument und der herrliche Bahnhof mit seinen überall grün umrankten Gebäuden und Pfeilern viel beigetragen, einen durchaus freundlichen Eindruck, und am Hafen herrscht bei der Ankunft der Bahnzüge und beim Ein- und Auslaufen der vielen Dampfer ein so reges Leben, daß man sich auf Augenblicke förmlich in eine größere Seestadt versetzt wähnen könnte.

Lindau vereint in sich auf das Heiterste die Weihe des Alters mit der Frische der Jugend; während das an cyklopische Mauern erinnernde gewaltige Stück Heidenmauer am Eingange der Stadt, ein Rest der Befestigungen aus den Zeiten der Römerherrschaft, angeblich auf Tiberius als seinen Gründer zurückweist, deuten die nur friedlichen Zwecken dienenden Neubauten und der täglich wachsende Verkehr darauf hin, daß der Stadt noch eine reiche Zukunft bevorstehe.

Es stimmt wehmüthig, über Trümmer der Vergangenheit zu wandern, wenn diese nichts sind als Denkmäler des Todes, aber freudig bewegt es uns, neues Leben aus und neben dem alten emporsprießen zu sehen. Das alte Stück Heidenmauer in Lindau erinnerte mich unwillkürlich an ähnliche und andere Römerwerke im fernen Osten, wo — ebenso wie im Westen — die stolzen Weltbeherrscher ihre Fußtapfen den unterworfenen Ländern so tief einprägten, daß Jahrtausende sie nicht zu verwischen vermögen. Die kurze Weltherrschaft der Mongolen hinterließ keine anderen Monumente als Mauern aus Menschenknochen, sehr bezeichnend für ihre Gründer und deren Sendung auf Erden, während ihre noch mächtigeren Nachfolger an der Mosqua und Newa, die den siebenten Theil der bewohnten Erde beherrschen und deren Reich schon sein tausendjähriges Wiegenfest gefeiert hat, bis jetzt noch gar keinen monumentalen Ausdruck gefunden haben, der ihnen eigenthümlich wäre und von ihrer Schöpferkraft zeugte bei der Nachtwelt, wenn sie selbst plötzlich weggeblasen würden aus der Reihe der Lebendigen. Doch damit hat's vorderhand noch keine Noth, und wahrscheinlich wird dermaleinst ein Mommsen der Nachwelt das tausendjährige Jubiläum als die Blüthe eines tausendjährigen Irrthums bezeichnen und die Gründung Rußlands in Europa erst von dem Tage datiren, an welchem der jetzt regierende hochherzige Kaiser die Aufhebung der Leibeigenschaft verkündigte.

Wir kommen nach diesem zukunftshistorischen Excurse in unser freundliches Lindau zurück, von wo aus der König am 22. Juni in Begleitung Sr. königlichen Hoheit des Prinzen Luitpold und des ganzen Reisegefolges eine Fahrt nach dem Thurgau unternahm, deren Ziel Arenenberg war. Das Wetter hatte sich aufgeklärt, eine frische Brise blies uns um die Köpfe und trieb durchsichtig schimmernde, blaugrüne Wellen vor sich her,

während hellblitzende Streifen die fernen, aber klar hervortretenden Ufer umsäumten, hinter welchen hier anmuthig geschwellte Hügelreihen und Rebengelände, dort majestätische Felswände und Bergkuppen aufstiegen und wo überall schattenreiche Villen, hochgelegene Schlösser, freundliche Dörfer und Städte reges Leben offenbarten und dem Auge mannigfaltige Abwechslung boten. Bei trübem Wetter, wenn Nebelschleier die fernen Ufer verhüllen, die Wellen hochgehen und die unruhig flatternden Möven kreischen, macht der Bodensee förmlich einen meerartigen Eindruck; doch das ist nicht sein eigentlicher Charakter, der nur dann recht hervortritt, wenn Alles einen heiteren, friedlichen Anstrich trägt und das immer wechselnde Farbenspiel des belebten Wasserbildes sich möglichst klar und übersichtlich im Rahmen seiner grünen Ufer zeigt, wie am Tage unserer Fahrt der Fall war.

Es ging auf dem eigens für Se. Majestät hergerichteten, festlich beflaggten, bewimpelten und begränzten Schiffe sehr zwanglos und munter zu; die Einen spazierten auf und ab; Andere setzten sich in kleinen Gruppen nieder; die Unterhaltung stockte keinen Augenblick, und wer sich auf eigene Hand amüsiren wollte, brauchte nur das Auge aufzuthun, um sich an den wechselvollen Naturschönheiten zu laben. Doch der Mensch lebt nicht von Naturschönheiten allein, und da — wie Freund Carriere sagt — die Seele sich selbst ihren Körper bildet, so muß sie auch stets darauf bedacht sein, das nöthige Material herbeizuführen, zumal nach den Gesetzen des Stoffwechsels die seelische Körperbildung sich unaufhörlich erneut. Von diesem Gedanken oder verwandten Ahnungen geleitet, kam, nach mehrstündiger Fahrt, die ganze Reisegesellschaft fast gleichzeitig zu der Wahrnehmung, daß die frische Seeluft nicht minder frischen Appetit erzeuge, und kaum hatte Einer dem Anderen diese Wahrnehmung in vertraulicher Weise mitgetheilt, als auch schon die Anzeige kam, daß das Frühstück in der Kajüte servirt

sei. Dasselbe auf dem Verdeck einzunehmen, wie der König gewünscht hatte, erwies sich bei dem immer heftiger wehenden Winde als unmöglich. Doch ließ sich Jeder die kurze Unterbrechung des Naturgenusses, der auf die Dauer auch sein Ermüdendes hat, an der wohlbesetzten Kajütentafel gern gefallen.

Wir dampften an dem grauen Constanz vorüber, folgten dem sich hier scheinbar unvermischt aus dem Bodensee drängenden Rhein zwischen seine lieblichen, wald- und hügelreichen Ufer und stiegen bei Ermatingen ans Land, wo der König erst die sehr comfortabel eingerichtete, an Palmen und seltenen Bäumen reiche Villa eines Engländers besichtigte und dann die Wanderung nach dem hochgelegenen Arenenberg antrat.

Das Schloß ist mit seinen Nebengebäuden in den letzten Jahren neu hergestellt und aufgeputzt, unter der Leitung des Administrators, Herrn Amman, der dem Könige als Führer diente und bei der Gelegenheit manche interessante, den Ort und seine früheren Bewohner betreffende Mittheilung machte.

Die Gebäude machen trotz der neuen Zuthaten und Verschönerungen durchaus keinen schloßartigen Eindruck. Sie sind weder hoch noch von großem Umfange und nehmen sich etwa aus wie ein bescheidener, sauberer, wohleingerichteter Edelsitz. Besondere Sorgfalt scheint auf den förmlich eleganten Kuhstall verwendet zu sein. Das Hauptgebäude, welches die Königin Hortense bewohnte und dessen unteres Geschoß mit den Möbeln geschmückt ist, die einst in den Gemächern Marie Antoinette's prangten, hat einen neuen, sehr solide und hübsch construirten Altan erhalten, der über die frische, schattenreiche Umgebung hinweg wundervolle Fernsichten bietet.

In dem Nebengebäude gelangten wir, über eine schmale Treppe steigend, in die Gemächer, welche einst Louis Napoleon, der zur Zeit unserer Reise noch so mächtige Kaiser von Frankreich, bewohnte und wo sich noch allerlei Reste seines hiesigen

2*

Aufenthalts, wie Bücher, Bilder und Möbeln, vorfanden. Die Wohnung besteht aus drei ganz kleinen, niedrigen zusammenhängenden Zimmern. Man könnte die drei in ein Zimmer verwandeln und es würde noch einen sehr bescheidenen Umfang haben. Im Eingangszimmer steht noch das Bett, worin der Prinz seine kaiserlichen Zukunftsträume geträumt, die sich so wunderbar verwirklichen sollten. Im Mittelzimmer hängen verschiedene Napoleonische Familienporträts und darunter auch das Bild des Kaisers mit Engelsflügeln, gemalt als er noch ein kleines, kaum einjähriges Prinzlein war. Ich blieb lange vor dem hübschen pausbackigen Köpfchen stehen, das mit seinen klaren Augen gar kindlich und treuherzig in die Welt hineinschaut, die sich inzwischen daran gewöhnt hatte, auf das ausgewachsene Urbild dieses Köpfchens zu schauen, um Sonnenschein oder Sturm aus seinen längst umschleierten Blicken zu deuten.

Im dritten Zimmer steht noch der Schreibtisch und eine kleine Büchersammlung des Prinzen, größtentheils militärische und geschichtliche Werke enthaltend. Wir verweilten verhältnißmäßig lange in den kleinen Gemächern, und Jeder machte seine Betrachtungen über den Helden, der sie einst bewohnte, auch ich die meinigen, die jedoch hier mitzutheilen nicht am Platze wäre.

Die Sonne neigte sich schon zum Untergange, als wir auf dem Schiffe wieder eintrafen, wo nach der langen Wanderung das Diner eingenommen wurde. Inzwischen brach feucht und kalt die Nacht herein. Himmel und Erde zündeten ihre Lichter an, aber es blieb doch ziemlich dunkel, bis wir uns wieder dem Hafen von Lindau näherten, wo bengalische Feuer und zahllose Fackeln und Lichter wirklich ein blendendes Stück Tag mitten in die Nacht hineingezaubert hatten. Unter anhaltenden Böllerschüssen fuhr das Schiff in den von einem prächtigen Feuerkranze

umschlungenen Hafen ein, wo lange Reihen festlich geschmückter Gondeln mit Fackeln und bunten Laternen eine Rundfahrt begonnen hatten, die uns lebhaft an ähnliche Scenen in Italien erinnerte. Auf dem ebenfalls festlich erleuchteten Hafenplatze drängte sich, trotz der späten Stunde, das Volk noch in dichten Schaaren; die treffliche Liedertafel brachte dem Könige eine sehr gelungene Serenade und die Menge verlief sich erst, als die Lichter in den königlichen Gemächern ausgelöscht wurden.

Am folgenden Morgen (23. Juni) unternahm der König bei noch hellerem Himmel als am vorigen Tage einen Ausflug nach dem berühmten Fürstenbergischen Schlosse Heiligenberg, am badischen Ufer des Sees gelegen. Das Dampfschiff war eben so festlich ausgeschmückt und trug dieselbe Reisegesellschaft wie auf der ersten Fahrt. Auch sahen wir vom Verdecke so ziemlich dieselben Bilder wieder, nur die einen näher, die anderen ferner gerückt und in anderer Beleuchtung. Wir dampften an Wasserburg, Nonnenhorn, Langenargen, Friedrichshafen, Fischbach, Herschberg — also an dreier Länder Küsten — vorüber nach Meersburg (oder Mörsburg, wie es auf der Mayerschen Karte steht). Um die Berge der Schweiz webte ein sich mehr und mehr verdichtender blauer Duft, der einen großen Theil ganz verhüllte und den anderen nur matt und verschwommen durchschimmern ließ. Die wachsende Schwüle ließ es zweifelhaft erscheinen, ob der Tag so heiter enden werde, wie er begonnen hatte. Der König begab sich bei Meersburg ans Land, wo er von den Stadtbehörden ehrfurchtsvoll empfangen wurde, dann den ziemlich steilen und mühsamen Felsweg zum bischöflichen Schloß hinaufstieg und alle Merkwürdigkeiten in Augenschein nahm. Auch trat Se. Majestät in die Wohnung eines Beamten ein, um verschiedene Sorten Meersburger und andere Seeweine aus dem großherzoglichen Keller zu kosten, worauf dann nach einer Wanderung durch die alterthümlich interessante, sehr malerisch

gelegene, aber zum Spazierengehen etwas unbequeme Stadt die Fahrt nach dem einige Meilen entfernten Heiligenberge angetreten wurde. Der Weg bot alle Reize, welche die anmuthigste Abwechslung von Thal- und Hügelland, frischen Rasenflächen, üppigen Laubwaldungen und einzelnen wahrhaft majestätischen Baumgruppen gewähren kann.

Das hochgelegene, weitgestreckte, aus dunklem Grün aufsteigende Schloß macht schon von fern einen imposanten Eindruck und verdient sowohl durch seine wundervolle Lage wie durch seine prachtvolle Einrichtung ganz den Ruf, dessen es sich in der Nähe und Ferne erfreut. Ob man über das dunkle, den reichsten Wechsel malerischer Formen bietende Grün, welches überall den Vordergrund bildet, hinweg die Blicke über das gesegnete badische Land schweifen läßt, bis tief ins Würtembergische hinein, oder über den Bodensee zu den Schweizer Alpen, welche das Auge von hier aus ganz beherrscht, überall bietet sich eine bezaubernde Fernsicht, die wir nach der einen Seite leider nicht in ihrer ganzen Herrlichkeit genießen sollten, da die sich immer mehr ausbreitenden Nebelschleier einen großen Theil der Berge und besonders der Gletscher, welche man sonst ganz deutlich sehen soll, verhüllten.

Es würde hier wenig am Orte sein, eine ausführliche Beschreibung des riesigen Bergschlosses und seiner durchweg fürstlichen Einrichtung zu geben, doch kann ich nicht umhin, kurz des großen Ahnensaales Erwähnung zu thun, der die ganze Façade einnimmt und desgleichen ich, was Ausdehnung und stilvolle Pracht der Ausschmückung betrifft, noch in keinem anderen Landschlosse gesehen.

Das Licht fällt durch hohe, mit Glasmalereien verzierte Fenster; die Zwischenwände füllen die zahlreichen, lebensgroßen Ahnenbilder aus, zu deren Füßen reiche Tische stehen mit kostbaren Vasen und allerlei werthvollen Seltenheiten aus der alten und

neuen Welt. Die beiden Seitenwände werden unterbrochen durch schöngeschwungene Kamine; die mit der Façade parallel laufende Wand hat zwischen den Ahnenbildern hohe Flügelthüren oder schmuckreiche Schränke mit Waffen und allerlei kostbaren Gefäßen und Andenken.

Die anstoßenden Gemächer sind in modernem Geschmacke, aber auch alle reich und behäbig eingerichtet. Allein unheimlich muthete es mich unten im Flur beim Eintritt in das Schloß an, wo links an der Wand ein grausiges Bild hängt, darstellend eine Hand, welche in Gefahr schwebt, durch ein geschwungenes Beil vom Arme gehackt zu werden, und darunter steht „Burgrecht", oder „Burgfriede", ich erinnere mich nicht mehr genau, welches der beiden Wörter das richtige ist. Gewiß wird Jedermann der stolzen Burg Beides gönnen, ihr Recht und ihren Frieden, allein den Anspruch darauf durch die mittelalterliche Reminiscenz des Handabhauens bildlich auszudrücken, ist heutzutage doch ein Anachronismus, und das unheimliche Bild würde jedenfalls in der Rumpelkammer besser am Platze sein als am Eingange des gastlichen Schlosses.

Ueber Meersburg auf das Schiff zurückgekehrt, machte der König noch einen Ausflug nach der Insel Mainau, und es blieb vor der einbrechenden Dunkelheit gerade hinlänglich Zeit übrig, das dort befindliche, in freundlicher Einsamkeit gelegene Schloß zu besichtigen, wo das junge großherzogliche Paar kurz vor dem Besuche seine Flitterwochen gefeiert hatte. Die Wellen des schwäbischen Meeres schimmerten im Glanze der untergehenden Sonne wie flüssiges Gold und am Himmel schwebten blutrothgefärbte Wölkchen. Das Diner wurde wieder auf dem Schiffe eingenommen, diesmal ein wenig spät. Erst um Mitternacht kamen wir nach Lindau zurück, doch war der Hafen noch glänzender erleuchtet und belebter als am Abend zuvor, dazu die ganze Stadt illuminirt. Der König wurde mit tausendstimmigen

Jubelrufen empfangen; Böller donnerten, Raketen prasselten durch die Luft, bengalische Feuer brannten, fackeltragende Gondeln ruderten auf und ab unter Musik und Gesang, und es mochte wohl ein Uhr Nachts sein, als der Freudenlärm verstummte und die Menge sich verlor.

Am folgenden Morgen (24. Juni) wohnte Se. Majestät in Begleitung des Prinzen und der Prinzessin Luitpold dem Gottesdienste in der Hauptkirche der Stadt bei; dann traf der österreichische General Graf Wimpfen ein, um den König zu begrüßen; darauf war großes Diner, zu dem einige höhere Officiere und Beamte von Lindau, darunter auch der vortreffliche Bürgermeister, gezogen wurden, und gleich nach der Tafel wurde wieder das Dampfschiff bestiegen, aber nur, um den von Lindau scheidenden König nebst Gefolge nach Bregenz überzusetzen, wo 42 Wagen- und Reitpferde bereit standen, Proben ihrer Zug- und Tragkraft abzulegen, zur Beschleunigung der großen Gebirgstour, welche vom Bregenzer Walde aus beginnen sollte.

Es war etwa vier Uhr Nachmittags, als wir von dem freundlichen Lindau Abschied nahmen, wo es zwischendurch hinlänglich geregnet hatte, um die Sommerhitze erträglich zu machen. Nach kurzem Umblick in Bregenz bestiegen wir die Wagen und fuhren durch das breite Rheinthal so weit uns die Pferde ziehen konnten, um dann, immer höher ansteigend, über Schwarzach bis Alberschwende unseren Weg zu Fuß fortzusetzen. In dem schon ein paar tausend Fuß hoch gelegenen Alberschwende bestiegen wir die vorausgesandten kleinen norwegischen Pferde. Doch war es äußerst schwierig, auf den steilen, ungebahnten Gebirgswegen zu Pferde vorwärts zu kommen. Bald stolperten die munteren Norweger auf festem, glattem Sandstein, bald auf weichendem Gerölle, bald auf morschen, vielfach durchbrochenen Knüppeldämmen, bald auch versanken sie in knietiefen

Schlamm und Morast. Kurz, der Weg war so mühselig, daß die meisten Reiter abstiegen und ihre Thiere am Zügel führten. Ich blieb im Sattel so lang es irgend ging, um mich ungestörter an den herrlichen Bildern weiden zu können, die sich überall vor uns aufthaten.

Die Berge zeigten sich meist in breiten, wenig durchbrochenen Wänden in einander verschoben und machten durch ihre Massenhaftigkeit einen imposanten Eindruck, der sie weit höher erscheinen ließ als sie eigentlich sind, wozu auch wohl die äußerst günstige Abendbeleuchtung viel beitrug. Die Bergkuppe der Torena war der höchste Punkt, den wir zu übersteigen hatten. Wir sahen in geringer Entfernung mächtige Gebirgsmassen vor uns aufsteigen, in deren Klüften und Spalten noch der Schnee blitzte. Der ganze Weg führte durch üppige Laub- und Nadelwaldung, hin und wieder durch prächtige, abwechselnd dunkle und helle Felswände unterbrochen.

Der Rückblick auf den goldig schimmernde Bodensee; der Blick in die breite Tiefe des farbenreichen Rheinthals, daraus die waldumsäumten Berge in mannigfaltigster Gliederung emporsteigen; die behäbigen, oft zierlich gebauten, immer sauber anmuthenden Dörfer und Weiler, welche die frische Gebirgslandschaft beleben; die Begegnung und Unterhaltung mit rüstig einherschreitenden gescheidten, wohlgekleideten und gut aussehenden Bewohnern des Landes, unter welchen wir binnen wenigen Stunden manches auffallende hübsche Mädchen bemerkten: Alles vereinte sich, uns heiter zu stimmen und die freundlichsten Eindrücke zu hinterlassen. Selbst die Beschwerlichkeiten des durch heftige Regengüsse grundlos gewordenen Weges dienten nur dazu, unsere Munterkeit zu erhöhen, an welcher der König von Herzen theilnahm.

Einer brauchte den Anderen nur anzusehen, um zu lachen, denn mit alleiniger Ausnahme des Königs, der einen merkwürdig

ruhigen, gleichmäßigen Gang hatte und deshalb am wenigsten vom Schmutz des Weges gezeichnet wurde — sah Jeder von uns in seiner Weise komisch aus, von unten bis oben mit den wunderlichsten Schmutzhieroglyphen bedeckt, die von den kleinen norwegischen Bergpferden darauf gespritzt waren, welche, obwohl bei längerem Gebrauch sehr friedlicher Natur, doch zu Anfang der Reise allerlei seltsame Sprünge ausführten. Sie hatten nämlich seit dem vergangenen Herbst nichts zu thun gehabt als zu fressen und auszuruhen, waren darüber so üppig geworden, daß sie nicht wußten wohin mit sich, als sie wieder einen Reiter auf ihrem Rücken fühlten. Bald steckten sie die Köpfe zwischen die Beine, als ob sie sich die Welt von unten ansehen oder ein Rad schlagen wollten; bald warfen sie sich hochaufgerichteten Hauptes im Kreise herum, als ob sie Circuserinnerungen hätten; bald starrten sie, wie eingewurzelt im Schlamm stehen bleibend, sinnend in die Welt hinaus, als ob sie über das Räthsel des athmenden Daseins nachdächten, das mit jedem Schritte zum Grabe führt, gleichviel ob dieser Schritt vorwärts, seitwärts oder rückwärts gethan wird, und plötzlich, als ob sie zu der Einsicht gekommen wären, daß auch das Stillstehen das Lebensziel nicht verlängert, stampften sie so ungeberdig einher, daß eines dem anderen, sammt seinem Reiter den mit kräftigen Hufschlägen aufgewühlten Schlamm bis über die Ohren spritzte. Erst beim Aufsteigen im tiefen Steingerölle wurden sie mürbe und gingen dann so ruhig und sicheren Schrittes, daß ein paar der Reiter ihnen die Füße an den Hals legten, ohne sie aus ihrer wiedergewonnenen Gemüthsruhe zu bringen. Als die Wege wieder schlammig wurden, stieg ein Reiter nach dem anderen ab und so stapften wir im Gänsemarsch zu Fuß weiter, während die Pferde, sechzehn an der Zahl, von unterwegs geworbenen Bauernburschen geführt, uns in langem Zuge folgten und nach Fliegen schnappten.

Wer nicht wußte, daß der König sich unter uns befand, hätte uns leicht für eine Kunstreitertruppe ansehen können, als wir Abends um halb neun Uhr unter dem Zulauf der Bevölkerung unseren langen Einzug in Schwarzenberg, dem Ziel unserer ersten Tageswanderung, hielten.

Ein stattlicher Stallmeister in weißen Lederhosen, blauem Frack und Kanonenstiefeln; fünf Reitknechte in weißen Lederhosen, blauen Röcken und Stulpenstiefeln; ein halb Dutzend Lakaien und endlich wir selbst, in allen möglichen und unmöglichen Reisecostümen, nur durch den Schmutz des Weges einander ähnlich — es war in seiner bunten Mannigfaltigkeit und seinem epischen Hintereinander ein wundersames Bild, über welches wir selbst, die es bilden halfen, in der Erinnerung noch oft herzlich lachen mußten.

In Schwarzenberg. Unterhaltung beim Souper.

Schon eine halbe Stunde nach unserer Ankunft in Schwarzenberg waren wir zum Souper beim König versammelt, der in anregender Unterhaltung immer die beste Würze des Mahles fand.

In Lindau, wo die Empfangsfeierlichkeiten, Besuche, Audienzen und Regentenpflichten aller Art fast die ganze Zeit Sr. Majestät in Anspruch nahmen, hatte sich nur einmal eine Gelegenheit ungezwungenen Alleinseins mit der Reisegesellschaft beim Souper geboten und der König die Kosten der Unterhaltung fast allein getragen, indem er uns in sehr anziehender Weise von den Erlebnissen und freundlichen Eindrücken seiner eben beendeten Reise durch die Pfalz erzählte, dabei auch nicht unterließ, Riehl viel Anerkennendes über dessen kurz vorher erschienenes, die Pfalz und die Pfälzer schilderndes Buch zu sagen. Zu den weiteren Erörterungen über die Eigenthümlichkeiten des lebenslustigen Völkleins lieferte auch Franz von Kobell charakteristische Züge, der so manches schöne Lied in pfälzischer Mundart gesungen.

Dies Mal drehte sich die Unterhaltung zunächst um das in den letzten Tagen Gesehene und Erlebte, woraus sich dann Weiterführendes von selbst ergab.

Wenn ich nun versuche, hier und an anderen Ruhepunkten

unserer Reise aus der Erinnerung eine Skizze solcher Unterhaltungen zu geben, so kann ich natürlich nur für die Sache, nicht aber für jedes einzelne Wort einstehen und werde deshalb, wenn ich Andere reden lasse, diese nicht bei Namen nennen, sondern einfach durch A, B, C, D u. s. w. bezeichnen.

Schon bei seinem Eintritte rieb sich der König vergnügt die Hände, wie er zu thun pflegte, wenn er in guter Stimmung war, und drückte seine Freude darüber aus, daß der erste Tag unserer Wanderung so glücklich verlaufen sei. „Ich hoffe," fügte er hinzu, „daß wir noch viele ähnliche erleben, und daß sich der Goethe'sche Spruch an uns nicht erfüllen werde: ‚Nichts ist schwerer zu ertragen, als eine Reihe von schönen Tagen'."

„Damit hat Goethe gewiß Tage müheloser Genusses gemeint, die auf die Dauer wirklich unerträglich werden, wenn man gewohnt ist, das Glück in fruchtbringender Arbeit zu suchen," erwiederte A.

„Gewiß," sagte der König, „solcher Tage müheloser Genusses wird man leicht überdrüssig und ich zähle sie nicht zu den schönsten meines Lebens, die noch in der Erinnerung fortleuchten. — Doch setzen wir uns zu Tisch, nachdem wir den Schmutz des Tages von uns gestreift und einen neuen Menschen angezogen haben."

„Das ganze Leben ist ein Kampf gegen Schmutz, der sofort wieder anfängt, wo der Kampf aufhört," sagte ich.

„Nun, ich hoffe, daß wir ihn wenigstens für heute ausgekämpft haben," erwiederte der König lächelnd, während wir Platz nahmen. „Ich bin glücklich," fuhr er fort, „daß wir heute einmal wieder ganz ungestört beisammen sind, und wir wollen die gute Stunde mit Bewußtsein genießen."

„Jede gute Stunde wird eine Feder in der Schwinge des Glücks, sagt ein morgenländisches Sprüchwort," bemerkte C.

„Das ist doppelsinnig," sagte D.

„Wie die meisten Sprüchwörter," warf ich ein. „Man kann sie wenden wie Handschuhe, Hemden und Strümpfe, und sie passen doch."

„Allein jedes muß wie diese eine rechte Seite haben, welche den rechten Sinn ergiebt, denn verkehrt bleibt verkehrt," entgegnete D.

„Das trifft nicht zu," fuhr ich fort, „denn die bloß auf äußeren Schein berechnete sogenannte rechte Seite der Kleidungsstücke ist nicht ihr eigentlicher Zweck oder rechter Sinn, und bei einem Sprüchworte denkt sich Jeder etwas Anderes wie beim Worte Glück, denn der beste Sinn der Sprüchwörter ist für Jeden immer nur der, den er selbst hineinlegt."

„Das will mir nicht einleuchten, denn wenn ich z. B. sage, ‚dem Reinen ist Alles rein', so versteht Jeder was damit gemeint ist."

„Und doch kann Jeder mit gutem Fug den Sinn umkehren und sagen: ‚Dem Reinen ist Alles schmutzig', oder: ‚Dem Schmutzigen ist Alles rein'. Eines ist, näher betrachtet, so richtig wie des Andere."

Die Meinungen hierüber waren getheilt, und man kam zu keiner rechten Verständigung.

„Zugegeben," sagte D., „daß Sie in diesem Falle Recht hätten, so giebt es doch auch Sprüchwörter, die sich nicht drehen und deuteln lassen; z. B.: ‚Man muß das Eisen schmieden, so lange es warm ist'."

„Dies Sprüchwort," entgegnete ich, „leidet an dem kleinen Fehler, daß bloß warmes Eisen gar nicht geschmiedet werden kann: es muß glühend sein. Aber da das Sprüchwort nicht für die Schmiedewerkstätte gemacht, sondern ihr nur entlehnt ist, so wollen wir das warme Eisen gelten lassen in seiner Nutzanwendung für die übrige Welt, wo es Jeder im Munde führt, auf eigene Weise bestrebt, der Schmied seines Glücks zu

werden. Der fahrende Gauner wendet es an, um dem schlafenden Nachbar auf der Reise Uhr und Börse aus der Tasche zu ziehen; der siegreiche Feldherr, um dem fliehenden Feinde vollends den Garaus zu machen; der Wirth, um bei ungewöhnlichem Fremdenandrange die Preise zu erhöhen; der geistliche und weltliche Charlatan, um die leichtgläubige Menge durch Wundererscheinungen und Wundercuren zu bethören und auszubeuten."

„Mirza-Schaffy betrachtet gern die Dinge von der Kehrseite," unterbrach mich der König lächelnd.

„Weil die Kehrseite der Dinge gewöhnlich übersehen wird," entgegnete ich, „und doch auch ins Auge gefaßt werden muß, wenn man ein richtiges Urtheil gewinnen will."

„Uns fällt zuweilen," sagte der König, „ein Ausdruck ins Ohr, der zu ganz anderen Ideenverbindungen führt, als wovon eigentlich die Rede war. So dachte ich vorhin, als ‚die Schwinge des Glücks' sprüchwörtlich angeführt wurde, nicht an die Bedeuteng des Sprüchworts, sondern sah plötzlich wieder das kindliche Bild Louis Napoleon's vor mir, das wir in Arenenberg so lange betrachtet haben, und ich mußte unwillkürlich dabei denken, daß die Schwinge des Glücks in unserer Zeit keinen Menschen so hoch getragen wie diesen Louis Napoleon, der, wie ich ihn in Paris kennen gelernt, durch keinen Zug mehr an jenes kindliche Bild erinnert, selbst nicht durch den Ausdruck des Auges, der sich doch sonst am wenigsten zu verändern pflegt. Auf dem Bilde ist es von durchsichtiger Klarheit, während das Auge des Kaisers mir so verschleiert erschien, wie ich nie vorher ein Auge gesehen."

Das Gespräch nahm hierauf eine ernstere Wendung. Der Eine suchte die verschleierten Augen des Kaisers durch die lange verschleierten Pläne zu erklären, über welchen er von Jugend auf gebrütet; der Andere durch die dunklen Mittel, durch welche er seine Herrscherpläne verwirklicht habe und

seine Macht immer weiter auszudehnen suche; ein Dritter meinte: jeder Mensch, der von einer fixen Idee beherrscht werde und an seinen Dämon glaube, wie das bei Louis Napoleon offenbar der Fall sei, kehre den Blick meist nach innen und gewinne so allmälig ein träumerisches, geheimnißvolles Aussehen.

Ueber die dunklen Mittel, durch welche Louis Napoleon zur Macht gelangt, wurde mit aller Offenheit gesprochen, dabei ein Rückblick auf sein ganzes Leben geworfen und auch des theatralischen Apparats gedacht, womit er auf der Bühne der Weltgeschichte debutirte.

„Wer von uns,“ sagte der König, der bis dahin schweigend zugehört hatte, „wer von uns würde die Geschichte mit dem Adler und dem Specke nicht für ein Kindermärchen halten, wenn wir sie nicht selbst mit erlebt hätten! Wie kann nur in einem und demselben Gehirn solche ans Kindische streifende Phantasterei mit so viel praktischem Verstand beisammen wohnen, wie ihn Louis Napoleon wirklich besitzt? Auch seine späteren Mittel, die ihm den Weg zum Throne gebahnt, kann ich nicht zusammenreimen mit dem Eindruck, den er mir im persönlichen Verkehr gemacht, denn ich gestehe, daß dieser Eindruck nicht bloß ein bedeutender, sondern auch ein wohlthuender war, wie man ihn sonst nur von Menschen zu empfangen pflegt, deren Freundlichkeit einem wirklich guten Herzen entspringt.“

Es wurden nun von verschiedenen Seiten eine Menge Beispiele aus der Geschichte angezogen, um an hervorragenden Persönlichkeiten zu veranschaulichen, daß bei Menschen, die sich zu einer großen Mission berufen glaubten, an deren Durchführung sie ihr Leben setzten, herzgewinnende Freundlichkeit im persönlichen Verkehr häufig genug Hand in Hand gehe mit oft grausenerregender Rücksichtslosigkeit in der Wahl der Mittel zur Erreichung ihrer politischen oder kirchlichen Zwecke. Solche

Menschen können die zärtlichsten Gatten, die besten Familienväter, die anhänglichsten Freunde sein und nebenbei die scheinbar herzlosesten Despoten. Durch ihr Leben gehen zwei Strömungen: die eine entspringt dem Herzen, die andere dem berechnenden Verstande. Sie ziehen eine scharfe Scheidelinie zwischen dem, was ihr Gemüth bewegt, und dem, was ihnen als ihr höherer Beruf erscheint. Sie wissen, daß die Geschichte sie verherrlichen oder verdammen wird je nach dem Gelingen oder Mißlingen ihrer Pläne, und sie setzen deshalb Alles aufs Spiel um Erfolge zu gewinnen, deren Dauer die dunklen Mittel, durch welche sie gewonnen werden, verschleiert, beschönigen oder gar vergessen macht. Kommt nun dazu noch ein fatalistischer Zug, wie er bei Louis Napoleon unzweifelhaft vorherrscht, so erweckt dieser einen Glauben, der keine Unmöglichkeiten kennt und auch Andere mit hinreißt. Ohne seinen Namen — der mit seiner zweifelhaften Abstammung gar nichts zu thun hat — würde er sich nicht auf den Thron Frankreichs geschwungen oder überhaupt je ungewöhnliche Beachtung gefunden haben. Sein Name wurde das Schicksalswort, das von früh auf seinem Handeln Ziel und Richtung gab. Nicht er hat seinen Namen gemacht, sondern sein Name ihn. Eine Welt in Waffen hatte dem Namen Napoleon ehernen Klang und einen Zauber gegeben, der selbst den tiefen Fall seines ersten Trägers überdauerte, und der nun den Neffen auf den verwaisten Thron des Oheims hob."

„Sich auf einem solchen Throne zu erhalten," warf Se. Majestät ein, „erscheint mir noch schwieriger, als sich hinaufzuschwingen."

„Nicht für einen Mann," erwiederte ich, „der vor keinem Mittel zurückbebt."

„Ein so unruhiges Volk wie das französische zu beherrschen, ist nicht leicht."

„Gewiß nicht auf regelrechtem Wege. Aber wer die Gewalt hat und rücksichtslos in ihrer Anwendung ist, kann Alles durchsetzen, so lange er sie hat, besonders in einem so straff centralisirten Lande wie Frankreich und nach solchen Erschütterungen, wie das Volk sie durchzumachen hatte, bevor Louis Napoleon zur Gewalt kam. Paris ist nicht Frankreich, aber in Paris entscheiden sich immer Frankreichs Geschicke. Als Paris durch Kartätschen zur Ruhe gebracht worden war, seufzte auch das übrige Frankreich nach Ruhe, und die Armee war glücklich, endlich einmal wieder einen Oberherrn zu haben, dessen Name schon eine gewisse Bürgschaft für eine längere Dauer seiner Gewalt bot und zugleich Aussicht auf andere Gloire, als in Straßenkämpfen zu gewinnen war. Denn daß es Napoleon mit seinem „l'empire c'est la paix“ ehrlich meinte, glaubte von vornherein kein vernünftiger Mensch.“

„Das scheint mir zu viel gesagt,“ bemerkte der König, „ich würde eher annehmen, daß der Kaiser sich selbst getäuscht, als daß er Andere habe täuschen wollen. Er hat vielleicht so raisonnirt: mein Oheim ist groß geworden durch den Krieg; ich bin nicht zum Feldherrn geboren, also will ich mich bestreben groß zu werden durch Werke des Friedens.“

„Wenn er so gedacht hätte,“ erwiederte ich, „so würde er nicht die erste beste Gelegenheit zum Kriege vom Zaun gebrochen haben.“

„Auch ein Frieden liebender Monarch kann durch Umstände, die stärker sind als er, zum Kriege gezwungen werden. Nehmen wir dies bei Napoleon an, so müssen wir zugeben, daß er sich im Krimkriege sehr geschickt und glücklich aus der Affaire gezogen, zunächst durch die Art, wie er Bundesgenossen gewonnen, denen er sich in seiner Kriegführung überlegen gezeigt, während er zugleich durch diese Bundesgenossenschaft die Angelegenheit über die nationalen Grenzen emporgehoben und

zu einer europäischen gemacht hat, bei welcher Frankreich nur die Führerrolle spielte, ohne anderen Gewinn als den Ruhm, Europa von dem russischen Alp befreit zu haben. Ich weiß freilich aus unseren früheren Unterhaltungen, daß Sie die Sache aus einem ganz anderen Gesichtspunkte betrachten, aber ich erinnere mich auch, daß Sie immer allein mit Ihrer Ansicht standen und Niemand davon überzeugen konnten."

„Das hat mich," entgegnete ich, „nie wankend gemacht in meiner eigenen Ueberzeugung, daß der Krimkrieg, wie er geführt wurde, einst von der Geschichte als eines der größten Verbrechen bezeichnet werden wird, davon sie zu erzählen weiß. Denn es sind in diesem Kriege Hunderttausende von Menschenleben geopfert worden ohne anderen Zweck, als den dritten Napoleon mit einem kriegerischen Nimbus zu umgeben und die Augen des französischen Volks durch ein Bischen neuer Gloire zu blenden. Für die Dauer hat Frankreich sammt England durch diesen abenteuerlichen Krieg nichts gewonnen und Rußland nichts verloren. Daß dem Kaiser Nikolaus das Herz darüber brach, war für das Volk ein Glück, welches nun durch den milderen und weiter blickenden Kaiser Alexander von der Schmach der Leibeigenschaft erlöst und in menschlichere Bahnen der Entwicklung hinübergeführt werden konnte, ein Gewinn, der alle Kriegsverluste weit überwiegt. Der Krim krieg wäre seitens der verbündeten Mächte nur dann historisch zu rechtfertigen gewesen, wenn er den Zweck gehabt hätte, Rußlands Uebermacht wirklich zu brechen. Die Gelegenheit dazu bot sich so günstig, wie sie nie wiederkehren wird. Die nach Befreiung seufzenden christlichen Georgier und Armenier streckten den Siegern in der Krim eben so sehnsüchtig die Hand entgegen wie die mohamedanischen Bergvölker am Schwarzen Meere. Aber die Hand wurde nicht angenommen. England würde sie angenommen haben, um Rußland die kaukasischen

Pforten nach Indien zu versperren, wenn Frankreich es erlaubt hätte. Allein es lag Napoleon gar nicht daran, England zu stärken durch Schwächung Rußlands. Der von kurzsichtigen Politikern als großer Staatsmann gepriesene Lord Palmerston wurde von Napoleon einfach ins Schlepptau genommen. Er hatte geglaubt, ihn zu seinem Werkzeuge zu machen, indem er ihm zum Kaiserthron verhalf, und sah sich nun selbst als Werkzeug in der Hand Napoleon's auf eine Weise mißbraucht, die seinen Namen immer mehr verdunkeln wird, je mehr die Geschichte Licht über die Triebfedern seiner Handlungen verbreitet. Es wird einst zu Tage kommen, daß der Krimkrieg nichts Anderes war als ein Duell zwischen Louis Napoleon, dem kaiserlichen Emporkömmling, und Kaiser Nikolaus, dem sogenannten Hort der Legitimität. Jener wollte diesem, der stolz auf ihn herabsah, beweisen, daß er ihm vollkommen ebenbürtig sei, und hunderttausend Menschen mußten bluten, um den Beweis zu führen. Palmerston war sein Secundant bei dem Duell, dessen unglücklichen Ausgang für Rußland dieses einst schwer an Frankreich, noch schwerer an England rächen wird."

„Wir müssen abwarten, ob Sie Recht haben," sagte der König, „und dann hat Napoleon sicher Unrecht. Indeß zeigt die Geschichte, daß das Unrecht nicht immer an denen bestraft wird, die es begangen. Ludwig XVI. mußte bluten für die Sünden seiner Vorgänger, Kaiser Paul für die Sünden seiner Mutter. Ueberhaupt scheint die Geschichte keine besondere Freundin großer Tugendhelden zu sein, die sie nur so nebenbei zu behandeln pflegt, während sie mit Vorliebe bei den dunklen Charakteren verweilt, welche ihr schwere Räthsel zu lösen geben. Sie liebt energische, rücksichtslose Charaktere, rasch vorschreitende Handlung, spannende Verwicklung und blutige Lösung wie die Tragödie. Glücklich nennt man die Eroberer,

welche ihr Ziel wenn auch mit dunklen Mitteln erreichen und das Gewonnene, wenigstens scheinbar gesichert, ihren Nachkommen hinterlassen. Aber sind sie wirklich glücklich? Ueberhaupt: was ist Glück?"

„Ein Wort, bei welchem sich Jeder etwas Anderes denkt," erwiederte C.

„Glück ist die harmonische Bethätigung unserer Kräfte," sagte A.

„Glück ist der Sonnenschein, welchen die Liebe ins Leben wirft," sagte B.

„Glück ist für den Trägen die behagliche Trägheit, für den Fleißigen die gesegnete Arbeit, für den Spieler das Gewinnen, für den Jäger eine gute Jagd, für den Feldherrn ein glänzender Sieg, für den Fischer ein guter Fischfang, für den Seefahrer ein günstiger Wind, für die Courtisane ein reicher Liebhaber, für den Reisenden freundliches Wetter —"

„Das ließe sich ins Unendliche fortführen," unterbrach der König D., „aber so war's nicht gemeint mit meiner Frage. Inzwischen scheint uns das freundliche Wetter untreu zu werden. Hören Sie nicht, wie es draußen stürmt und plätschert?"

„Es wird sich hoffentlich bald austoben," sagte A. „Ein Glück ist es, daß wir im trockenen Zimmer sitzen."

„Ein Glück!" erwiederte der König. „Es scheint, es giebt so viele Sorten von Glück, daß es schwer ist, die richtige und echte herauszufinden, denn die meisten scheinen mir gefälscht zu sein. Ich kann mir kein wahres Glück ohne ein gutes Gewissen denken, und selbst dieses schützt nicht gegen Unglück, sondern lehrt es nur besser ertragen. Ein dauerndes Glück ist also undenkbar, da das Unglück immer vor der Thür steht, und wenn es uns nicht selbst bedroht, so trifft es Andere, die uns in Mitleidenschaft ziehen, wodurch dann unser eigenes Glück wieder gestört wird. Wenn ich mich recht erinnere,

haben Sie einmal etwas Aehnliches in Spruchversen ausgedrückt; wissen Sie sie auswendig?" fragte der König, sich zu mir wendend.

„Ja," erwiederte ich.

„Nach vollem Glück vergebens
Strebst du im Erdenthale:
Schmerz ist der Kern des Lebens
Und Glück nur seine Schale.

Im Glück oft unbewußt
Kommt dir ein schmerzlich Schauern,
Als ahnte deine Brust,
Es kann nicht lange dauern."

„Ja, das Glück ist nur ein zeitweise erfolgreicher Kampf gegen das Unglück," sagte der König, sich erhebend, während der Regen mit wachsendem Ungestüm an die Fenster schlug. Wir zogen uns zurück mit dem Wunsche, daß der stürmischen Nacht ein freundlicher Tag folgen möge.

Regenwetter. Auffahrt nach Reute. Hittisau. Bad Tiefenbach. Rohrmoos. Sonthofen. Oberstdorf. Die Adlerhorste im Oythale.

Unser Wunsch sollte nicht in Erfüllung gehen. Es strömte die ganze Nacht hindurch vom Himmel herab, als ob eine neue Sintfluth im Anzuge wäre, und dazu tobte ein Sturm, der das Haus bis in seine Grundfesten erbeben machte und so zudringlich fühlbar durch die unsichtbaren Poren der Wände und Fenster drang, als ob diese gar nicht vorhanden gewesen wären.

Mit Ausnahme Sr. Majestät mußte die Reisegesellschaft sich behelfen und paar- oder kleeblattweise hausen, da die Zahl der vorhandenen Räumlichkeiten sonst nicht ausgereicht haben würde. War es doch an sich schon eine rühmliche Leistung für ein Dorfwirthshaus, uns Alle trocken unterzubringen mit der zahlreichen Dienerschaft, den vielen Pferden und verschiedenen Chimborassos von Gepäck.

Ich hatte ein taubenschlagähnliches Gemach mit Riehl zu theilen und wir hausten noch friedlicher darin als Tauben, welche bei näherem Zusehen gar nicht so fromm erscheinen, wie man sie gleichnißweise zu verwerthen pflegt.

Wären die Betten über einander angebracht gewesen, statt neben einander, so hätten wir uns einbilden können, in einer Schiffskajüte auf stürmischem Meere zu fahren, denn die Regenströme schlugen nicht minder mächtig an die kleinen Fenster als

hochgehende Meereswogen, und der Sturm schüttelte das Haus so gewaltig, daß wir selbst ein Gefühl des Geschaukeltwerdens dabei hatten. Doch ließen wir uns bald in Schlaf schaukeln, denn wir waren sehr müde, und fanden in gesegnetem Schlummer, trotz des bösen Wetters, Beide die „gute Nacht", welche wir uns gegenseitig gewünscht, oder vielmehr entgegengegähnt hatten.

Als wir am frühen Morgen erwachten, hatte der Sturm etwas nachgelassen, aber der Regen prasselte munter fort, was unserer eigenen Munterkeit einigen Eintrag that, zumal es über Nacht kalt geworden war, als stünde der Winter schon vor der Thür, noch ehe der Sommer recht angefangen, seine Schuldigkeit zu thun.

Doch wir steckten eine freundliche Miene auf, um das Wetter zu beschämen und unseren Reisegefährten mit gutem Beispiel voranzugehen, was übrigens gar nicht nöthig war, da wir sie alle in bester Laune beim Kaffee trafen, nachdem wir uns das Wirthshaus etwas näher angesehen hatten. Ueber dieses finde ich in meinem Notizbuche Folgendes bemerkt: „Die Einrichtung unseres Dorfwirthshauses ist vortrefflich. Die Zimmer sind alle mit Täfelwerk bekleidet und würden sehr behäbig zu nennen sein, wenn sie etwas höher wären. Die Wände entlang laufen hölzerne Bänke; davor stehen wohlgeformte Tische. Die Wandschränke und sonstigen Möbeln passen zum echt deutschen Stil des Ganzen; nirgends sieht man etwas modern Aufgeklebtes, Alles ist wie aus Einem Gusse. Die Fenster sind mit weißen Gardinen geschmückt und bis in den letzten Winkel des Hauses zeigt sich die größte Sauberkeit."

Die Häuser im Bregenzer Walde haben meist Galerien, aber nicht — wie die Häuser im bairischen Hochlande — nach außen, als Anhängsel, sondern nach innen, als Einschiebsel oder Einschnitte des Hauses. — Die Weiber tragen eng anliegende leinene Röcke von dunkler Farbe und Pelzmützen wie

die Tataren, d. h. nicht in der plumpen Form wie man sie bei den Frauen am Rande des bairischen Hochlandes findet, sondern konisch geformt. Das Kleid der Frauen, die Joppe genannt, ist in unzählige Fältchen gelegt; oben am Halsausschnitt zeigt sich ein goldgestickter Brustlatz, während den Leib ein Gurt von lackirtem Leder umschließt, hinten mit einer silbernen Schnalle geschmückt. An diesem Gurt wird nach altdeutscher Weise eine Tasche getragen. Ueberhaupt macht Alles hier: Wohnung, Tracht und Behaben der Leute einen anheimelnden, echt deutschen Eindruck.

Nach dem Frühstück stieg ich mit Riehl wieder in unser inzwischen in Ordnung gebrachtes Zimmer hinauf, um Briefe zu schreiben. Der Regen ließ etwas nach, aber die Luft war so kalt, daß wir uns alle Augenblicke die Hände reiben mußten, um unsere steifen Finger zu schmeidigen. Bei diesen unschuldigen Reibungen wurden wir durch den Eintritt des Königs überrascht, der schon einige Stunden gearbeitet hatte und sich nun mit eigenen Augen überzeugen wollte, ob seine Gäste gut untergebracht wären und nicht von der im Hause herrschenden feuchten Kälte zu leiden gehabt hätten. An solchen Zügen gütiger Fürsorge ließ es Se. Majestät nie fehlen. Für seine eigene Person war der König ziemlich unempfindlich gegen Kälte und ließ sich auch durch schlechtes Wetter nicht leicht die gute Laune verderben, noch an Ausflügen verhindern. Nur wurde dann nicht zu Fuß gegangen, sondern geritten oder gefahren. Beim Reiten hatte Se. Majestät immer, je nach dem Bedürfniß der Unterhaltung wechselnd, einen Begleiter zur Linken, und da geschah es bei mehrstündigem Ritte öfter, daß drei oder vier Herren nach einander an die Reihe kamen. Beim Fahren dagegen wurde nicht gewechselt: der zum Mitfahren Auserkorene blieb immer an der Seite des Königs sitzen, bis das Ziel erreicht war.

Diesmal wurde mir die Ehre zu Theil, den König auf einer Ausfahrt nach dem kleinen Stahlbade Reute zu begleiten, nachdem wir das über 2000 Pariser Fuß hoch gelegene freundliche Dorf Schwarzenberg mit seiner Pfarrkirche, in welcher sich ein viel gepriesenes Altarbild von Angelika Kaufmann befindet, näher in Augenschein genommen hatten.

Schwarzenberg ist Angelika Kaufmann's eigentliche Heimath, da ihre Eltern hier ansässig waren, die sich in Chur befanden, als ihnen ihr Töchterchen 1741 geboren wurde, dessen glänzende Anlagen sich so früh entwickelten, daß es schon im dreizehnten Jahre zu weiterer Ausbildung nach Rom gebracht wurde. Angelika's anmuthiges Talent und ihre bezaubernde Persönlichkeit brachten sie mit den erlauchtesten Geistern ihrer Zeit, auch mit Goethe, in freundschaftliche Beziehungen. Ihre Büste wurde nach ihrem Tode († 1807) im Pantheon aufgestellt.

Der Weg, den ich mit Sr. Majestät zu fahren hatte, um nach Reute zu gelangen, führte uns dem Laufe der wildströmenden, durch die wolkenbruchähnlichen Regengüsse hochangeschwellten Ach entgegen, in deren Bette eine Menge wahrer Ungethüme von Steinblöcken dem schäumend gegen sie anstürmenden Fluthgetöse Trotz bot. Im Uebrigen sah die Welt aus, als ob sie erst in Begriff wäre, sich aus vorweltlichem Urnebel heraus zu verdichten, um feste Gestalt und erkennbare Umrisse zu gewinnen. Aber wie durch einen Zauberschlag theilte sich plötzlich das dunkle Gewölk über uns, wir sahen in weicher, wunderheller Beleuchtung der aufsteigenden Sonne, die ihren Glanz verdoppelt zu haben schien, um uns für ihre lange Abwesenheit zu entschädigen, ein herrliches, blankgewaschenes, farbenfrisches Stück Welt vor uns, im wechselvollen Reiz von Berg, Wald und Wasser.

Prächtigere Eschen, als hier die malerischen Ufer der Ach schmückten, habe ich nirgends gesehen, und auch die blanken,

hochstämmigen Ahornbäume zeigten sich denen der Jachenau und Ramsau völlig ebenbürtig.

„Ich gedachte," sagte der König, „auf unserer Fahrt über ganz andere Dinge mit Ihnen zu sprechen als über Naturschönheiten, aber der sonnige Anblick, der uns so unerwartet geworden, nimmt mich im Augenblick ganz gefangen."

„Möge diese Gefangenschaft lange dauern!" erwiederte ich. „Reine Bergluft athmen und sonnige Eindrücke in sich aufnehmen, ist ein Segen, den man nicht immer haben kann."

„Ja, ich weiß, Sie sind auch ein Freund der Natur," sagte der König, „ich habe das bald aus Ihren Büchern gemerkt, obwohl Sie nicht viel Worte darüber machen. Ich lasse mich deshalb auch gern bei Ihnen gehen, da ich sicher bin, nicht mißverstanden zu werden, wie mir das schon in früher Jugend begegnet ist, in einer Weise, die mich fast irre an mir selbst machte."

„Liebe zur Natur," erwiederte ich, „kann doch unter keinen Umständen etwas Tadelnswerthes sein, da die Natur unsere Urmutter ist, der wir Alle verdanken, daß wir sind."

„So weit möchte ich nicht gehen," sagte der König, „denn wenn ich die Urmutter gelten lassen soll, so muß ich dazu einen Urvater annehmen, dem sie ihre Kinder verdankt — mit anderen Worten: einen schaffenden oder zeugenden Gott. Spricht doch auch Goethe oft von Gott-Natur im Sinne innigster schaffender Vereinigung Beider."

„Ich habe mich bei meinem Gleichniß," erwiederte ich, „blos an das Eine, Sichtbare gehalten, ohne deshalb das Andere Unsichtbare nicht gelten lassen zu wollen. Christus lehrt: Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, sollen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten! Das hindert die wahre Liebe zur Natur nicht, sondern erhöht sie. Denn der Zauber, den das sinnlich Wahrnehmbare auf uns übt, was wir Natur nennen, kann

nur wachsen bei dem Gedanken, daß noch etwas Höheres dahinter steht, dessen Wahrnehmung sich unseren Sinnen entzieht."

„Und doch hat es viele glaubensfeste Männer ungewöhnlicher Art gegeben," nahm der König wieder das Wort, „welche glaubten, Gott am besten zu dienen, wenn sie sich vom Zauber der Natur wie von einer Verlockung des Bösen abwendeten, und welche dafür als Heilige gepriesen wurden."

„Das sind eben wunderliche Heilige gewesen," sagte ich lächelnd.

„Ja," fuhr der König fort, „denn selbst Humboldt, dem man doch dogmatische Beschränktheit nicht vorwerfen kann, hebt in seinem Kosmos hervor, daß das Christenthum den Blick in die freie Natur wesentlich erweitert habe, wie es auch, selbst wo es als Staatsreligion auftrat, in der großen Angelegenheit der bürgerlichen Freiheit des Menschengeschlechts für die niederen Volksclassen wohlthätig wirkte. Ich erinnere mich der Stelle genau: sie steht im ersten Capitel des zweiten Bandes, wo ein vergleichender Ueberblick der Einwirkungen der Natur auf die Literatur der alten Völker gegeben wird. Es frappirte mich, darin zu finden, daß die Römer für die großartigen Schönheiten der Alpenwelt, welche sie doch auf ihren Heerzügen so genau kennen lernten, kein Auge hatten, sondern nur von schlechten Wegen und schauerlichen Einöden zu berichten wußten, ja daß Julius Cäsar, als er zu seinen Legionen nach Gallien zurückkehrte, die Zeit benutzte, um während des Zuges über die Alpen eine grammatische Schrift, ‚De analogia', anzufertigen."

„Daß ein so rastlos strebender Geist wie Julius Cäsar an ganz andere Dinge dachte, als das Gletschereis und den ewigen Schnee der Alpen zu bewundern, die seinem Marsche so gewaltige Hindernisse boten, ist leicht erklärlich, aber im Allgemeinen scheint den Römern die Gemüthsseite gefehlt zu haben, welche zum

Naturgenuß hinzieht; Ausnahmen wie Plinius der Jüngere, Cicero u. A. bestätigen nur die Regel. Uebrigens kann man ein großer Freund der Natur sein, ohne dabei das Bedürfniß zu fühlen, über alle empfangenen Eindrücke schriftlichen Bericht zu erstatten. Ein Anderes ist es, wenn man fremde Länder oder wenig besuchte Gegenden durchwandert und Neues mitzutheilen weiß oder charakteristische Schilderungen bietet, die als wirkliche Kunstwerke erfreuen, wie z. B. Fallmerayer's ‚Fragmente aus dem Orient', welche trotz allen Lobes, das ihnen die Zeitungen gespendet, so wenig bekannt sind und doch allgemein bekannt zu sein verdienten."

„Ich habe sie zu wiederholten Malen gelesen," sagte der König, „und immer mit neuem Genuß und neuer Belehrung, obgleich ich manche der Stätten, die er schildert, aus eigener Anschauung kenne. Er schildert im großen Stil und doch mit malerischer Anschaulichkeit bis ins Kleinste. Der Gang seiner Rede ist langsam, aber immer würdevoll, oft feierlich, zuweilen sogar majestätisch. Man merkt, daß ihm die Satzbildungen nicht gleich fertig aus der Feder springen, daß er vielmehr die einzelnen Theile erst sorgfältig gegen einander abwägt, ehe er sie zusammenstellt, aber er weiß sie dann kunstvoll zu fügen, und seine kritische Bedächtigkeit wird von einem feinen Ohr für Wohllaut geleitet. Er schmückt seine Rede gern, aber nur mit echtem Schmuck, gleichviel ob mit eigenem oder von den Alten entlehnten. In seinen meist von tiefer Trauer und Wehmuth durchzitterten Betrachtungen contrastirt er gern den Glanz der alten Culturstätten des Morgenlandes mit ihrer heutigen Verödung und Verwilderung. Auch in den Ländern des Westens und besonders in Deutschland kann er nichts Tröstliches und Erfreuliches mehr entdecken, sondern sieht überall nur Zerfall und Verkommenheit, und das noch halb in der Barbarei steckende Rußland ist ihm in Europa das einzige

Land der Zukunft. Zu diesem Glauben kann ich mich nicht bekehren; ich habe noch Vertrauen zum deutschen Geiste und kenne keine größere Freude, als nach Kräften mitzuwirken, das Volk einer besseren Zukunft entgegenzuführen. Aber man hat gern Zustimmung und Ermuthigung in seinem Glauben und Hoffen. Entgegengesetzte Ansichten können die unserigen berichtigen, wenn sie mit diesen ein gleiches Ziel im Auge haben, allein der Ausdruck völliger Hoffnungslosigkeit kann nur lähmend auf die Thätigkeit Anderer wirken. Und im Grunde ist es doch eine sehr billige Weisheit, immer zu predigen, daß Alles auf Erden eitel und vergänglich sei! Wer weiß das nicht? Wir sehen die Blumen verwelken, die Menschen sterben und die größten Reiche zu Grunde gehen. Aber hat das je verhindert, daß neue Blumen gepflanzt, neue Menschen geboren und neue Reiche gegründet wurden? Wer sein Leben würdig ausgefüllt hat, mag ruhig sterben, allein in der Kraft des Lebens soll man niemals denken: alles Streben ist nutzlos, weil es doch einmal ein Ende nehmen muß. Doch ich rede Ihnen da von Dingen, die Sie selbst längst besser in Vers und Reim gesagt haben —"

„Und Andere längst vor mir," warf ich ein, „aber nicht besser! Denn Werth und Wirkung der Worte verändern sich je nach der Bedeutung dessen, der sie redet."

„Wie meinen Sie das?"

„Wenn z. B. in einem unterdrückten Volke irgend Jemand öffentlich riefe: ‚Es lebe die Freiheit!' so würde er eingesperrt; wenn hingegen der Beherrscher des Volkes dieselben Worte vernehmen ließe, so würde des Jubels kein Ende sein."

„Ach so!" lächelte der König.

„Es erinnerte mich das," fuhr ich fort, „an ein altes persisches Sprüchwort: ‚Das Wort des Königs ist König der Worte.'"

„In jedem ähnlichen Falle wie dem eben angeführten trifft das allerdings zu," sagte der König. „Doch, um noch einmal auf Ihren Freund Fallmerayer zurückzukommen, so kann ich mir ganz gut erklären, warum seine Schriften keine so allgemeine Verbreitung gefunden haben, wie Sie ihnen wünschen. Er hat eine schwere Jugend gehabt, die ihre Schatten bis in sein Alter geworfen, und der Schmerz über das Fehlschlagen vieler Hoffnungen hat ihn zu einer trüben Weltanschauung geführt, die nicht Jeder theilen mag. Er ist Sieger geblieben in den vielen Kämpfen, die er zu bestehen gehabt, aber er ist seines Sieges nicht recht froh geworden. Er hat entbehren und entsagen gelernt, aber nicht mit beruhigtem Herzen. Ein Schleier der Wehmuth breitet sich über Alles, was er schreibt, selbst über seine farbenprächtigen Naturschilderungen. Seine Betrachtungen fesseln durch den Zauber der Sprache, aber hinterlassen immer eine wehmüthige Stimmung, weil ihnen der befreiende Ausblick, ich möchte sagen: die poetische Erlösung fehlt. Ich weiß seine Vorzüge wohl zu würdigen und habe ihn auch durch langen persönlichen Verkehr genau kennen gelernt, wo er mir dann freilich in mancher Hinsicht ganz anders erschien als in seinen Büchern."

Ein wieder heftig herabströmender Regen machte der Unterhaltung über Fallmerayer ein Ende und verhinderte mich auch, die Reize von Reute im rechten Lichte zu sehen, so daß ich nichts darüber zu notiren fand.

Auf der Rückfahrt hatten wir noch ein paar flüchtige Sonnenblicke, zu flüchtig, um uns der Schönheit der Landschaft so zu erfreuen wie am Morgen.

„Haben Sie den bleichen Mann in Bad Reute gesehen, mit welchem ich längere Zeit allein sprach?" fragte der König, nachdem er eine Weile in Nachdenken versunken gesessen.

„Ja, Majestät; er sah sehr traurig und gebrochen aus."

„Und er war noch im vorigen Jahre einer der stattlichsten Männer, die man sehen konnte! Durch einen Unglücksfall um sein Vermögen gekommen, ist er in kurzer Zeit so zusammengesunken, so geistig und körperlich gebrochen, daß ich ihn kaum wieder erkannt habe. Wie kann nur der Verlust eines Haufen Goldes einen Menschen, der bis dahin von Kraft und Selbstgefühl strotzte, plötzlich so siech und elend machen, als ob es Blut gewesen wäre, das durch seine Adern gerollt und ihm durch eine offene Wunde entronnen?"

„Wenn ich an einen Teufel glaubte, Majestät, wie ein alter grundgelehrter Bekannter von mir, der ihn hat durch die Straßen von München schleichen sehen, so würde ich glauben daß er leibhaftig im Golde steckte, um durch dieses die Menschen zu bethören, zu verlocken und zu verderben. Der reiche Geizige wacht darüber ängstlicher als über sein Seelenheil; der Arme verlangt danach mehr als nach seinem Seelenheil; der Verschwender richtet sich und Andere damit zu Grunde, indem er, so lange sein Goldquell fließt, seinen Lüsten fröhnend, von einem Genuß zum anderen taumelnd, nur das zudringliche Laster nährt und an der verschämten hülfsbedürftigen Tugend vorübergeht."

„Sie führen da lauter extreme Fälle an," unterbrach mich der König, „aber es giebt doch auch Menschen genug, in deren Besitz das Gold zur wirklichen Quelle des Segens wird, indem sie nach Kräften der Armuth damit zu steuern, Schlechtes zu verhindern und Gutes zu fördern suchen."

„Wohl giebt es solche Menschen," erwiederte ich, „aber bei Weitem nicht genug, sie bilden nur seltene Ausnahmen, sonst würde des aus unverschuldeter Armuth entspringenden Elends nicht so viel in der Welt sein. Wenn jeder Reiche nach Maßgabe seines Ueberflusses auch nur für die Hülfs-

dürftigen in seiner nächsten Umgebung sorgte, nicht durch Almosen, welche nur in Ausnahmsfällen Gutes wirken, sondern durch Heranziehen zu Arbeiten, die ohne seine Unterstützung nicht unternommen werden könnten; und durch Betheiligung an Versorgungsanstalten für Arbeitsunfähige, so würden die meisten Uebel, welche die Gesellschaft jetzt schädigen, bald aufhören. Aber in der Regel betrachtet sich der im Ueberfluß Lebende nicht, wie es sein sollte, als ein Verwalter ihm anvertrauter Güter, über deren Verwendung er Rechenschaft geben soll, sondern hält sich in eitler Verblendung für so viel besser und größer als Andere, als er mehr besitzt, gleichviel ob sein Reichthum aus reinen oder unreinen Quellen fließt. Gold giebt eine große Macht über die Menschen, welche mehr mißbraucht wird als jede andere Macht auf Erden."

„Gewiß," fiel der König ein, „allein ich glaube nicht, daß selbst die größte Goldmacht den glücklich macht, der sie mißbraucht."

„Das glaube ich auch nicht; aber sicher macht sie diejenigen unglücklich, gegen welche sie mißbraucht wird. An sich ist Reichthum kein Glück, allein wohl angewandt bietet er hundert Mittel zum Glück, welche der hülflosen Armuth fehlen."

„Aus Reichthum in Armuth zu verfallen, scheint mir noch trauriger zu sein, als in Armuth aufzuwachsen."

„Wenn es unverschuldet geschieht, gewiß."

„Ich sollte denken, das Loos der Armuth müßte doppelt schwer zu tragen sein für den, der es selbst verschuldet hat, besonders wenn früher das Bewußtsein des Besitzes sein vornehmster Halt und Stolz im Leben war. Doch in den meisten Fällen ist es schwer, die Scheidelinie zwischen verschuldetem und unverschuldetem Unglück zu ziehen. Wer kann den Menschen ins Herz sehen und wer darf sich zum Richter der Gewissen aufwerfen? — Uebrigens noch beklagenswerther als

die nackte Armuth, welche gleichsam aus sich selbst ein Gewerbe macht, indem sie offen und laut Hülfe fordert, erscheint mir die verschämte Bedürftigkeit so vieler gebildeter Familien, welche zu Hause dafür darben müssen, daß sie durch ihre Stellung in der Gesellschaft gezwungen werden, außerhalb des Hauses einen gewissen Schein des Wohlstandes aufrecht zu erhalten. Ach, es giebt so viel Elend in der Welt, daß einem selbst ganz elend zu Muthe wird, wenn man darüber grübelt; und doch hilft alles Grübeln nichts, sondern nur thätiges Eingreifen."

„Ich habe sogar gefunden", nahm ich das Wort, als der König schwieg, „daß gewöhnlich die Menschen, welche am meisten grübeln und reden über das Elend in der Welt, am wenigsten thun, um ihm abzuhelfen, und was sie thun, nur thun um von sich selbst reden zu machen. Wie es eine verschämte Armuth giebt, welche Ew. Majestät als die beklagenswertheste bezeichnet haben, so giebt es auch ein verschämtes Wohlthun, welches mir als das rühmenswertheste erscheint, weil es sich selbst nicht rühmt. Wer sich selbst noch freuen kann, der macht auch Anderen gern eine Freude; in froher Stimmung giebt man lieber als in trauriger, und das so Gebotene wird auch freudiger genommen werden als die Gaben eines trübseligen Kopfhängers."

„Das ist richtig," sagte der König, „allein wie man auch helfen möge, ob in froher Stimmung oder in trauriger, man hilft immer nur durch Geld, und so möchte ich, statt zu sagen wie Sie vorhin, daß im Golde der Teufel stecke, es lieber als einen Prüfstein betrachten für Menschenwerth."

„Das ist der Teufel auch, wie ihn die Gläubigen sich vorstellen," erwiederte ich lächelnd, „nur mit dem Unterschiede, daß man ihn nicht zerstückeln kann wie das Gold; wer ihm einmal die Hand reicht, den hat er ganz."

* * *

Um drei Uhr trafen wir wieder in Schwarzenberg ein, wo rasch dinirt und dann zur Weiterreise gerüstet wurde. Bei ziemlich günstigem Wetter ritten wir zunächst nach dem auf fruchtbarer Hochebene, zwischen dem tiefeingeschnittenen Subersbach und der Bolgenach sich weit ausdehnenden freundlichen Kirchdorfe Hittisau, wo unser Nachtquartier sein sollte. Alles machte hier einen wohlthuenden, zu längerem Aufenthalt verlockenden Eindruck: das treffliche Wirthshaus, die zahlreichen Weiler und Einzelhöfe, unter welchen viele den behäbigen Wohlstand ihrer Bewohner verriethen; die anmuthige Lage des Orts, das frische, saftige Grün der Ebene wie der sie umragenden Berghänge, von deren bewaldeten Höhen eine Menge freundlicher Häuser einladend herabschauten. Die Bergzüge im Hintergrunde zeichnen sich vorwiegend in sanft geschwungenen Linien ab; nur die Gottesackerwände bieten schärfere Umrisse.

Die Menschen, mit welchen wir auf unserer Wanderung in Berührung kamen, zeigten keine Spur von jenem steifen, eckigen, tölpisch wichtigen Wesen, welches man so häufig unter den Landleuten im Norden Deutschlands findet; sie waren zuvorkommend ohne Aufdringlichkeit; gesprächig ohne Geschwätzigkeit; geweckten Geistes und dabei von unbefangener Natürlichkeit in Ausdruck und Haltung. Es ließ sich gut mit ihnen reden und verkehren.

Der König, der immer eine besondere Vorliebe für Landleute hatte, welche treu an Tracht und Sitte ihrer Väter festhielten, fragte einen Hittisauer, wie es komme, daß die Männer im Bregenzerwalde nicht dem Beispiele der Frauen folgten, ihre alte eigenthümliche Kleidung zu bewahren. Der Mann antwortete, darüber habe er noch nicht nachgedacht, aber er meine, es erkläre sich wohl daher, daß die Männer in vielerlei Geschäften weit im Lande herumkämen, während die Frauen zu Hause blieben.

Die schon früher beschriebene faltenreiche Kleidung der Frauen ist immer dunkelfarbig, was ihnen ein ernstes, sittiges Aussehen giebt. Neben den flachen Pelzhauben sahen wir in Hittisau auch viele kegelförmige Filzhüte, die besonders den jungen Mädchen sehr gut standen.

Es war schon spät am Abend, als wir, müde vom Reiten und Gehen, in unser sehr sauber gehaltenes Wirthshaus zurückkehrten, um uns bald darauf zum Souper bei Sr. Majestät zu versammeln. Die leicht hin und her fliegende Unterhaltung während des Essens lief nachher, als die Cigarren zwischen die Lippen kamen — wozu der König immer das Zeichen gab durch Anrauchen einer feinen griechischen Cigarette, die nie ausgeraucht wurde — in Betrachtungen aus über die charakteristischen Unterschiede zwischen den vom Dampfroß durchschnaubten Gegenden und denen, die davon noch unberührt geblieben. Ueber die ins Auge fallenden Vortheile eines beflügelten Verkehrs waren natürlich Alle von vornherein einig, doch erlaubte ich mir, hervorzuheben, daß der größte Segen, den man früher allgemein davon erwartet hatte, nämlich Verbrüderung der Völker, Aufhören der Kriege, Fallen der Nationalitätsschranken, Ausgleichung durch Annäherung und was dergleichen Schönes mehr prophezeit wurde, ins gerade Gegentheil umgeschlagen ist. Die Völker haben sich bei näherer Bekanntschaft noch schroffer von einander geschieden als vorher, die Kriege sind durch den beschleunigten Verkehr nicht verhindert, sondern nur beschleunigt und vermehrt worden, und die Nationalitätsfrage ist eine so brennende geworden, daß Frankreich oder Rußland eines Tages die Welt damit in Brand stecken kann.

„Die Eisenbahnen haben noch viel andere Nachtheile im Gefolge gehabt," sagte A., „denn wo ihr Strang bei uns läuft, hat er manche alte deutsche Tugend strangulirt, wie

z. B. die Tugend der Billigkeit, der Gemüthlichkeit, der Höflichkeit, der Bescheidenheit. Wer in einem Coupee sich's bequem gemacht, betrachtet jeden neuen Passagier als einen Feind, der ihm den Platz beengen will. Wer nicht mehr Handgepäck mitnimmt, als erlaubt ist, dem fällt unversehens ein über das erlaubte Gewicht gehender Koffer eines anderen Passagiers auf den Kopf, und wenn das Glück gut ist, so tritt ihn der andere Passagier beim Wiederaufheben des Koffers noch auf die Füße."

„Ja," sagte C., „dergleichen Geschichten hat wohl Jeder erlebt. Ein Fremder, der Deutschland blos auf der Eisenbahn kennen lernt, wird wenig von den Vorzügen mehr finden, die man uns früher nachrühmte. Die bescheidenen und feineren Leute verhalten sich ruhig, und die Rohen und Aufdringlichen führen das große Wort."

„Das wird wohl überall so sein," fiel D. ein, „denn der gesteigerte Verkehr bringt es mit sich, daß oft unsaubere Elemente zusammenkommen, welche man früher nur selten und vereinzelt traf, als die Postkutsche noch die Lande durchrollte und täglich nicht so viele Menschen von einer Stadt zur anderen brachte, als jetzt Züge gehen."

„Sicher ist," sagte A., „daß, wer's nicht eilig hat und zur Erholung reist, oder um Land und Leute an der Quelle kennen zu lernen, den Schienensträngen möglichst fern bleiben muß, die ich mit Strömen vergleichen möchte, welche den darauf hindampfenden Passagieren wohl schnelle Beförderung, aber keinen reinen Erquickungstrunk aus ihrer Fluth bieten können. Diesen muß man an der Quelle suchen, die auf Berghöhen oder im waldigen Thalgrunde springt."

„Ich habe nicht mitgeredet," hob jetzt der König an, „weil ich, immer nur in Gesellschaft reisend, die ich mir selbst wähle, keine von den Unannehmlichkeiten erfahren konnte, die halb

im Scherz, halb im Ernst erzählt wurden. Aber wenn ich's nicht eilig habe, fahr' ich doch auch lieber im eigenen Wagen als auf der Eisenbahn und athme lieber in frischer Bergluft als im Dunstkreise des Rauchschlots. Es wollte mir vorhin fast scheinen, als habe der Dampf der Cigarren die Herren unwillkürlich zum Dampf der Locomotive geführt, wie mir's heute ähnlich angesichts einer dampfenden Suppe erging. Als wir auf unserer Wanderung in ein schmuckes Haus eintraten, um uns die Einrichtung anzusehen, überraschten wir die Familie beim Abendbrot, und es freute mich, daß der würdige Hausvater, vor dem die dampfende Suppe stand, sich in seinem eben begonnenen Tischgebet nicht stören ließ. Unwillkürlich kam mir dabei in den Sinn, daß ich auf meinen vielen Eisenbahnfahrten in Deutschland nie etwas Aehnliches gesehen, woraus ich jedoch nicht schließen will, daß das Tischgebet überall im Bereiche der Eisenbahn nicht mehr üblich sei."

„Bei der jüngeren Generation ist es so ziemlich ganz abgestellt, und auch unter den älteren Leuten giebt es Viele, die sich für aufgeklärt halten, wenn sie es nicht mehr üben," sagte Einer aus der Gesellschaft, der Land und Leute zum Gegenstande langjährigen eingehenden Studiums gemacht hatte. „Es ist ein trauriges Zeichen der Zeit," fuhr er fort, „daß die Leute sich durch den flachen Aufkläricht, den ihnen die Tagesliteratur ins Haus wirft, so leicht den Kopf verdrehen lassen. Wenn der Familienvater, auch der vornehme und reiche, nicht mit dem Kaffeetisch das Tagewerk einleitet, sondern mit einem gemeinsamen Gebet, zu welchem sich Weib und Kind und Gesinde, das ganze Haus um ihn versammeln müssen, dann meint man wohl, das sei ein Zopf und Muckerei. Ein solcher gemeinsamer Antritt des Tagewerks ist aber ein Wahrzeichen des Zusammenhaltens und Zusammenhängens des Hauses. Darum ist er, ganz abgesehen von seiner sittlichen und reli-

giösen Bedeutung, auch in socialem Betrachte Goldes werth. Bei einzelnen Bauerschaften geschieht das Alles noch, aber die städtischen Väter scheinen nicht zu wissen, daß sie mit dem Ausfallen dieser Sitte freiwillig eines der stolzesten Attribute ihrer Stellung im Hause aus der Hand geben. Wahrlich, der Hausvater sollte den letzten Rest, der ihm von der hauspriesterlichen Würde seiner Urahnen verblieben, nämlich das Amt, dem ganzen Hause vorzubeten, nicht so leicht wegwerfen. Es steckt mehr Ehre, Rang und Herrschaft darin für einen stolzen Geist als in einer ganzen Collection von Titeln und Orden. Gar viele arme Schächer von Familienvätern sehen das recht gut ein, fürchten aber doch, der feingebildete Nachbar möchte sie auslachen. Sie schämen sich nicht, wenig und nichts zu sein in ihrem Hause, aber viel zu sein, Priester und Herr des Hauses zu sein, deß schämen sie sich! ‚Die Feigheit ist's, die uns verdirbt,' wie es in einem alten Liede heißt. Denn es gehört mehr Muth und Ueberzeugung dazu, in der Sitte, im socialen Leben, im Hause mit der Revolution zu brechen als im politischen."*

Die Gesellschaft wurde aufgehoben, und bald lag Alles in den Betten, nur ich nicht, obgleich ich sehr müde war. Allein ich hatte noch ein paar Stunden in dicken Büchern zu lesen, die mich noch müder machten, so daß ich auch endlich glücklich darüber einschlief. Im Traum zogen allerlei wundersame Wüsten-, Berg- und Strombilder an mir vorüber, belebt von nackten, zu Fuß laufenden Negerschaaren und anderen dunkelhäutigen, phantastisch gekleideten Gestalten, die auf Kamelen, Pferden und Eseln ritten. Ein Trupp lanzenschwingender Reiter verfolgte mich; meine Fußsohlen brannten, als ob ich über glühendes Eisen liefe, und schon hielt ich mich für ver-

---

* Vergl. Riehl: Die Familie, S. 154.

loren, als ich plötzlich eines großen Stromes ansichtig wurde, den ich mit letzter Anstrengung zu erreichen suchte, um mich durch Schwimmen zu retten oder im Wasser unterzugehen. Je näher ich dem Ufer kam, desto mehr schien es mir, daß der Boden unter mir schwanke wie ein Schwungbrett. Meine Verfolger dicht hinter mir, that ich den rettenden Sprung, war aber nicht wenig erstaunt, daß ich, statt ins Wasser zu fallen, mich hoch in die Luft emporgehoben sah, als ob meine Arme zu Flügeln geworden wären. Das Fliegen erweckte mir so erhaben wonnevolle Empfindungen, daß ich gar keine Lust verspürte, zur schwerfälligen, heimtückischen Erde zurückzukehren, auf welcher jeder Schritt ein Schritt zum Grabe ist, und mir keine seligere Erlösung für jeden schmerzgeplagten Menschen denken konnte, als mit Bewußtsein in einen Vogel verwandelt zu werden. Bis dahin hatte ich gar nicht auf meine Arme gesehen, um zu prüfen, ob sie wirklich in Flügel verwandelt waren; ganz erfüllt von der Wonne des Fliegens, war es mir nicht eingefallen, über das Wunder nachzudenken, durch welches der Aufschwung bewirkt wurde. Ich fühlte mich bald so heimisch in den höheren Regionen, als ob meine Füße nie auf rindsledernen Sohlen die staubige Erde betreten hätten. Nur fiel es mir bei meiner erhabenen Umschau plötzlich seltsam auf, daß ich immer noch meine etwas blau angelaufene Brille vor den Augen hatte, welche mir auf Erden zum Fernsehen gute Dienste gethan, jetzt aber, wo sich die Blicke nach oben kehrten, mir die Aussicht nur trübte und überhaupt zu meinem Adlerfluge unpassend erschien. Ich griff nach der Brille, um sie abzunehmen, und in demselben Augenblicke war es vorbei mit dem Fliegen: ich stürzte jählings aus gewaltiger Höhe hernieder, während es Nacht um mich wurde und mein Bewußtsein schwand, das indeß sofort wiederkehrte, als ich schwer wie Blei zu Boden krachte und, aus meinem Traum

erwachend, mich im Bett des Wirthshauses zu Hittisau liegend fand.

Die Bücher, in welchen ich vor Schlafengehen gelesen, waren die ersten Bände der „Reise und Entdeckungen in Nord- und Centralafrika“ von Heinrich Barth, dem berühmten Forscher und hochverdienten Gelehrten. Ich hatte sie nebst einigen Bänden von Livingstone auf Wunsch Sr. Majestät mit auf die Reise genommen, um dem König, der die Entdeckungsreisen der beiden trefflichen Männer mit regem Interesse verfolgt hatte, zu gelegener Stunde einen Vortrag darüber zu halten. Nun war ich zwar schon in München redlich bemüht gewesen, mich mit dem Inhalt vertraut zu machen, um meinen Vortrag möglichst aus dem Vollen schöpfen zu können, allein es erforderte das mehr Zeit, als ich, mitten in meinen Studien über das altenglische Drama steckend, finden konnte. So nahm ich denn auf der Reise die mehr durch ihren reichen Gehalt als durch ihre Darstellungsweise anziehenden Bücher wieder vor, so oft es gehen wollte, schlief, wie eben erzählt, in der letzten Nacht darüber ein und sah dann im Traume Tunis, Susa, Tripolis, die Sahara, das ganze Reich Bornu, Adamaua, Baghirmi, Wadai und die von Barth neu entdeckten Reiche Gando und Hamd-Allahi an mir vorüberziehen und flog in der Luft umher, bis mich der jähe Sturz wieder zur Mutter Erde brachte.

* *

*

Am folgenden Morgen (26. Juni) brachen wir, schon früh unsere Pferde besteigend, nach dem kleinen Bade Tiefenbach auf. Es war ein herrlicher Ritt über das freundlich am Abhange des mehr als 5000 Fuß hohen Feuerstädterberges gelegene kleine Dorf Sibratsgfäll und durch das alpenreiche Balderschwangthal, dem Algäu entgegen.

Ich mußte viel an des Königs Seite reiten, der in Wiederanknüpfung an frühere wichtige, vertrauliche, für die Oeffentlichkeit nicht geeignete Unterhaltungen mich tiefe Blicke in sein tiefes Gemüth thun ließ.

Wir kamen zeitig und in bester Laune nach dem in einem engen Kessel am Fuße des waldreichen Schloßberges etwa drittehalb tausend Fuß hoch gelegenen Dorfe Tiefenbach, wo Mittagsrast gehalten werden sollte. Die Badeanlagen geben dem Dorfe, das seine Häuser und Gärten in für das Auge wohlthuender Weise weit umher verstreut hat, einen gewissen Anstrich von Eleganz. Doch trotz der gesunden Luft und reizevollen Lage des Ortes, der Tugenden seiner Quellen und der Bescheidenheit seiner Preise fanden wir nur wenige Curgäste. Unter ihnen befanden sich Graf Rechberg, ein früherer Flügeladjutant Sr. Majestät, und Forstmeister v. Metzler, die Beide zur Tafel gezogen wurden.

Nach Tisch setzten wir, bald zu Fuß, bald zu Pferd, unsere Wanderung fort, ließen, als wir die nächste Höhe des ziemlich steil ansteigenden Weges am Fuße des Geisberges erreicht hatten, die Blicke noch einmal in den prächtigen Thalkessel von Tiefenbach hinabschweifen und zogen dann, uns weiter am linken Ufer der Starzlach hinschlängelnd, immer höher, mitten durch herrliche Waldung hindurch, bis das Thal, sich allmälig erweiternd, wieder die freie Aussicht auf endlose Alpenweiden eröffnet.

Ueber Rohrmoos, ein mehr als 3000 Fuß hoch gelegenes großes, dem Fürsten Waldburg gehöriges Alpengut, gelangten wir in das Oberstdorfer Thal und zogen bei einbrechendem Abend in das festlich beleuchtete, bekränzte und fahnengeschmückte Sonthofen ein.

Schon unterwegs beim ersten Wiederbetreten baierischen Gebietes waren dem Könige außer den officiellen Huldigungen

allerlei sinnige Begrüßungen von Seiten der Landleute geworden und zwar in einer Weise, die es unmöglich machte, den Urhebern auf die Spur zu kommen, der beste Beweis, daß es den Leuten nur darum zu thun war, ihrem Landesvater eine Freude zu machen, ohne auf Dank dafür zu rechnen. So fanden wir z. B. den Namen des Königs und der Königin in Blumen auf den Weg gepflanzt, den wir zogen, und bogen sorgfältig aus, um die Blumenschrift nicht von den Hufen der Pferde zerstampfen zu lassen. Aber in Sonthofen erreichten die Freudenbezeigungen über die Ankunft des Königs ihren Höhepunkt. Man sah es dem im weiten Thale offen gelegenen Marktflecken deutlich an, daß Alt und Jung eifrig bemüht gewesen, keinen Winkel darin ungeschmückt zu lassen. Keine noch so arme Wittwe, die nicht ihre niedrigen Fensterlein erleuchtet und einen Kranz und ein Fähnlein ausgehängt hätte. Des Volksjubels war überall, wo der König sich zeigte, kein Ende.

Im Gefolge eines Fürsten, der sein Volk besucht, sieht man Orte und Menschen in ganz anderem Lichte, als wenn man allein reist. Alles kehrt seine beste Seite heraus, und wer sich von der Bevölkerung nicht auf die Straßen drängt, zeigt sich an den Fenstern, deren jedes als ein Rahmen zu einem lebenden Bilde erscheint. Man bekommt so in bequemer Uebersicht mit einem Schlage vor Augen, was man sonst erst lange vereinzelt suchen muß und nicht immer in gleich erfreulicher Stimmung findet.

Soweit ich darüber urtheilen kann, war der König kein sonderlicher Freund von lärmenden Freudendemonstrationen. Er wußte sie, wenn sie von Herzen kamen, in herzgewinnender Weise entgegenzunehmen, aber seine Gedanken wandten sich bald wieder anderen Dingen zu. Diesmal schweiften sie von dem festlich bewegten Marktflecken Sonthofen nach den Negerländern am Niger und Tsadsee. Der weite Sprung machte

sich wie von selbst. Franz von Kobell erzählte beim Souper, um den guten Tact und den verständigen Sinn der Schwaben von Sonthofen zu veranschaulichen, ein paar charakteristische Züge aus frischester Beobachtung im Volksgedränge. Das erinnerte den König an ähnliche Züge, die er vor Jahren bei Empfangsfeierlichkeiten in Italien und Griechenland wahrgenommen. Baron Leonrod, der Se. Majestät nach Griechenland begleitet hatte, sagte:

„Damals kamen wir nicht aus so schatten- und quellenreichen Bergwäldern wie heute."

Diese Bemerkung führte zu anderen über die Ursachen der allmäligen Verödung Griechenlands und Siciliens. Auch wurde der Gefahren gedacht, welche das Reisen in diesen Ländern immer noch unsicher machten, der Räuberbanden, deren romantisches Ansehen bei ihren Landsleuten immer wuchs im Verhältniß zu den Erfolgen ihrer Plünderungszüge. Von Sicilien bis Afrika war's nicht mehr weit.

„Was sind diese Gefahren," sagte der König, „verglichen mit jenen, die den Reisenden im Innern Afrika's bedrohen, wo ein mörderisches Klima, unerträgliche Hitze und Wassermangel schwere Krankheiten über ihn bringen und er sich fortwährend unter wilden Völkern bewegen muß, deren Mißhandlungen mit heiler Haut zu entkommen zu den seltensten Glücksfällen gehört. Selbst von der so sorgfältig vorbereiteten, mit allen erdenklichen Hülfsmitteln ausgerüsteten wissenschaftlichen Expedition, welche die englische Regierung durch Richardson ins Werk setzte, und der sich dann unsere berühmten deutschen Reisenden Overweg und Barth anschlossen, ist nur der Letztere glücklich heimgekehrt, aber welcher Heldenmuth, welche Entbehrungen, welcher starke Geist und Körper gehörte dazu, alle Leiden und Gefahren zu überwinden und so reiche Ausbeute mit heimzubringen! Er hat, wie ich gelesen habe, die Tage-

bücher seiner dem Klima erlegenen Freunde gerettet. Ich habe leider nicht Zeit gefunden, mich aus den Quellen über die neuesten Entdeckungsreisen in Afrika näher zu unterrichten. Doch Sie versprachen, mir einen Vortrag darüber zu halten, an welchen sich später wieder anknüpfen ließe —"

Der König steckte die griechische Cigarette an, die übrigen Herren griffen zu den Cigarren, eine erwartungsvolle Stille trat ein, und der Vortrag sprang mir leichter von den Lippen, als der Fall gewesen sein würde, wenn ich erst noch einige Wochen hindurch unter den zerstreuenden Eindrücken der Reise darüber nachgegrübelt hätte.

Es war spät in der Nacht geworden, als ich schloß, aber ich schlief danach viel besser, wie in der Nacht vorher der Fall gewesen war, obgleich sich's in der Luft des Gasthofes von Sonthofen nicht so rein athmete wie in den Gasthöfen des Bregenzerwaldes. Dies war auch wohl der Grund, daß schon am folgenden Morgen, nachdem Se. Majestät die Messe gehört, wieder aufgebrochen wurde und zwar in der Richtung nach dem oberen Illerthal, dem die Iller seinen Namen gegeben, zwischen welcher und deren Zufluß Osterach Sonthofen liegt.

Oberstdorf, der erste bemerkenswerthe Ort, den wir erreichten, hat, sich weit in grüner Thalfläche ausstreckend und in großem Halbkreise von stattlichen Bergen umragt, eine schönere Lage als Sonthofen und machte mir wegen seiner nicht zusammenhängend gebauten, sondern durch Baumgruppen und Gärten von einander getrennten Häuser einen mehr malerischen und ländlichen Eindruck, obgleich es sich auch zur Würde eines Marktfleckens aufgeschwungen hat und seine 1800 Einwohner zählt wie Sonthofen. Im Jahre 1865 wurde die Hälfte des freundlichen Ortes durch einen großen Brand zerstört, und ich weiß nicht, wie es jetzt darin aussieht.

Aus Oberstdorf gingen drei rühmlich bekannte Maler her-

vor: Johannes Schraudolph, der sich mit Heß durch seine Fresken in der Münchener Basilica und Allerheiligenkirche verewigt hat, und Claudius Schraudolph und Joseph Anton Fischer, von welchen mehrere Glasgemälde im Kölner Dom herrühren.

Charakteristisch für die Gegend ist, daß die Berge, auf welche der Blick fällt, ähnlich wie im Salzkammergut, unmittelbar aus ganz ebener Thalsohle aufsteigen, im Kleinen dem Rande eines Tellers vergleichbar, während im altbaierischen Gebirge, und besonders im Berchtesgadener Gebiete, keine solche weite Gleichmäßigkeit des Bodens sich findet, der dort vielmehr durchgehends eine bunte Abwechselung kleinerer und größerer Erhebungen zeigt, bald wellenförmig, bald schroff und trotzig aufsteigend.

Oberstdorf liegt zwischen den raschfließenden Bergwassern der Stillach und Trettach, welche im Verein mit der Breitach die Iller bilden.

Wir blieben diesmal nicht lange in dem anmuthigen Orte, sondern zogen weiter nach dem unfern davon in herrlichem Thale gelegenen Jagdhause Sr. K. H. des Prinzen Luitpold, von wo allerlei Ausflüge unternommen werden sollten.

Zunächst wurde dort ein wenig Sonntagsruhe gehalten und bei gutbesetzter Tafel gute Unterhaltung gepflogen, wobei besonders die eifrigsten und erfahrendsten Jäger unserer Gesellschaft, Franz von Kobell und Graf Ricciardelli, viel Interessantes und Lehrreiches vernehmen ließen.

Kobell, der die Feder so gut zu führen weiß wie die Büchse, hat einen Schatz von Beobachtungen in seinem „Wildanger" niedergelegt. Ricciardelli hat, meines Wissens, von seinen Aufzeichnungen nichts herausgegeben. Die Jagd auf Vögel war seine Specialität und Leidenschaft, und ich habe oft bedauert, nicht stenographisch Alles festhalten zu können,

wenn er von seinen Abenteuern und Beobachtungen in Wald und Sumpf erzählte. Er drückte sich, da Italienisch seine Muttersprache war, nicht immer im reinsten Deutsch, aber immer so handgreiflich anschaulich und lebendig aus, daß man Alles, was er erzählte, mit zu erleben glaubte, und dabei hatten seine Jagdgeschichten nichts von der Zweideutigkeit des Wortes, sondern waren echt in der Wolle gefärbt, wie man denn auch seiner ganzen Erscheinung gleich ansah, daß die Natur ihn zum Jäger geschaffen hatte, und zwar zum Wald- und Sumpfjäger. Die Sonne seiner sicilianischen Heimath hatte ihm schon früh Gesicht und Hände gebräunt und seinem dunklen Auge einen hellen Fernblick gegeben, der ihn deutlich Gegenstände erkennen ließ, welche Andere, und besonders Stubenmenschen, nur durch Ferngläser erspähen konnten. Scharf wie sein Auge war auch sein Ohr; er unterschied die Vögel im Walde an ihrem Schlagen, Zwitschern, Krächzen, Rufen, Singen und Piepsen in einer Entfernung, in welcher Anderen kein Laut vernehmbar war. Er hatte von Jugend auf seine ganze freie Zeit, woran es ihm nie gebrach, der Jagd gewidmet und seinen Körper durch das tägliche Leben im Freien so abgehärtet, daß Wasser, Wind und Wetter und aller Wechsel der Jahreszeiten ihm nichts anhaben konnten. Er konnte tagelang im Sumpfwasser stehen, ohne die geringsten nachtheiligen Folgen zu verspüren, denn sein Jägergeist war in fortwährender Bewegung, die ihre Wärme dem Körper bis in die Extremitäten mittheilte. Seine beweglichen Ohrmuscheln spannten sich nach jedem Luftzuge und leisestem Geräusch, um Perlen der Witterung aufzufangen, und seinen scharfen Augen entging nichts, was in ihrem Bereich, wenn auch für Andere unsichtbar, kroch, flog, schwamm, schlich, sprang und durch die Luft wirbelte. Und wo Auge, Ohr und Nase nicht ausreichten, trat der unfehlbare Instinct ein, der ihn so sicher auf die

rechte Spur leitete, wie Nachtigallen, Schwalben, Kraniche und Störche auf ihrem Fluge nach dem Süden. Er stand mit der Natur in innigster Beziehung und war doch kein bloßer Naturalist, da er, wie ich mich bei näherer Bekanntschaft bald überzeugte, Alles eifrig las und mit eigenen Beobachtungen verglich, was in sein Jagdgebiet einschlug.

Daß ein Jägersmann in des Wortes vollster Bedeutung, der es mit dem Waidwerk so ernst nimmt wie Graf Ricciardelli, bei aller Bescheidenheit einen gewissen Unterschied zwischen sich und Anderen bemerken muß, welche Büchse und Ranzen nur je zuweilen über den Rücken hängen, springt in die Augen. Mancher, der mir als ein Meister des Waidwerks erschien, galt ihm nur als ein Stümper, oder im besten Falle ließ er ihn als guten Schützen gelten, aber nicht als Jäger, denn, sagte er, selbst der beste Schütz wird zeitlebens kein Jäger, wenn er nicht dazu geboren ist."

* *
*

Wir befanden uns im Oberstdorfer Thale so recht in der Mitte der Adlerhorste, deren sich im Algäu, besonders im felsenreichen Oythale, noch so viele finden, daß das Ausnehmen der jungen Brut sich zu einem förmlichen Volksfeste, Adlerfang genannt, gestaltet hat, welches alljährlich in den Sommermonaten stattfindet und immer eine Menge kühner Bergsteiger und wagehalsiger junger Leute herbeilockt, die ihr Leben daran setzen, einen jungen Adler aus dem Horste zu holen, was einen nicht geringen Grad von Muth und Geistesgegenwart erfordert. Denn der Horst befindet sich immer in hochragender, steiler Felsenwand, die von unten herauf nicht zu erklimmen ist, so daß der auf den Fang gehende Bursch sich von der Höhe des Felsens an langem Seile herablassen muß, um zum Horst zu gelangen, während Jäger aufgestellt stehen, um ihre Stutzen

gegen die ihrer Brut etwa zu Hülfe eilenden alten Adler zu richten.

Daß das Gelingen des stets von einer großen Zuschauermenge verfolgten Wagestücks den Unternehmern bei ihren Landsleuten rühmliche Nachrede erwirkt, versteht sich von selbst, und ebenso, daß es nicht immer ohne Unglücksfälle dabei abgeht.

Ich habe solchem Schauspiel nie beigewohnt, aber viel Adlergeschichten gehört, die in der Nähe der Stätten, wo sie spielten, und aus dem Munde derer, welche sie miterlebt, ihre Wirkung nicht verfehlten, den Reiz der Gebirgslandschaft zu erhöhen.

Einen Adler auffliegen zu sehen, wirkt auf mich immer wie ein schwungvolles Gedicht oder erhebende Musik, und ich begreife, daß der gewaltige Flügelschwinger schon früh zum Sinnbild des Lichtes, der Kraft und Majestät geworden, sogar der olympischen Majestät des alten Zeus, gleich wie des Schlachtengottes Odin, der selbst der Adlerköpfige (arnhöfdi) genannt wurde.

* *
*

Am Sonntag wurden keine größeren Ausflüge mehr gemacht, aber am folgenden Morgen, 28. Juni, brachen wir schon früh auf, um über Einödsbach, dessen Umgebung zu den herrlichsten Augenweiden des Algäu gehört, die Schneefelder zu erklimmen, aus welchen die Trettach hervorschäumt.

Einödsbach liegt schon in einer Höhe von vierthalbtausend Fuß, und die dahinter aufsteigenden Berggruppen, aus welchen die dreizackige Mädelegabel und der kühngeschwungene Trettachschrofen hoch hervorragen, machen einen wirklich großartigen Eindruck. Unser Emporklimmen war mühselig genug, doch ist es eine undankbare Aufgabe die Einzelheiten

solcher Bergwanderungen zu schildern, besonders wenn man sie nicht mehr genau im Kopfe hat. In meinem Ohre summt noch das Schallen von lautbrausenden Wasserstürzen und kochenden Tobeln, deren unendliche Melodie uns beim Aufsteigen begleitete und unsere Blicke oft in die Tiefe lockte, und in der Erinnerung tauchen mächtige, steile Bergwände und wildzerklüftete Felsbildungen auf, mit welchen weite, anmuthige Alpenweiden überraschend contrastiren. Doch der vorherrschende Charakter des Ganzen ist das imposant Schroffe und Wilde. Auch in den Schneefeldern zeigten sich die wundersamsten Gestaltungen, wie Frost, Wind und Regen sie in wechselnder Laune hervorgezaubert hatten, hier aushöhlend, dort aufbauend, in bald phantastisch wilden, bald so regelmäßigen Formen, als ob planvoll arbeitender Menschengeist dabei thätig gewesen wäre. So erinnere ich mich noch deutlich einer Stelle, wo der Schnee eine hohe, hier und da durchbrochene Decke bildete, und einer anderen Stelle, wo sich eine förmliche Riesenbrücke vor uns aufthat, unter welcher das Wasser hindurchströmte. Im Hintergrunde ragte die Mädelegabel empor, mit ihren mächtigen drei Zinkenfingern zur Höhe hinauflockend. Doch wurden wir durch ein jählings über uns hereinbrechendes Gewitter am Weitersteigen verhindert und zu schleunigster Rückkehr gezwungen. Bis auf die Haut durchnäßt, langten wir ziemlich spät am Tage, nach mancherlei Fährlichkeiten, die jedoch in der Erinnerung nur heiter wirkten, im Jagdhause wieder an, wo wir uns nur so viel Rast gönnten, um die Kleider zu wechseln und zu diniren, worauf, da das Wetter sich völlig ausgetobt hatte, Oberstdorf mit seiner alten Capelle näher in Augenschein genommen wurde als das erste Mal. Dann fuhren wir noch am Abend nach Sonthofen, welches zum Ausgangspunkt der geplanten Besteigung des Grünten bestimmt war.

Die Huldigungsbezeigungen begannen überall, wo Se. Majestät sich zeigte, immer aufs Neue. Das Hübscheste, was wir davon an diesem Abende sahen, waren mächtige Freudenfeuer auf den Bergen und ein aus Fackellicht gebildetes, riesiges M, welches, wie der Birmingwald im Macbeth, plötzlich von einem Berge heruntergestiegen kam, als ob es auf eigenen Füßen ginge. Die Träger der Fackeln trugen diese so geschickt und in so guter Ordnung, daß das weithinleuchtende M keinen Augenblick seine richtige Fügung verlor und ganz den Eindruck eines sich selbst bewegenden feurigen Buchstabens machte.

Wir kamen sehr spät ins Bett, mit der Aufgabe, wieder möglichst früh auf dem Sprunge zu stehen, da die Besteigung des Grünten schon zeitig am nächsten Morgen beginnen sollte und von Sonthofen bis zum Fuße des Grünten noch eine gute Strecke zu reiten war.

Unsere Führung hatte, in Abwesenheit des Generals von der Tann, der zur Taufe seines jüngsten Kindes auf einige Tage nach München gereist war, Graf Pappenheim übernommen. Natürlich ließ es Keiner an Pünktlichkeit fehlen und wir kamen genau zu der bestimmten Stunde früh Morgens 29. Juni am Fuße des Grünten an, wo schon eine bunte Menschenmenge, jeden Geschlechts und Alters, im Festputz versammelt war, um Se. Majestät zu begrüßen.

Der Pfarrer von Burgberg, ein sehr würdig und stattlich aussehender Herr, hatte für Se. Majestät verschiedene Ueberraschungen vorbereitet, welche, an und für sich höchst löblicher Natur und den besten Absichten entsprungen, doch dem Könige zu jeder anderen Zeit willkommener gewesen wären als gerade in dem Augenblick, da die Besteigung des Grünten beginnen sollte.

Der König litt nämlich an nervösem Kopfschmerz, der in der Mittagshitze unter freiem Himmel leicht unerträglich wurde;

es war deshalb Alles sorglich so eingerichtet, daß wir, wenn keine unvorhergesehenen Störungen unsere Pfade kreuzten, den Gipfel des Berges, wo ein gegen die Sonnenstrahlen schützendes Obdach winkte, bequem noch vor Mittag erreichen konnten. Der Tag ließ sich heiß an, um so mehr war es Sr. Majestät darum zu thun, möglichst rasch vorwärts zu kommen.

Aber da standen nun am Fuße des Berges die vielen Menschen, die sich so sehr auf die Ankunft ihres Landesvaters gefreut hatten und deren Begrüßungen erst entgegengenommen werden mußten, vor allen die des Pfarrers von Burgberg. Der König dankte diesem für seine warme Anrede aufs Huldvollste und drückte dann in zarter Weise sein Bedauern aus, sich kurz fassen zu müssen, um mit seinem Kopfschmerz bei der Besteigung des Grünten nicht in die Mittagssonne zu kommen.

Der Pfarrer erwiederte: Die Schuljugend von Burgberg (nach der Menge der Kinder zu schließen, waren auch viele aus anderen Orten dabei) würde unglücklich sein, wenn ihr nicht vergönnt würde, die eigens zur Begrüßung Sr. Majestät gedichteten und vom Lehrer einstudirten Lieder zu singen.

Se. Majestät wollte die Schuljugend nicht unglücklich wissen und ließ sich bald bewegen, den Pfarrer zu einer überraschend ausgeschmückten Grotte zu begleiten, in deren Hintergrunde die Namenszüge des Königs und der Königin prangten und in welcher eine Schaar weißgekleideter, bekränzter Mädchen alsbald vielstimmigen Huldigungsgesang ertönen ließ, wofür es an freundlichem Dank nicht fehlte. Dann wurde weiter gepilgert zu einer Schaar von Knaben, wo sich Aehnliches wiederholte.

Auf dem Wege, den der König, geführt vom Pfarrer, ging und wir hinter Sr. Majestät, drängte sich das Volk und standen fahnenschwingende Knaben und blumentragende Mäd-

chen. Eine Anrede folgte der anderen und es war schon eine geraume Zeit verflossen, als der König sagte, jetzt dürfe nicht länger mit der Besteigung des Grünten gezögert werden. Allein so schnell sollte die Sache nicht abgehen, obgleich die Sonne schon bedenklich im Steigen war.

An der Mittagsseite des Grünten wuchs ein merkwürdiger Wein, dessen Cultur dort der Pfarrer selbst eingeführt oder, wenn ich mich hierin irren sollte, doch in seine besondere Obhut genommen hatte, und auf dessen Güte er nun die Aufmerksamkeit Sr. Majestät zu lenken wünschte. Er sprach erst von der Kunst des Weinbaues im Allgemeinen, von der richtigen Anwendung des mineralischen und animalischen Düngers und der rationellen Behandlung des Rebstocks und des Bodens, darin er wurzelt. Er hob dann die besonderen Vortheile hervor, deren sich der Weinbau am Grünten dadurch erfreue, daß der reiche Viehstand des Landes die Herbeischaffung animalischen Düngers, dessen Vorzüge noch keineswegs hinlänglich gewürdigt seien und dessen Wirksamkeit mit seiner Frische in engster Beziehung stehe, wesentlich erleichtere, was auch von der Wissenschaft bereits anerkannt worden.

Se. Majestät konnte gegen diese Thesen keine begründeten Einwendungen erheben und eben so wenig die vertrauensvolle Voraussetzung des Pfarrers entkräften, daß die landesväterliche Fürsorge für die Wohlfahrt des Landes auch ein lebhaftes Interesse am Gedeihen des Weinbaues in sich schließe. Nun lag es dem Pfarrer sehr am Herzen, dem Könige Gelegenheit zu geben, sich selbst von der Güte der verschiedenen am Grünten angepflanzten Rebensorten zu überzeugen, und dazu gab es kein anderes Mittel, als den daraus gewonnenen Wein prüfend zu kosten.

Der Einladung, dies zu thun, widerstand der König — der Vormittags und Abends gar keinen, und selbst bei großen

Diners nur sehr wenig Wein vertragen konnte — lange, aber der Grüntenwein stand nun einmal in verschiedenen Sorten auf einem sauber gedeckten Tische zu dem einzigen Zwecke aufgepflanzt, von Sr. Majestät gekostet zu werden, und der Pfarrer bat so beredt inständig, daß der König sich doch endlich erweichen ließ und mit entschlossener Hand das für ihn gefüllte Glas an die Lippen führte, in der stillen Hoffnung, gleich nach dem Trunk die Besteigung des Grünten beginnen zu können.

Allein so weit war es noch lange nicht. Auch wir mußten von dem Wein kosten und unser Urtheil darüber abgeben, und Sr. Majestät blieb die Prüfung nicht erspart, uns bei den anderen Sorten ebenfalls die Bahn zu brechen.

Ich bewunderte die Selbstüberwindung des Königs um so mehr, als ich mit prophetischem Blicke voraussah, daß sie noch schwere Proben zu bestehen haben werde, welche mitzubestehen ich mich zu schwach fühlte. Ich litt nämlich auch an Kopfschmerz, der während des langen Umherstehens — welches mich immer mehr angreift als rasches Reiten oder Gehen — merklich zugenommen hatte, und so erwog ich in meiner Seele, ob es nicht besser sei, mich zurückzuziehen und ein wenig auszuruhen, als zu bleiben, wo meine Gegenwart augenblicklich durchaus überflüssig war, denn ich konnte weder dem Könige noch irgend Jemandem durch meine Anwesenheit das Geringste nützen. Selbst als Weinrichter fühlte ich mich in meinem kopfschmerzlichen Zustande incompetent.

So blieb ich denn, als die Gesellschaft sich wieder in Bewegung setzte, um neuen Ueberraschungen entgegenzugehen, erst ein wenig, dann immer mehr zurück, und schlängelte mich glücklich bis zu dem Bergvorsprunge, wo die norwegischen Pferde grasten und die Besteigung des Grünten beginnen sollte.

Das Stehen ist eine Kunst, die gelernt sein will, viel

Uebung verlangt, und am schwierigsten zu üben ist, wenn der Geist dabei gleichsam mitstehen muß, ohne sich aufnehmend oder ausgebend bethätigen zu können. Am leichtesten wird sie den Fürsten, weil sie diesen nach dem Vererbungsgesetz halb angeboren wird; denn jeden regierenden Fürsten zwingt sein hoher Beruf, einen großen Theil des Tages stehend zuzubringen, zur Ertheilung von Audienzen, Anhörung von Vorträgen u. s. w.; und was im Blute der Väter steckt, geht in das Blut der Kinder über. Auch vermindert sich die Beschwerde des Stehens oder verschwindet ganz, nach Maßgabe der geistigen Anspannung, welche dabei stattfindet.

Noch bevor ich die schattige Stelle erreicht hatte, wo ich ausruhen wollte, wurden meine Augen wieder durch ein Schauspiel gefesselt, welches mich schon bei Ankunft unseres Zuges am Fuße des Grünten ergötzt hatte.

Ein wohlbeleibter, hochgewachsener Mann in abenteuerlicher Kleidung ritt, einen Dreimaster auf dem Kopf, eine Schärpe über der Brust und einen gewaltigen Säbel an der Seite, auf einem Pferde, welches seiner Last vollkommen gewachsen war und an die mächtigen Brauergäule in München erinnerte, in dem wellenförmigen Thale unter dem schon erwähnten Bergvorsprunge hin und her, bald in schwerfälligem Trab einen großen Bogen beschreibend, bald in forcirtem Galopp mit vorgebogenem Kopfe, wie beim Wettrennen, ohne Beachtung der Terrainschwierigkeiten gerade aus jagend, als ob Gefahr im Verzuge wäre.

Als wir zuerst seiner ansichtig wurden, schien er sich die Aufgabe gestellt zu haben, die herbeigeströmte Jugend vor Ausschreitungen zu wahren, was gar nicht nöthig war, da Alles sich selbst in bester Ordnung hielt, trotz der Feststimmung, die aus jedem Gesichte strahlte. So ritt er denn, in wechselndem Tempo, spähend umher, um irgend eine Gelegenheit zum

Einschreiten zu suchen, die sich nirgends finden wollte. Da er es aber offenbar für eine Ehrenpflicht hielt, irgend etwas zu thun, so rief er bald dieser bald jener Volksgruppe zu, ein wenig mehr zurückzutreten, und wenn das nicht gleich geschah, ritt er mit geschwungenem Säbel den Leuten so nahe auf den Leib, daß sie ihm nothgedrungen weichen mußten, um nicht überritten zu werden. Dann warf er befriedigt sein Pferd herum, steckte seinen Säbel wieder ein, schwang dafür den Dreimaster in die Luft und rief mit lauter aber heiserer Stimme einmal über das andere: „Vivat König Max! Hoch! Hurrah!"

Natürlich drang die muntere Jugend immer wieder vor, sobald er verschwunden war, und er ritt zurück, um das Manöver zu wiederholen.

Als die Menge dann, Sr. Majestät folgend, sich nach einer anderen Richtung bewegte und nur ein kleines Häuflein zurückblieb, welches an dem Umritte des Hüters der Ordnung eine überwiegende Festfreude hatte, erweiterte dieser den Kreis seiner Reitübungen immer mehr, bald mit lautem Vivatrufen den Dreimaster schwingend, bald mit dem Säbel um sich fuchtelnd, als ob er wirklich ein Menschengedränge vor sich sähe, das außer ihm Niemand bemerkte.

Seine knatternd heisere Stimme wie sein ganzes Gebahren berechtigte zu dem Schlusse, daß er schon früh am Tage seiner Phantasie durch einen tiefen Feiertagstrunk auf die Sprünge geholfen habe. Aber es mußte Wein gewesen sein, was er getrunken; mit Bier oder Schnaps hätte er die rein komische Wirkung nicht erzielt, deren man sich beim Anblick seiner Leistungen auf gesatteltem Pferde nicht erwehren konnte. Er war augenscheinlich kein bloßer Sonntagsreiter, sondern ein alter Cavallerist, der mit Pferden umzugehen wußte, sonst wäre er bei dem häufigen Wechsel des Tempos und bei den kühnen Schwenkungen und Drehungen, die er mit seinem schwer zu

lenkenden Gaul ausführte, hundertmal heruntergefallen. Allein eben die spielende Sicherheit, mit welcher er sich, trotz allen Aeußerungen des Ueberschwangs seiner Gefühle, im Sattel hielt und dadurch alle Furcht vor einem halsbrechenden Unfall bannte, bewirkte das künstlerische Behagen an seinen Leistungen.

Ich mußte eben so herzlich lachen, als ich ihn jetzt wiedersah, wie ich eine Stunde zuvor gelacht hatte, da ich ihn zuerst erblickte. Er war inzwischen, sammt seinem Pferde, etwas außer Athem gekommen, es fehlte Beiden die frühere Frische der Bewegungen. Der arme Gaul war offenbar übermüdet und gehorchte nur widerstrebend dem Schenkeldruck und der Führung seines Reiters, der seinerseits oft in Beidem nachließ, wobei ihm dann die Arme und Beine so schlaff und schlotternd herabhingen, als ob sie gar nicht in lebendigem Zusammenhange mit dem athmenden Körper ständen, sondern nur lose durch Draht mit den Schultergelenken und der Pfanne des Hüftgelenkes verknüpft wären. In solchen Momenten erschien auch sein Sitz im Sattel bedenklich, aber unversehens raffte er sich, wie von einem neubelebenden Gedanken durchblitzt, wieder auf und zeigte sich ganz als der Alte. Es war offenbar ein großer Tag für ihn, an dem er vor König und Volk seine Reiterkunst in hellster Beleuchtung zeigen konnte, und er wird gewiß noch Kindern und Kindeskindern davon erzählen.

Ich hätte den wackern Mann in dem Festtagsbilde, das sich auf sonniger Berglandschaft vor mir aufthat, nicht missen mögen: er zog mich eine Zeit lang von meinem Kopfschmerz ab, that Keinem was zu Leide und ergötzte Alle, die ihn sahen. Ich schrieb unter anderen Betrachtungen, die mir während meines Ausruhens durch den Kopf gingen, in mein Notizbuch:

„Wer eine einz'ge Stunde dir erheitert
Auf dunkler, schmerzenvoller Lebensbahn,
Hat deiner Freuden engen Kreis erweitert:
Dank ihm dafür — er hat dir wohlgethan!“

* *
*

Ich war noch mit Schreiben beschäftigt, als plötzlich der König mit der Reisegesellschaft herantrat.

„Nun, Sie haben sich's bequemer gemacht als wir," sagte Se. Majestät freundlich; „ich kann's Ihnen nicht verdenken."

Ich fand kaum Zeit, mich zu entschuldigen, da die Reitknechte schon die norwegischen Pferde herbeiführten, welche uns nun noch eine Weile auf den Rücken nehmen sollten, um nach so langer Verzögerung das Aufsteigen einigermaßen beschleunigen zu helfen.

Wir erreichten schnell den Wald, durch welchen ein schattiger Fußpfad führt, und stiegen, die Pferde zurückzulassend, dann auf rauheren Pfaden weiter, der vom Berg herab sich öffnenden Schlucht entlang über tiefes Steingerölle, oft steil genug anklimmend.

Es war ein heißer Tag und der Weg einigermaßen beschwerlich, doch der König wanderte an seinem langen Alpenstocke so rüstig vorwärts, als ob die Anstrengungen, die er schon am Fuße des Berges durchzumachen gehabt hatte, nur eine ermunternde Vorübung zum eigentlichen Steigen gewesen wären. Dabei blieb Se. Majestät in fast fortwährender Unterhaltung, indem bald Dieser bald Jener aus der Gesellschaft an des Königs Seite beschieden wurde.

Auch an belebenden Zwischenfällen fehlte es unterwegs nicht, da uns schon eine Menge Menschen aus Burgberg vorausgestiegen waren, die an geeigneten Stellen Halt machten, um Sr. Majestät ihre Ehrfurcht zu bezeigen, und Andere uns folgten. Einmal tauchten hübsche Mädchen wie aus dem Boden gestiegen auf, um dem Könige Edelweiß zu überreichen; ein ander Mal stand an überaus glücklich gewählter Stelle, auf einem kleinen Felsplateau plötzlich ein Zug festlich geschmückter Bergleute vor uns, die den König in poetischer Weise begrüßten, auf dessen huldvolle Erwiederung dann ein weithin hallendes Stutzenknallen erfolgte.

Trotz der Pausen, welche durch diese und ähnliche Begegnungen veranlaßt wurden, kamen wir doch nicht allzulange nach Mittag glücklich in dem Gasthause an, wo wir vorläufig Rast machen sollten, um den noch ein halbes Stündchen höher liegenden Gipfel des Grünten mit frischen Kräften zu besteigen. Doch hielt es Keiner im Zimmer lange aus; nach einem kleinen Imbiß und Labetrunk waren wir bald Alle wieder in Bewegung und stiegen, dem Beispiele des Königs folgend, umher, um auszuspähen nach Allem, was der schöne Tag uns nah und fern an Augenweide bot.

Nicht weit vom Gasthause hatte Herr Rottenhöfer, der vortreffliche Mundkoch Sr. Majestät und Verfasser eines rühmlich bekannten Kochbuches, an romantischer Stelle sein Lager unter freiem Himmel aufgeschlagen, wie er das auf Reisen gern that, wobei er denn immer mit schnellem Ueberblick und glücklichem Urtheil den rechten Ort und die rechten Menschen ausfindig zu machen wußte, um einen Herd mit allem Zubehör zu improvisiren, und auf diesem Herde dann Wunder der Kochkunst zu leisten. Ich weiß nicht mehr, ob er diesmal auch die Küche des Grüntener Gasthauses in Anspruch nahm, in dessen Saale wir speisen sollten, — ich weiß nur noch, daß wir ihn von einer Menge Menschen umringt sahen, die alle unter seiner Leitung behülflich gewesen waren, das Küchen- und Tafelgeräth, den Wein und das Material zu den Speisen auf den Grünten zu schaffen, und das alle diese Menschen sich ebenfalls als Gäste Sr. Majestät betrachten durften, da Fürsorge getroffen war, daß es Keinem an Trank und Speise fehlen sollte. So gestaltete sich die Bergbesteigung zu einem kleinen Volksfeste, das unten anfing, sich nach oben fortsetzte, und dann, wie wir sehen werden, wieder thalwärts ging, um dort sein Ende zu finden. —

Gegen Süden hatten wir von der Höhe, wo das Gasthaus steht, einen herrlichen Ausblick auf die von beiden Seiten

durch Felsen eingerahmte Gebirgslandschaft, und als wir dann den bequem zu erreichenden Gipfel des Grünten bestiegen, that sich weithin das schöne Illerthal vor uns auf, umragt von einem Kranze von Bergen in bald wellenförmigen, bald kühn geschwungenen und grotesken Formen.

Unter uns war wohl Keiner, der nicht schon weit großartigere Gebirgsbilder gesehen als die, welche der Grünten vor uns aufrollte, aber auch Keiner, der sich durch Vergleiche den Genuß des augenblicklich Gebotenen schmälern ließ, dessen Reize vielmehr erhöht wurden durch die gute Stimmung, in welcher wir sie betrachteten.

Dieselbe gute Stimmung herschte auch beim Diner vor, wo die Nachwirkung des Gesehenen den König zu der Frage veranlaßte, wie sich's erkläre, daß die meisten Gebirgsvölker in ihren poetischen Hervorbringungen keineswegs auf der Höhe ihrer Berge stehen, vielmehr gerade in denjenigen Ländern, wo die Natur die mächtigsten und erhabensten Anregungen biete, ein nüchterner Verstand vorzuherrschen scheine, der tiefere Empfänglichkeit kaum aufkommen lasse und den einbildsamen Kräften nur geringen Spielraum gewähre. So habe z. B. den Schweizern erst ein Schiller und Byron kommen müssen, um ihnen den Zauber und die Majestät ihrer Gebirgswelt in ebenbürtiger Weise poetisch anschaulich zu machen.

„Darüber ließe sich viel sagen;“ erwiederte A., „und ich möchte zunächst hervorheben, daß Dichter von der schöpferischen Macht eines Schiller und Byron in der Welt weit seltener vorkommen als hohe Berge. Dann fragt es sich, ob die Gewohnheit auch hier nicht eine abstumpfende Wirkung übt, ich meine, ob der Zauber der Gebirgswelt auf diejenigen, welche mitten darin geboren sind, eben so mächtig wirkt, wie auf diejenigen, die er mit dem vollen Reiz der Neuheit in seine Abgründe lockt und zu seinen Höhen emporzieht.“

„Von der abstumpfenden Gewohnheit des Gebirgslebens an sich habe ich wenigstens im baierischen Hochlande nie etwas bemerkt", sagte B., „aber die harte Arbeit, zu welcher das Gebirge die meisten seiner Bewohner zwingt, wenn sie ihr Leben darin fristen wollen, erlaubt ihnen allerdings nicht, in poetischen Gefühlen zu schwelgen. Trotzdem wird jeder bemerkt haben, wer je einer Hochzeit, Kirchweih, oder einem sonstigen Volksfeste im Gebirge beigewohnt, wie den Burschen das Herz aufgeht, wenn sie von den Bergen niedersteigen, wie sie den Dirnen entgegenjuchzen und singen, die von den Almen kommen, um sich im Tanze von ihnen schwingen zu lassen und das weithin hallende Juchzen mit kräftiger Stimme erwiedern. Und dann der Tanz erst selbst! bei dem sich in den schwungvollen, rüstigen Bewegungen und der unermüdlichen Ausdauer der Tänzer eine Fülle von Kraft offenbart, welche das schwere Tagewerk, von dem sie kommen, nicht brechen konnte. Da sind Holzknechte, welche Monate hindurch in den Waldungen des Hochgebirges bei eben so anstrengender wie gefahrvoller Arbeit von nichts Anderem als von den Schmarren leben, die sie sich aus Mehl und Fett selbst bereiten, und von dem Wasser, daß sie aus den Waldquellen trinken, und die doch, wenn sie je zuweilen einmal in kurzer Rast heruntersteigen von den Bergen, so kräftig aussehen, als ob das saftigste Rindfleisch Altenglands sie genährt hätte, und eine Lebensfreude entwickelt, die sie lange Entbehrungen leicht ertragen läßt in Hinblick auf die Festtage, welche Entschädigung dafür bieten. In solchem Leben liegt auch Poesie, und es fehlt ihr nicht an charakteristischen Aeußerungen in überraschenden Einfällen und improvisirten Liedern, es fehlt ihr nur noch an dem Genius, der, in diesem Gebirgsleben wurzelnd, doch hoch genug darüber steht, um die vielen zerstreuten Funken zu einer Flamme zusammenschlagen zu lassen."

„Poesie ist überall im Volksleben", fiel C. ein, „wenn sie auch nach der verschiedenen Bodengestaltung, nach klimatischen und sonstigen Einflüssen verschiedenartig zu Tage tritt und sich z. B. in der öden, melancholischen Steppe ganz anders äußert als auf sonnigen Bergen; aber ich glaube nicht, daß mit den angeführten poetischen Funken und ihrem gewünschten Zusammenschlagen zu einer Flamme das gemeint ist, worauf die Frage Sr. Majestät abzielte. Es war von der Schweiz und von Schiller die Rede, der, meines Wissens, nie in der Schweiz gewesen ist und ihr den poetischen Spiegel doch besser vorgehalten hat, als sie es selbst konnte. Daß dazu Genie gehörte, versteht sich von selbst, aber dieses Genie war nicht in den Schweizer Alpen entsprungen, nicht von ihren Gletschern und Bergströmen genährt worden. Also nicht die Berge erhoben Schiller, sondern Schiller erhob die Berge zu poetischer Höhe. Verfolgt man die Quellen, welche er zu seinen Studien benutzt hat, von Tschudi bis Goethe, so bewundert man den Fleiß und die sichere Hand, womit er das Charakteristische herauszufinden und anzuwenden gewußt hat. Aber alle diese Entlehnungen würden an und für sich gar nichts bedeuten und uns so wenig wie die Schweizer interessiren, wenn nicht Höheres damit verbunden wäre, dem sie nur eine locale Färbung und Umgrenzung geben. Der Schauplatz gewinnt erst Bedeutung durch die Handlung, die sich darauf abspielt, durch die Erinnerungen, die sich daran knüpfen, durch das Leben, welches der Dichter darauf hinzaubert. Doch die Frage, welche diese Bemerkungen veranlaßte, bleibt noch zu beantworten.

„Ich fürchte", fiel der König ein, „eine erschöpfende Beantwortung würde uns heute für unsere Tischsitzung zu weit führen; wir haben noch einen langen Weg bis zu unserem Nachtquartier; aber wir wollen bei besserer Muße auf die Frage zurückkommen."

Die Aufmerksamkeit wurde nun mehr dem trefflichen Diner zugewendet.

„Ich hoffe, der Wein schmeckt Ihnen heute besser, als neulich, ich habe nur edle Sorten heraufbringen lassen", sagte der König lächelnd zu mir, als ich mein Glas an die Lippen setzte

Diese Bemerkung bezog sich auf einen Vorfall, — ich weiß nicht mehr, ob's in Sonthofen oder Oberstdorf war — wo ich bei unserer Ankunft vom Reiten erhitzt und vom Sprechen etwas angegriffen, einen Diener bat, mir ein Glas Wasser zu bringen, aber Graf Pappenheim, befürchtend das kalte Wasser könne mir schaden, in liebenswürdiger Fürsorge Champagner bringen ließ. Ich schlürfte hastig ein Glas herunter, aber machte dabei ein solches Gesicht, daß der eben eintretende König sagte: „Der Champagner scheint Ihnen nicht zu schmecken."

„Ehrlich gestanden, nein, Majestät", erwiederte ich, „dies scheint eine ganz absonderliche Sorte zu sein."

„Das ist mir unbegreiflich", sagte Se. Majestät, und ließ sofort den Küchen- und Kellermeister Tambosi kommen, der im schönsten Italienisch die Sache durch den Bericht aufklärte, daß der echte Champagner zu Ende und die neu erwartete Zufuhr aus dem königlichen Keller in München noch nicht angekommen sei, weshalb er einige Flaschen im Marktflecken gekauft habe.

Tambosi mußte dann selbst von der eben angebrochenen Flasche kosten und bestätigte nachdenklich meine schlechte Meinung von ihrem Inhalt, was mich in den unverdienten Ruf bei Sr. Majestät brachte, ein großer Weinkenner zu sein. Daher die huldvolle Hinweisung auf die zur Grüntenbesteigung befohlenen Sorten, denen man sofort anmerkte, daß sie nicht am Fuße des Grünten gewachsen waren. Ich konnte den

duftigen Chambartin, an welchem ich eben schlürfte, aus vollem Herzen loben und bemerkte auf die Frage des Königs, wie er mir schmecke, daß er auf Geist und Gemüth äußerst wohlthätig wirke, durch sein mildes Feuer das Herz erwärme, das Auge kläre, die Gedanken beflügele und den Menschen gleichsam über sich selbst hinaushebe, ihn von aller Körperschwere des staubigen Daseins erlösend.

„Wie würde Mirza Schaffy oder Hafis das in Versen ausdrücken?“ fragte der König, und ich erwiederte:

„Reich her den Pokal, mit Wein gefüllt,
Der den Geist erhebt und das Herz enthüllt:
Ich meine den Wein der Unsterblichkeit,
Den Erlöser von sündiger Erblichkeit,
Der im Herzen nur schöne Gefühle nährt,
Und im Geist ein Feuer, das ewig währt.“

Am Grünten. Hindelang. Oberdorf. Schattwald. Thanheim. Der Vilsalpsee. Hohenschwangau. Einige Rasttage daselbst.

Nach der Tafelsitzung wurde noch einmal zu einer Abschiedsrundschau umhergestiegen und Alles zeigte sich jetzt bei den Contrasten der Abendbeleuchtung viel schöner als vorher. Die Kuppen, Zinken und Spitzen des Gebirgspanorama tauchten hehr und glanzverklärt wie aus einer Schattenwelt auf; auch der Grünten gewann in seiner malerischen Gliederung, bei der schärferen Vertheilung von Schatten und Licht ein imposanteres Aussehen und gefiel uns beim Hinabsteigen noch besser als beim Aufsteigen.

Bergab braucht man die Schritte nie zu beschleunigen; es macht sich das schon von selbst, und oft sogar bei den ernsthaftesten Menschen in den wunderlichsten Sprüngen, besonders bei einbrechender Dunkelheit. Ich habe selten Jemand gesehen, der unter allen Umständen, bergauf und bergab, bei Tag und bei Nacht, so sicheren, gleichmäßigen Schrittes ging wie der König, und sich dabei so aufmerksam unterhalten konnte, als ob man ruhig bei Tische säße.

Wir kamen rasch und ohne Fährniß unten an, wie von Engelsfittichen getragen, und die Pferde erwarteten uns schon, um uns weiter bis Hindelang zu tragen, wo Nachtquartier

gehalten werden sollte, und bis wohin es noch eine hübsche Strecke Weges war.

Allein der Abschied von Grünten sollte am Abend in ähnlicher Weise verzögert werden, wie das Besteigen des Berges am Morgen. Die Volksmenge, welche Sr. Majestät unten entgegenjubelte, schien sich noch um Tausende von Köpfen vermehrt zu haben, und drängte sich zu beiden Seiten des Weges bis in eine für meine Augen unabsehbare Weite hin. Hunderte von Mädchen und Kindern, worunter viele sehr hübsche, standen im Vordergrunde und schwangen mit hoch emporgestreckten Händen Blumenkränze von Alpenrosen, Vergißmeinnicht und Gemsbart.

Auch der unermüdliche Reiter mit der Schärpe und dem großen Säbel machte sich wieder bemerkbar durch seinen Eifer, Ordnung herzustellen, wo gar keine Unordnung war, und zwischendurch sein „Hoch lebe König Max! Vivat! Hurrah!“ hören zu lassen.

Plötzlich aber sah sich der König ganz am Weitergehen verhindert durch einen gerade in der Mitte des Weges aufgestellten, sauber gedeckten Tisch, mit einer Satte Milch, einem großen Kruge Wein und einem gewaltigen Hutzelbrot beladen. Der ehrwürdige Pfarrer von Burgberg, von dem richtigen Gefühl geleitet, daß ein guter Anfang erst durch ein gutes Ende seine rechte Weihe erhält, näherte sich Sr. Majestät mit der Bitte, von der Milch und dem Hutzelbrote zu kosten und einen herzlichen Abschiedstrunk in ehrlichem Grüntenwein darauf folgen zu lassen.

Dieser Einladung Folge zu leisten, war jedoch für den König, nach dem kurz vorhergegangenen opulenten Diner, eine bare Unmöglichkeit, wie Se. Majestät dem Pfarrer in zartester Weise erklärte, ihm huldvollst für seine gastfreundlichen Absichten dankend.

Da trat aber eine alte Matrone hervor (wahrscheinlich die Mutter des Pfarrers) und sagte mit entschiedener Stimme: „Von dös Hutzelbrot muß Eure Majestät esse, dös hab' i selbst g'backe!"

„Ja, das ist etwas Anderes!" sagte der König lächelnd. „Wenn du das Hutzelbrot selbst gebacken hast, muß ich es schon probiren."

Nun aß er ein Stückchen davon, wir thaten desgleichen, und der Rest mußte für „die Frau Königin" mitgenommen werden, und ist auch richtig an seine hohe Adresse gelangt.

Als der Tisch wieder bei Seite geschafft war, drängte das Volk so massenhaft heran, daß wir Mühe hatten, unseren Weg fortzusetzen, um zu den Pferden zu gelangen, die uns dann bald nach dem freundlichen Marktflecken Hindelang trugen, wo trotz der späten Stunde die Bevölkerung noch auf den Beinen war, um Se. Majestät mit Böllerschüssen, Musik, Gesang und allen möglichen Freudenbezeigungen zu empfangen. Daß es dabei an Ehrenpforten, Fahnen, Beleuchtung und blumigem Schmuck der hölzernen Häuser in den meist engen Gassen des Ortes nicht fehlte, versteht sich von selbst.

Wie den Tag nicht vor dem Abend, soll man ein Wirthshaus, in welchem man übernachtet, nicht vor dem Morgen loben; das von Hindelang war allen Lobes werth. Wir kamen sehr spät zur Ruhe, da der König noch eine Menge Personen zu empfangen hatte und sich darauf auch mit uns noch ein wenig unterhalten wollte.

Am anderen Morgen (30. Juni) wurde wieder früh aufgestanden, erst ein Stündchen mit Briefschreiben zugebracht und dann der etwa drittehalbtausend Fuß hoch zu Füßen des Hirschberges gelegene Marktflecken, dessen Lage und Umgebung mir noch reizvoller erschien als die der früher berührten Ortschaften von ähnlicher Größe, bei Sonnenlicht in Augenschein genommen.

Inzwischen waren die Pferde gesattelt und wir machten einen durch den malerischen Wechsel von Gebirg und Ebene an schönen Eindrücken reichen Ausflug über das kleine Bad Oberdorf und Schattwald in das herrliche Thanheimer Thal.

Die Freude über die bald großartigen, bald anmuthigen Naturbilder, die sich vor uns aufthaten, wurde nicht wenig erhöht durch den Anstrich oder Ausdruck behäbiger Wohlhabenheit, den wir nicht blos in den ansehnlicheren Ortschaften, sondern überall fanden, wo wir auf menschliche Ansiedlungen stießen. Nirgends fehlte es an Blumen vor den Häusern, nirgends an wohlgekleideten und intelligent aussehenden Leuten auf den Straßen und hübschen Mädchenköpfen an den Fenstern.

Unser stattlicher Reiterzug konnte nicht verfehlen, immer schon aus der Ferne unter der ländlichen Bevölkerung Aufsehen zu erregen; Jeder wollte den volksfreundlichen Landesherrn gern einmal in der Nähe sehen, und so kam uns denn überall auf das Bequemste entgegen, was der einsame Wanderer erst mühsam aufsuchen muß.

Oberdorf zieht sich mit seinen zahlreichen, schmucken, zwischen prächtigen Bäumen gelegenen Häusern am Fuße des hier gegen die Osterach steil abfallenden Iseler hin, beherrscht das anmuthige Osterachthal mit seinem Kranze von Bergen und gewährt einen eben so freundlichen Rückblick gegen das Illerthal mit dem Steineberg und Stuiben.

Schattwald, welches sich ebenfalls einer Schwefelquelle rühmt, liegt am westlichen Ende des reizvollen Thanheimer Thales, über welches die wildschroffen Zacken des Gimpel und des Rothenflüh hoch emporstarren.

Von Thanheim, einem stattlichen Dorfe, an der Vils auf einer beinahe viertehalbtausend Fuß hohen Thalfläche gelegen, deren üppiggrüner Teppich noch von vielen anderen Ortschaften belebt wird, ritten wir nach dem etwa eine Stunde entfernten

Vilsalpsee, der in melancholischer Einsamkeit zu den steilen Felswänden des Geishorn und Rauhorn emporschaut, die sich in ihm abspiegeln. Nachdem wir den großartigen Thalkessel, der das Gefängniß des von seiner ersten Silbe gespeisten Vilsalpsees bildet, nach allen Seiten in Augenschein genommen, ritten wir nach Thanheim zurück, wo inzwischen Alles ein festliches Gewand angelegt hatte und der König von einer schmucken Schaar Schützen empfangen und auch von der übrigen Bevölkerung mit Blumen, Freudenschüssen, Musik und Gesang begrüßt wurde.

Wir stärkten uns nach dem vielen Reiten und Wandern an vortrefflichen Forellen und sonstigen guten Dingen, da noch an demselben Tage, ohne weiteren Aufenthalt, das vier Meilen entfernte Schloß Hohenschwangau erreicht werden sollte. Zur Beschleunigung dieser Tour wurden die königlichen Equipagen angespannt und ich mußte wieder allein mit dem Könige fahren, der mir ausführlich erzählte, wie er schon früh dazu gekommen, Hohenschwangau zu dem zu machen, was es heute ist, und sich sehr zu freuen schien, daß ich das schöne Bergschloß noch gar nicht kannte, gespannt auf die Ueberraschung, die der erste Eindruck seiner Lieblingsschöpfung mir bereiten werde.

Der Weg bot eine mannigfaltige Abwechslung von Naturschönheiten, wesentlich verschieden von denen des eben verlassenen Algäu. Das Charakteristische des Algäu scheint mir nämlich darin zu bestehen, daß man dort überall weite, fruchtreiche Thäler (ohne Seen) findet, um welche in ziemlich regelmäßiger Lagerung ein Kranz von grünen, an Baumwuchs und Alpenweiden reichen Bergen sich windet, die in ihren höchsten Spitzen etwa 8000 Fuß aufsteigen, und enge Schluchten mit schönen Gießbächen und Wasserfällen zur Seite haben. Nackte Felswände, Schrofen und Grate gehören zu den Ausnahmen,

und ebenso Seen, welche nur spärlich in den höheren Regionen vorkommen.

Sobald man den Algäu verläßt, erweitern sich die Schluchten, während die Thäler enger werden; die Regelmäßigkeit der grünen Bergkränze hört auf, die Alpenweiden verschwinden mehr und mehr, und nackte Felswände, wild gezackt und durchbrochen, treten in den Vordergrund. Alles wird unregelmäßiger und malerischer.

Wir hatten fast immer den Lech zur Rechten, dessen Lauf eine Aussicht in die weite, nach Augsburg sich absenkende Hochebene eröffnet.

Der König erzählte mir unterwegs viel aus seiner Jugendzeit und sprach auch andeutungsweise von den oft schwer zu überwindenden Hemmnissen, die er bei der Durchführung seiner schon früh entworfenen Pläne erfahren habe und noch erfahre. „Doch", sagte er, „ich werde mich künftig so wenig irre machen lassen in dem, was ich für recht und nothwendig erkannt habe, wie ich's bisher gethan."

Eine Weile saßen wir dann schweigend neben einander. Erst als wir an dem alterthümlich gebauten Füssen vorüberkamen, dessen alte, vielthürmige Burg mit ihren Erkern und Zinnen hoch über den Lech herragte, hub der König wieder an: „In diesem selben Wagen, in welchem wir jetzt sitzen, und denselben Weg, welchen wir jetzt fahren, fuhr ich mit dem Kaiser Franz Joseph von Oesterreich, als er mich in Hohenschwangau besuchte, um über die nothwendige Neugestaltung der deutschen Bundesverfassung zu sprechen. Doch, wir kommen ein anderes Mal auf diesen Punkt zurück, der mir manche schlaflose Nacht bereitet hat. Heute wollen wir nicht weiter von Politik reden!"

Wir kamen bald an dem Wasserfalle des Lech vorbei und dann den schönen Königsweg hinan nach Hohenschwangau, das

wir früh genug erreichten, um noch vor einbrechender Dunkelheit einen Blick auf die Herrlichkeiten der Umgebung werfen zu können.

Der Weg läuft zwischen Baumreihen schnurgrade auf das Schloß zu, welches aus der Ferne zuerst als ein weißer Punkt über dunkler Bergwaldung auftaucht. Der Himmel war umwölkt und so fehlte dem großartigen Bilde, welches sich vor uns entrollte, beim ersten Anblick der Zauber der Beleuchtung, in dem ich es später sah. Die Felswände zur Seite, wie die gewaltigen Bergmassen in der Ferne mit ihren Kuppen, Zinken und Zacken hoben sich eintönig dunkel vom grauen Himmel ab, und Alles machte einen feierlichen, ernsten Eindruck. Durch eine schmale Oeffnung der Bergkette kamen wir in das zwischen schroffen Felswänden aufsteigende Thal, welches links von den Höhen des Aelplisspitzes, rechts von den bewaldeten Marmormassen des Schwansteines überragt wird, der auf seinem Haupte die Burg als Krone trägt. Der Weg zur Burg windet sich um den Felsenkopf herum und über der Einfahrt halten zwei Bannerträger von Schwanthaler Wacht, mit dem bairischen und dem Schwangauer Wappen.

Wir fanden beim Betreten des schönen Aufganges die Treppe zu beiden Seiten reich mit Blumen geschmückt, unter welchen besonders prächtige Exemplare von Aloe und Magnolien in die Augen fielen. Als wir Alle auf das Schönste untergebracht waren und den Staub des Weges abgeschüttelt hatten, ließ es sich der König nicht nehmen, uns noch vor dem Souper die Hauptmerkwürdigkeiten in Burg und Garten zu zeigen. Das Souper wurde dann in dem Saale eingenommen, der mit der bildlichen Darstellung der Sage vom Schwanenritter geschmückt ist. Die Unterhaltung dauerte diesmal nicht so lange wie gewöhnlich, da der Cabinetschef v. Pfistermeister aus München eingetroffen war, um Sr. Majestät Vortrag zu halten,

wozu er ganze Stöße von Acten mitgebracht hatte. So konnten wir uns schon um elf Uhr in unsere Gemächer zurückziehen und zum ersten Mal auf der Reise gründlich ausschlafen.

Am nächsten Morgen gab's auch für Jeden von uns, während der König mit Herrn von Pfistermeister in Regierungsgeschäfte vertieft war, ein Päckchen häuslicher Geschäfte zu erledigen und wenigstens einige der Briefe zu beantworten, die uns nachgeflogen waren.

Ich entnehme einem Brief, den ich nach Haus schrieb, folgende Stellen, welche Ort und Stimmung besser veranschaulichen, als ich's aus der Erinnerung jetzt zu thun vermöchte.

„Ich schreibe am frühen Morgen, und es wird mir schwer zu schreiben, da es mich immer ins Freie lockt. Diese Burg mit ihrer poetischen Einrichtung und Umgebung erscheint mir in ihrer hohen, felsengeschützten Abgelegenheit als die traulichste Vereinigung von Kunst und Natur, die ich je in Deutschland gesehen habe. In den Fliederbüschen vor meinem Fenster singen Schwarzdrossel und Rothkehlchen; etwas weiter murmelt und plätschert der — nach einem Vorbilde der Alhambra gestaltete und benannte — Löwenbrunnen, aus dessen Becken ein Wasserstrahl zur Höhe von vierzig Fuß aufsteigt; hinter dunklen Tannen und Föhren her, die gruppenweise durch bräunlich angehauchte Ahornbäume, blankstämmige Buchen und weiße Birken unterbrochen werden, blitzt zur Linken der Alpsee, zur Rechten der Schwansee, von majestätischen Schwänen langsam durchzogen und überragt von den hochansteigenden, halb grünbekleideten, halb nackten Bergwänden des großen und kleinen Aelple, hinter welchen noch die kahlen Felszacken des Sailing emporschimmern. Die ganze Atmosphäre ist geschwängert mit Jasmin-, Flieder- und Rosenduft. Rund um die hochragende Burg hin winden sich die traulichsten Schattengänge zur Seite

lieblicher Blumenbeete, luftiger Plätze und malerisch abwechselnder Baum- und Gebüschgruppen, dazwischen wirft hier und da eine Fontaine ihren Silberstaub hoch empor, immer Licht trinkend und ausstrahlend und doch dabei Kühle athmend, immer glanzvoll aufstrebend und doch zugleich unten immer wieder zu sich selber kommend.

Balsamische Luft in reizvoller Landschaft; Berge, die das Auge nach oben, und anmuthige Anlagen, die es nach unten ziehen; schimmernde Seen, darin die Felsen sich spiegeln, denen sie entsprungen sind; Blumenpracht, Vogelgezwitscher, Wellengemurmel, und dazu ein Zauberschloß, welches alle Romantik des Mittelalters mit der geschmackvollsten Eleganz der Gegenwart vereinigt — was will man mehr? Doch leider wird diese Herrlichkeit für uns nur von kurzer Dauer sein: gestern Abend eingezogen, sollen wir schon morgen früh wieder ausziehen, so daß ich nicht lange am Schreibtische sitzen bleiben darf, wenn ich den Tag benutzen will, um die weitere Umgegend etwas näher kennen zu lernen. Wie gern möchte ich hier ein paar Wochen weilen, umherwandern und dichten!

Uebrigens bleibt die Frage noch zu beantworten, ob der Geist in einem so nach allen Seiten hin verlockenden und zerstreuenden Aufenthalte zu rechter Sammlung und Einkehr kommen kann, so lange der Reiz der Neuheit währt, der hier nicht schnell zu überwinden sein dürfte. Daß jedoch auch Menschen vorkommen, für welche Naturschönheiten dieser Art gar keinen Reiz haben, erfuhr ich gestern bei der Herfahrt an einem hervorragenden Beispiele. Se. Majestät erzählte mir nämlich, daß der Kaiser Nikolaus von Rußland sich bei seinem Besuch in Hohenschwangau merkwürdig unbehaglich gefühlt und gleich am ersten Tage offen gestanden habe, er werde es hier nicht lange aushalten können; die Berge genirten ihn; er müsse einen freien Ueberblick nach allen Seiten haben, um

Behagen am Landleben zu finden, und er ziehe die grüne Steppe allen Gebirgslandschaften der Welt vor."

* *

*

Der König arbeitete fast den ganzen Vormittag mit Herrn v. Pfistermeister und ich benutzte die Zeit, um erst einen Gang durchs Dorf zu machen, wo ich ein paar Bekannte aus München traf, die dort ihre Sommerfrische hielten, dann am Wasserfalle der Pöllat vorüber zur Marienbrücke aufzusteigen, und von dort aus noch höher zur sogenannten „Jugend", einer Bergterrasse, welche überraschend schöne Ausblicke gewährt, zunächst auf die Burg Hohenschwangau, den dunkelblauen Alpsee und den freundlichen Schwansee, dann auf die Bergkette gegen Süden und auf das vom Lech durchzogene und von Hügeln umschlungene weite Flachland, übersprenkelt mit Dörfern, Baumgruppen und lachenden Fluren mit blitzenden Seen und Wasserfäden.

Nach der Burg zurückgekehrt, betrachtete ich mir in der Säulenhalle mit Muße die alten Rüstungen und Waffen; dann die Fresken von Lorenz Quaglio und M. Neher (nach Entwürfen von Ruben) im Schwanrittersaal, und die Glasgemälde von J. J. Keller an den auf den großen Balcon führenden Thüren. Darauf ging's in das links gelegene Zimmer, in welchem Lindenschmitt acht Bilder aus der bairischen Geschichte gemalt hat und dessen alterthümliche Fenster mit Glasgemälden aus dem siebzehnten Jahrhundert geschmückt sind. Dicht daran stößt das orientalische Zimmer, welches von Wilhelm Scheuchzer gemalte Landschaften aus dem Orient enthält, die Städte und Gegenden darstellend, die der König einst als Kronprinz dort besuchte. Daran schließen sich drei Bilder von Dietrich Monten: die Einfahrt in Beylerbey, der Besuch des Kronprinzen bei Sultan Mohamed II. und der Einzug des Königs Otto in Athen.

Rechts vom Schwanrittersaal enthält das erste Zimmer sieben Bilder Lindenschmitt's aus der Geschichte und Sage von Schwangau, darunter den Abschied Conradin's von seiner Mutter in Hohenschwangau (1263). Dann kommt das Berthazimmer mit Bildern aus der Sage von Karl's des Großen Geburt, nach Schwind's Entwürfen von Xaver Glink ausgeführt. Hierauf folgt ein Zimmer mit Scenen aus dem Leben der Schwangauer Burgfrauen, nach Entwürfen von Ruben gemalt von Glink, Quaglio und Neher. Zur Verherrlichung der edlen Frauen sind auch eine Menge Verse angebracht, und die Fenster der ganzen Zimmerreihe sind mit Glasgemälden aus dem 16. und 17. Jahrhundert geziert.

Nun geht's zum oberen Stock hinauf, dessen ganze Länge der Heldensaal mit seinem Erkerthürme einnimmt, welcher sechzehn Darstellungen aus der Wilkinasage enthält, nach Entwürfen von Schwind. In dem ersten Zimmer links von diesem Saale hat Lindenschmitt sechs Bilder aus der Geschichte der Hohenstaufen gemalt. Dann kommt das Tasso-Zimmer mit der von Glink gemalten Episode von Rinaldo und Armida aus dem befreiten Jerusalem. Rechts an den Heldensaal stößt das Welfenzimmer mit Bildern von Lindenschmitt, die Thaten Heinrich's des Löwen verherrlichend. Dann folgt das Autharizimmer, dessen Bilder die Werbung des Longobardenkönigs um die Hand der schönen Prinzessin Theudelinde darstellen, nach Entwürfen von Schwind. Den Schluß bildet ein Zimmer mit Scenen aus dem Ritterleben im Mittelalter, ebenfalls nach Entwürfen von Schwind, ausgeführt von Glink, Neher und Nilson.

Eingehende Bemerkungen über den Kunstwerth der einzelnen Bilder würden hier eben so wenig am Platze sein wie kritische Untersuchungen über die der Sage und Geschichte entlehnten Stoffe, welche sie verherrlichen.

Der Gedanke, die Burg Hohenschwangau auf durch Sage und Geschichte geweihtem Grunde, in einem an monumentalen Denkmalen der Vergangenheit überaus armen Gebirgslande gerade so herzustellen wie sie ist, konnte nur einem hochgebildeten, poetischen Geiste entspringen, der selbst künstlerische Freude an seinem Werke fand, zu dessen Vollendung er dann auch die rechten Kräfte heranzuziehen wußte.

Die Burg erscheint mir, in ihrem Aeußeren an edle Vorbilder des Mittelalters erinnernd, in ihrem Innern als ein glänzender, künstlerischer Auszug und Spiegel heimischer Sage und Geschichte, wobei es wenig verschlägt, daß oft Eins in das Andere hinüberspielt und goldene Sagenfäden auch weit über die ihnen von der Kritik gezogenen Grenzen hinausflattern.

Die alte Veste des Schwangaus soll nach einander im Besitz der Welfen, der Hohenstaufen und der Schyren gewesen sein; später hausten dann lange die Edeln von Schwangau darin, nach deren Aussterben Karl V. die Veste dem reichen Kaufherrn Johann von Paumgarten verlieh. Sie ging von einem Besitzer an den anderen über, bis sie im Tiroler Kriege 1809 zerstört und endlich um zweihundert Gulden auf Abbruch verkauft wurde. Aus den Händen eines Landmannes kam sie in die des Fürsten von Oettingen-Wallerstein, und dann erwarb sie der Kronprinz Maximilian, um sie zum Kronschmuck des ganzen Gebirgsgaus zu machen.

Der König fühlte sich nach der angestrengten Arbeit des Vormittags nur um so mehr zu zwangloser Unterhaltung aufgelegt, und es ging sehr lebhaft bei der Tafel zu, mit Anknüpfung an die Betrachtungen, zu welche einige der Fresken Anlaß gegeben hatten, zunächst diejenigen, welche, die heimische Sage illustrirend, Karl's des Großen Geburt in die Reismühle am Würmsee verlegen. Ueber der Thür des Berthazimmers stehen die Verse:

„Was voraus die Sterne künden,
Singt getreulich Sage nach.
An der Würm geheimen Gründen
Keimt der alten Kaiser Macht.“

Nach unmaßgeblichen Muthmaßungen über die Entstehung dieser Sage, welche eine gewisse Aehnlichkeit mit der ägyptischen Sage hat, die Alexander den Großen zu einem Aegypter, und mit der persischen, die ihn zu einem Perser macht, kamen wir aus dem blühenden Reiche der Sage, welche um die Herrscherhäupter Alexander's und Karl's ihre reichsten Kränze gewunden, in das blutgedünkte Gebiet der Geschichte, wo sich wiederum Vergleiche zwischen den beiden Gewaltigen boten. Der Eine wie der Andere fühlte das Bedürfniß, seine Gewaltübung durch göttliche Weihe zu legitimisiren: Alexander, indem er sich kurzweg für einen Sohn des Zeus erklären ließ, — Karl, indem er sich vom Statthalter Gottes in Rom die Kaiserkrone aufs Haupt drücken ließ. Beide gründeten die Reiche, die bald nach ihrem Tode wieder zerfallen sollten, aber hinterließen einen Ruhmesglanz, der ihre Namen noch immer zu den leuchtendsten in Geschichte und Sage macht.

„Den Ruhmesglanz wollen wir fortleuchten lassen,“ sagte A., „aber im Uebrigen scheinen mir die Vergleiche doch ein bischen bei den Haaren herbeigezogen zu sein. Was hat der junge Weltstürmer Alexander, der in Ueppigkeit unterging, als er Eroberungen vollbracht, die unhaltbar waren, mit dem in überlegener staatsmännischer und kriegerischer Thätigkeit grau gewordenen Begründer des römisch-deutschen Kaiserthums gemein, welches ihn doch um ein Jahrtausend überlebt hat? Als Alexander die griechischen Stämme zusammenfaßte, hatten diese den Höhepunkt ihrer Entwicklung schon überschritten und es ging abwärts mit ihnen, trotz der gewaltigen Kraftproben, welche sie unter des Macedoniers Führung noch zeigten; aber sie konnten nachwachsenden Geschlechtern nur noch den Beweis

liefern, daß aller Heldenmuth, alle feine Bildung, alle Kunst und Wissenschaft den Verfall eines Volkes nicht aufzuhalten vermag, dem die Seele des Glaubens verloren gegangen. Und die vermochte Alexander den Griechen nicht wieder einzuhauchen, weil sie ihm selbst fehlte. Er opferte zwar den Göttern mit großem Eifer überall, wohin sein abendteuernder Geist ihn trieb, aber nur zu herrschsüchtigen Zwecken, nicht aus innerem religiösen Bedürfniß, denn ein Mensch, der sich selbst für einen Gott hält, beweist schon dadurch, daß er den Glauben an das Göttliche verloren."

„Dieses Dictum ließe sich auch auf manchen Papst anwenden", warf B. ein.

„Das mögen sie thun," erwiederte A.; „ich wollte nur noch hervorheben, daß Karl der Große, im Gegensatz zu Alexander, urwüchsige Volksstämme staatlich zu einigen suchte, bei denen Alles noch im Aufgang begriffen war, was sich bei den Griechen schon dem Untergang zuneigte, und daß er den Beistand des Papstes brauchte."

„Um die Bekehrungen zum wahren Glauben zu heiligen, die er an den Sachsen mit Feuer und Schwert verübt hatte," fiel B. wieder ein.

„Nun, er verfolgte doch große Zwecke, wenn auch mit Anwendung harter Mittel," fuhr A. fort. „Das Land, wo man Neues pflanzt, wird immer erst verwundet, und noch kein großer Umschwung in der Geschichte hat sich ohne Schuld gemacht. Karl bleibt doch der Große, trotz aller Grausamkeiten die er begangen, und auch darin war er groß, daß er den Papst, dessen Beistands er bedurfte, sich doch nicht über den Kopf wachsen ließ, sondern den Weg nach Rom, den sein Vater Pippin ihm durch Anerkennung der erdichteten „Schenkung Constantin's des Großen" vorgezeichnet, beträchtlich erweiterte, und auch verließ, wo es ihm zweckdienlich schien.

Er stand über dem Papst, nicht der Papst über ihm. Daß sich unter den späteren Kaisern das Verhältniß oft umkehrte und das Papstthum endlich alle höchste Gewalt an sich reißen konnte, hat allerdings unsägliches Unheil über Deutschland gebracht, an dessen Folgen wir noch leiden."

„Ich wage sogar zu behaupten," hub B. wieder an, „daß alles wahre Christenthum als Religion der Liebe, Duldung, Wahrheit und Barmherzigkeit in Deutschland immer nur im Verborgenen geblüht hat, unberührt von den trüben römischen Strömungen, zu welchen es sich verhält wie die reinen Quellen des Waldes zu den großen schlammigen schiffetragenden Strömen. Es mag jetzt als ein müßiges Beginnen erscheinen, über die Glaubensgräuel vergangener Jahrhunderte, über die Folterkammern, Scheiterhaufen und Religionskriege sich noch zu ereifern, und doch würde alles das noch in schönster Blüthe stehen, wenn Rom die Macht dazu hätte. Denn die kampflustigen kirchlichen Gewalthaber sind heute noch in ihrem Herzen so wenig erfüllt von der Religion der Liebe, wie sie es vor Jahrhunderten waren; ihr Streben geht nur nach Macht."

„Es scheint mir doch, Sie sehen zu schwarz", sagte der König. „Ich kenne viele Priester, und darunter sehr hochstehende, die ein wirklich christliches Leben führen und eine nach allen Richtungen höchst segensreiche Wirksamkeit entfalten. Ich kenne solche, die von vornehmer Herkunft und reich begütert, Alles geopfert haben, um im Dienst der Kirche ein Leben voll Entsagung und Hingebung zu führen; ich kenne andere, die von armer Herkunft und unter den größten Entbehrungen aufgewachsen, sich durch Gelehrsamkeit und frommen Wandel so hervorgethan, daß sie zu hohen und einflußreichen Stellungen berufen wurden, welche sie bescheiden ablehnten, weil sie lieber segensvoll in kleinem Kreise wirken wollten, als eine Verantwortung übernehmen, welcher sie sich nicht ge-

wachsen glaubten. Wenn es nun auch an ehrgeizigen, herrschsüchtigen und anderen Priestern nicht fehlt, die mehr weltlich als geistlich gesinnt, mehr klug wie die Schlangen als fromm wie die Tauben sind, so ist zu bedenken, daß wohl die meisten von ihnen ihren Beruf nicht selbst gewählt haben, sondern von ihren Eltern dazu bestimmt wurden und, einmal darin steckend, nicht wieder hinauskonnten. Wie wenige Menschen giebt es überhaupt, denen die Gunst des Schicksals gestattet, sich ganz ihren Neigungen und Fähigkeiten gemäß zu entwickeln! Und wie viele giebt es, die sich einbilden, Fähigkeiten zu haben, welche ihren Neigungen entsprechen, bis sie zu spät ihren Irrthum einsehen, zum Unglück für sich und Andere! So findet man in allen Berufsclassen eine Menge trauriger, widerspruchsvoller Existenzen, auch in der Geistlichkeit, wo freilich der verfehlte Beruf die gefährlichsten Folgen hat. Faßt man aber das große Ganze ins Auge, so zeigt alsbald sich, daß die abendländische Kirche unter römischem Regiment ihre große Aufgabe, ein einheitliches Band der Gesittung und Bildung um die Völker zu schlingen, doch ganz anders gefaßt hat, als die morgenländische Kirche unter byzantinischer Führung. Diese hat keine Kirchenfürsten aufzuweisen, welche auch nur entfernt mit einem Gregor dem Großen, Gregor VII. und Leo X. zu vergleichen wären, oder auch nur in einer einzigen der verschiedenen Richtungen, welche sie verfolgten, welthistorisch Bedeutendes geleistet hätten. Während Byzanz in Fäulniß unterging, wurde Rom unter seinen Päpsten zum Erben und Erneuerer der Kunst und Wissenschaft der alten Welt, zum Hort und Mittelpunkt aller höheren Bildung. Damit lassen sich viele Schattenseiten entschuldigen, und ich habe sogar sehr aufgeklärte Protestanten gekannt, welche selbst den Ablaßhandel damit entschuldigten, weil aus seinem Ertrag die herrlichsten Denkmäler der Kunst

erwuchsen. Und die Bildung scheint mir doch allmälig so weit vorgeschritten zu sein, daß im Abendlande kein Glaubenskrieg mehr zu befürchten steht, er müßte denn von den Gewalthabern der morgenländischen Kirche angeschürt werden, deren Anhänger zumeist noch auf einer niedrigen Stufe der Entwicklung stehen. Wenn einmal das Kreuz den Halbmond wieder verdrängt, so wird man die christlichen Völker der Türkei kaum weiter vorgeschritten finden, als sie zu der Zeit waren, da die Türkennoth über sie kam. Das russische Landvolk ist von der Bildung auch kaum berührt worden und die Städte verdanken ihre höhere Cultur nicht der Kirche, sondern hauptsächlich deutschem und französischem Einflusse. Aber gerade solche Völker, welche man, wie die byzantinisch-slavischen, jugendfrische Völker nennt, weil ihre Culturarbeit erst beginnen soll, sind am leichtesten zu religiösem Fanatismus zu entflammen. Darum kann man nur hoffen und wünschen, daß der edle und aufgeklärte Kaiser Alexander II. durch sein Beispiel auf die Geistlichkeit wirken möge, wahre Christenliebe unter dem Volke zu wecken und nicht Haß gegen Andersgläubige zu nähren."

Auf die an mich gerichtete Frage Sr. Majestät, welche persönliche Erfahrungen ich in confessioneller Beziehung unter dem russischen Volke gemacht, konnte ich nur antworten, daß ich weder während meines längeren Aufenthalts in Moskau, noch auf meinen Reisen im Inneren des Landes jemals im Geringsten meines Glaubens wegen behelligt worden sei, und daß überhaupt meines Wissens alle harten Maßregeln gegen Andersgläubige und alle Bekehrungsversuche immer nur politische Gründe gehabt haben. Das russische Volk ist von Natur tolerant, gutmüthig und friedfertig, schlägt aber leicht ins Gegentheil um, wenn es von oben herab dazu getrieben wird, oder seinen Glauben bedroht sieht. Die jahrhundert-

langen Kämpfe mit den Polen liefern dafür eine Menge Beweise, wobei nicht verschwiegen werden darf, daß die Polen, d. h. die Jesuiten, durch welche sie sich am Gängelbande führen ließen, immer der aggressive Theil waren, als Werkzeuge der Päpste, die nie nachließen in ihren Bestrebungen, die getrennte morgenländische Kirche wieder mit der abendländischen unter römischem Primat zu vereinigen. Die Griechen zeigten sich zu solcher Vereinigung geneigt, um der ihnen drohenden Türkennoth zu entgehen; auch der moskowitische Metropolit Isidor wurde gewonnen, und so kam 1438 das berühmte Concil von Ferrara und Florenz zu Stande, an welchem sowohl Isidor wie der griechische Kaiser Johann VII. Paläologus theilnahm, welcher durch die Union den Beistand der europäischen Fürsten gegen die seine Hauptstadt bedrohenden seldschukkischen Türken zu gewinnen hoffte. Die vom Papst Eugen IV. vorgelegte Unionsformel gewährleistete den Griechen und Russen Aufrechterhaltung ihrer alten Kirchenordnung der Priesterehe, des Abendmahls unter beiderlei Gestalt und verschiedene andere Vorbehalte, und wurde sowohl vom griechischen Kaiser wie vom russischen Metropoliten angenommen. So kam auf dem Papier die Vereinigung unter römischem Primat glücklich zu Stande, aber als der heimgekehrte Metropolit die Unionsacte in der Kirche zur Mutter Gottes auf dem Kreml feierlich verlesen hatte, wurde er einfach in's Gefängniß geworfen, aus welchem er sich nur durch die Flucht retten konnte. Er entkam glücklich nach Rom, wo er mit dem Titel „Bischof von Rußland“ eine hervorragende Stellung im Cardinalscollegium einnahm. Die vom Kaiser Johann für die Griechen erwartete Hülfe blieb aus; Constantinopel wurde von den Türken erobert und sein letzter Kaiser Constantin im Kampfe erschlagen. Sein Bruder Thomas flüchtete nach Rom, wo er Schutz bei Papst Pius II. fand. Unter seinen Kindern, welche in den Lehren der florentini-

schen Union erzogen wurden, zeichnete sich die Prinzessin Sophie durch große Schönheit aus, und Papst Paul II. knüpfte an ihre Hand neue Pläne, Rußland für die Union zu gewinnen. Er stellte dem Großfürsten Johann vor, daß eine Verbindung mit dieser Tochter der Paläologen ihm und seinen Nachkommen die legitimsten Ansprüche auf den griechischen Thron sichern würde, wenn es den Russen gelänge, die Türken wieder aus Byzanz zu vertreiben. Die durch Papst Paul II. also vermittelte Vermählung des Großfürsten Johann mit der schönen Prinzessin Sophie kam glücklich zu Stande, aber diese, statt die Russen für die Union zu gewinnen, trat selbst zur russischen Kirche über. Nach dem Scheitern dieser Pläne wurde Polen zum römischen Vorwerk gegen Rußland gemacht, allein erst in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts, nach dem Aufkommen der Jesuiten, die in Polen ein ergiebiges Feld für ihre Thätigkeit fanden, wurden die gegen Rußland gerichteten Bekehrungsversuche wieder in großartigen Anläufen unternommen, besonders seit der falsche Demetrius, dem die Jesuiten die Pfade gebahnt hatten, siegreich im Kreml eingezogen war. Doch die Herrlichkeit sollte nur von kurzer Dauer sein; die Polen wurden, sammt den Jesuiten, wieder aus dem Lande getrieben, die Russen hingen fester an ihrem alten Glauben als je, und ihre Stellung der abendländischen Kirche gegenüber gestaltete sich immer schroffer. Es war das ein natürliches Ergebniß ihrer geschichtlichen Entwicklung. Sie hatten ihren Glauben von Byzanz erhalten zu einer Zeit, als sie noch durch Zersplitterung schwach waren und deshalb leicht dem Ansturm der durch Einigkeit starken Tataren erlagen. Ihr Glaube wurde ihnen während des zweihundertjährigen fremden Joches zum Bande dauernder Einigung, zur Quelle des Trostes und der Hoffnung auf Befreiung. An jeden Sieg, den sie dann über ihre Feinde errangen, knüpfte sich die Geschichte

eines durch ein schwarzes oder braunes Muttergottesbild verübten Wunders, welches den Sieg bewirkte. So verwoben sich bei ihnen mit der Geschichte der Befreiung und Einigung ihres Vaterlandes die heiligsten Glaubenserinnerungen. Der Glaube, durch dessen Kraft sie die Feinde zu Boden geschmettert hatten, mußte der wahre Glaube sein, und das Land, wo solche Wunder geschehen konnten, ein heiliges Land; darum heißt es für alle Zeit „das heilige Rußland". Hier konnten und werden die Jesuiten nie einen günstigen Boden finden; die Erinnerung an sie und an die römische Kirche verknüpft sich immer mit dem alten Polenhaß, der erst ganz schwinden wird, wenn die Polen den Glauben der Russen annehmen, denn daß diese sich jemals der römischen Kirche unterwerfen werden, ist so undenkbar wie daß sie sich je entschließen würden, irgend eine ihrer wunderthätigen schwarzen oder braunen Muttergottesbilder im Kreml gegen eine Raphael'sche Madonna umzutauschen. Außer den Völkern des Islam hat es wohl nie ein Volk gegeben, bei welchem das religiöse Element eine so mächtige Triebfeder kriegerischer Kraftäußerung gewesen, wie es beim russischen Volke ist. Um so merkwürdiger muß es erscheinen, daß den kriegerischen Thaten der Russen — gleich denen der Türken — aller poetische Nimbus und Nachklang fehlt. Sie unterscheiden sich dadurch von den romanischen und germanischen Völkern, ja selbst von den gesangreichen Serben und Montenegrinern, wie die Türken von den Arabern und Persern."

„Das ist allerdings eine auffallende Erscheinung," sagte der König, „aber sie erklärt sich vielleicht daraus, daß die Russen bei ihren Kriegen immer nur praktische Ziele im Auge gehabt haben und nie auf so abenteuerliche Fahrten ausgezogen sind, wie unsere alten Ritter und Kreuzfahrer."

„Ja," erwiederte ich, „als ich mir heute oben im Hohen-

staufensaale die Bilder aus den Kreuzzügen ansah, wie Friedrich Barbarossa die Türken bei Iconium besiegt, — wie er im Flusse Seleph umkommt, — und wie Friedrich II. die Schlüssel Jerusalems in Empfang nimmt, dacht' ich unwillkürlich: wenn einmal die Russen in Jerusalem einziehen, werden sie es fester zu halten wissen als die Kreuzfahrer des Abendlandes."

„Glauben Sie, daß sie darauf abzielen?"

„Es ist eines der Hauptziele ihrer Kirche und Politik."

„Heute ist es jedenfalls eine leichtere Aufgabe, Jerusalem zu erobern und zu halten, als es in den Jahrhunderten der Kreuzfahrer war, denn damals war der Stern der Seldschukken noch im Aufgehen und glänzten die Araber nicht blos durch das Schwert, sondern auch durch das Rüstzeug des Geistes, und die Ritter und Reisigen, welche mit ihren bunt zusammengewürfelten Heerhaufen gegen sie anstürmten, konnten ihnen nur als Barbaren erscheinen. Die Hauptursache des Mißerfolgs war jedoch immer der Mangel an Einheit unter den Kreuzfahrern, die Eifersucht ihrer Führer auf einandar, der Haß der verschiedenen Völker gegen einander, welche wohl durch die Päpste und schwärmerische Mönche zum Zuge gegen die Ungläubigen angefeuert, aber niemals zu zweckmäßigem Handeln dauernd vereinigt werden konnten. So mußte natürlich alles mit Millionen Menschenleben Gewonnene wieder verloren gehen; nur die päpstliche Macht ging gestärkt aus den zweihundertjährigen Stürmen hervor. Und das ist eben die Schattenseite in der Geschichte der Päpste, gegenüber so vielem Großen und Bewunderungswerthen, daß den meisten unter ihnen die Erhöhung und Erweiterung ihrer eigenen Macht immer weit mehr am Herzen lag als das Wohl und die Eintracht der ihrer Obhut anvertrauten Völker."

* *

*

Als ich mich nach dem Diner im Burggarten erging, der den Felsen, welche ihn tragen, förmlich abgetrotzt ist, und auf engem Raume so viel Schönes in sich schließt, und Alles, trotz farben- und formenreicher Mannigfaltigkeit, in so schönem Einklang und Gefüge, daß das Ganze als ein entzückendes Kunstwerk erscheint, dessen Zauber unwiderstehlich wirkt, zogen mich besonders die Springbrunnen an, die allerlei schlummernde Erinnerungen in mir wachrauschten. Der erste, der unter drei uralten, mächtigen Linden und einem von Glink in Fresco gemalten Madonnenbilde aus der Ringmauer springt, rief mir den Springbrunnen von Istibulach ins Gedächtniß zurück, wo ich auf der Reise nach Armenien im Frühling 1844 Rast hielt und mich labte an dem ebenfalls unter Baumesschatten herabspringenden Strahl, den freilich kein Madonnenbild behütete.

Der zweite schießt seinen Strahl aus einem von Schaller modellirten gußeisernen Schwan hervor, damit in dem schwanreichen Schwangau, dem Hort der Schwanensage, der Schwan auch als Kunstwerk nicht fehle. Doch hätte ich diesen Schwan lieber aus weißem Marmor als aus Gußeisen gebildet gesehen, denn zum Schwan, als dem Sinnbild der Reinheit und Helle, gehört die weiße Farbe wie Sonnenlicht zum Tage. Und genau betrachtet, ist der Schwan, allein dargestellt, überhaupt kein dankbarer Gegenstand für die plastische Kunst, da diese ihn seinem Elemente entheben muß, in welchem er erst den rechten und vollen Eindruck macht. Ein Schwan im Wasser hat immer etwas Majestätisches, gleichviel ob er langsam seine Kreise zieht oder mit hochausgespannten Flügeln sturmgewaltig über die Fluth hinrauscht; aber sobald er festen Boden betritt, wird er ein plumpes, schwerfällig watschelndes Thier. Das angeborene stolze Gebahren der Schwäne im Wasser zu betrachten, hat von Jugend auf einen wundersamen Reiz für mich gehabt, und noch heute kann ich stundenlang an einem von Schwänen

belebten Weiher stehen bleiben, ohne des Anschauens der majestätischen Thiere müde zu werden. Da kommt ein Schwanenvater mit seiner ganzen, schon stattlich ausgewachsenen Familie angeschwommen, alle in einer Haltung, als ob die Welt ihnen allein gehörte. Am Ufer stehen ein paar übermüthige Jungen, die einen zottigen Pudel gegen die Schwäne hetzen, der jedoch gar keine Neigung verspürt, den Angreifer zu spielen. Der Pudel bellt und windet sich um seine Herren herum, als ob er sie anflehen wollte, ihn am Lande zu lassen; er wird aber durch Zurufe und Schläge vorwärts getrieben und wagt sich dann endlich mit zweifelhaftem Muthe eine kleine Strecke weit ins Wasser. Nun schießen die Schwäne mit hochgerecktem Halse auf ihn los, daß dem Pudel Hören und Sehen vergeht und er eilig umkehrt. Die Jungen versuchen, ihn wieder ins Wasser zu hetzen, aber ehe ihnen dieses gelingt, ist der Vater Schwan schon am Lande, um die Jungen selbst anzugreifen, welche sammt ihrem bellenden Pudel davonlaufen. Jetzt wird die Aufmerksamkeit der Schwäne durch Brotstückchen in Anspruch genommen, die man ihnen ins Wasser wirft. So lange der Vater Schwan die besten Brocken erwischt, geht Alles gut; plötzlich glaubt er aber zu bemerken, daß man mit besonderer Vorliebe seine Nachkommenschaft füttere, und nun fährt er auf diese so wüthend los, daß sie nach allen Richtungen aus einander stiebt. Diesen Moment benutzt die Mutter Schwänin, um die besten Brocken für sich in Empfang zu nehmen, aber sie thut das nicht wie ein hungriges Geschöpf, welches sich dankbar zeigt für die ihr gespendeten Gaben, sondern wie eine Königin, welche Tribut empfängt.

Wie die alten Griechen den Schwan zu würdigen wußten, zeigt ihre Sage; sie lassen ihn den Wagen der Aphrodite ziehen, wozu er sich jedenfalls besser eignet als Sperlinge und Tauben, und er ist ein dem Apollon geweihter Vogel. In unserer alten

Sage spielt er eine nicht minder bedeutende Rolle; die Engländer haben ihren größten Dichter den Schwan von Avon genannt, dem zu Ehren denn auch noch alle Schwäne im Avonflusse, der bei Stratford förmlich davon wimmelt, gehegt und gepflegt werden wie heilige Thiere. An dieses freundliche Stratford mit seinem zwischen blühenden Ufern sanft hinschlängelnden schönen Avonflusse knüpfen sich meine schönsten Schwan-Erinnerungen.

Der dritte und hervorragendste Springbrunnen im Burggarten von Hohenschwangau ist der schon früher erwähnte Löwenbrunnen, der seine gewaltige Wassersäule aus einer kolossalen Schale aufsteigen läßt, welche vier Löwen aus Gußeisen tragen, aus deren Rachen ebenfalls Wasser in weitem Bogen springt. Dieser Löwenbrunnen hat, der Oertlichkeit entsprechend, nicht die Größe seines Vorbildes auf dem Löwenhof der Alhambra, dessen Brunnen von zwölf Löwen getragen wird, aber er hat gerade die richtige Größe für die gegebenen Raumverhältnisse.

„Hier läßt sich gut träumen,“ sagte der König, auf mich zukommend; „wenn man nur mehr Zeit dazu fände! Die arabischen Fürsten, welche einst in der Alhambra Hof hielten, scheinen glücklicher daran gewesen zu sein, aus den poetischen Mittheilungen zu schließen, die uns Friedrich von Schack über ihr glänzendes Leben gemacht.“

Der König spielte hier auf einige Vorträge an, welche Schack bei den Symposien in München über die Blüthezeit der Araber in Spanien gehalten, und welche uns Alle in hohem Grade fesselten, da sie zum ersten Male ein helles Licht warfen auf eigenartige bedeutende Culturzustände, welche man bis dahin in Deutschland nur von dunklem Hörensagen kannte. Er wußte die Hallen der arabischen Schlösser, wie mit den Gestalten der Menschen, welche sie einst bewohnten, so auch mit

den Gesängen, die einst in ihnen erklungen, durch den Gewinn seiner gründlichen Studien der arabischen Quellen und seines langen Aufenthalts in Spanien so zu beleben, daß sich eine ganz neue Welt der Schönheit vor uns aufthat, die uns zurückzauberte in die Zeit, wo die Araber durch ihre hohe Bildung alle anderen Völker überstrahlten.*

„Ich erinnere mich," fuhr der König fort, „in Ihrer Uebersetzung Puschkin's auch von einer taurischen Alhambra gelesen zu haben, mit einem berühmten Springbrunnen, den Puschkin verherrlicht hat, indem er die tragische Liebesgeschichte einer schönen Georgierin, Sarema, und einer schönen Polin, Maria Potocka, damit verknüpft."

„Das ist ‚der Springbrunnen von Bagtschi-Serai'," erwiederte ich, „der alten Residenz der Chane der Krim, deren Palast zwar nicht nach dem Vorbilde der Alhambra erbaut wurde, aber doch in vielen Stücken daran erinnert und deshalb nicht mit Unrecht von den Russen die taurische Alhambra genannt wird. Puschkin war ganz davon bezaubert und hat außer seiner größeren erzählenden Dichtung noch ein kleineres Gedicht, welches sich wieder auf jene bezieht, mit dem Springbrunnen von Bagtschi-Serai verwoben:

„Lebend'ge Quelle, Liebesquelle!
Zwei Rosen hab' ich dir gepflückt.
O wie das Murmeln deiner Welle,
Dein klangvoll Weinen mich entzückt!

Mit kühlem Thaue überstreut
Dein Silberstaub die heißen Wangen;
O murm'le, murm'le fort wie heut,
Sprich mir von Tagen, die vergangen.

---

* A. F. v. Schack hat später dem Gegenstande ein besonderes, hochinterressantes Werk gewidmet unter dem Titel „Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sicilien." (Berlin, bei Hertz, 1865.)

O Liebesquelle, Thränenquelle!
Weither in Neugier zu dir kam ich;
Von Tauris' Ruhm klingt deine Welle,
Doch von Maria nichts vernahm ich —

Sind selbst in diesen Haremsräumen
Maria und Seréma schon
Aus der Erinnerung entfloh'n?
Sind sie gar Bilder nur aus Träumen?"

Der König liebte Fernes an Nahes anzuknüpfen und einen angeschlagenen Ton immer ganz ausklingen zu lassen, und so zog sich die Unterhaltung noch eine gute Weile hin. Später ging's wieder an die Arbeit.

Aber der Vorsatz, am folgenden Morgen weiter zu reisen, konnte doch nicht ausgeführt werden, einmal weil es noch eine Menge Geschäfte zu erledigen gab, und dann weil die Nacht ein ganz entsetzliches Regenwetter zusammengebracht hatte, welches erst gegen Mittag ein wenig nachließ. Doch machte ich mit dem von München zurückgekehrten General v. d. Tann vor dem Diner noch einen mehrstündigen Spaziergang nach den schönsten Punkten der Umgegend und begleitete nach dem Diner Se. Majestät auf einer Ausfahrt, von welcher wir erst um halb neun Uhr Abends zurückkehrten. Eine halbe Stunde später wurde soupirt, wobei der König wieder auf Barth's Reisen zu sprechen kam, mir viel Huldvolles über das daraus Mitgetheilte sagte und daran die Frage knüpfte, ob ich wohl schon Zeit gefunden, Livingstone's Werk: «Missionary travels and researches in South-Africa» (London 1857) zu Ende zu lesen. Es war mir das in der That so ziemlich gelungen, und ich freute mich, aus dem inhaltreichen, aber durch seine zerrissene Darstellungsweise wenig anmuthenden Werke das Hauptsächlichste übersichtlich zusammenfassen zu können.

Es war in der That mehr als gewöhnliche Wißbegier, was Se. Majestät die Forschungsreisen in Afrika mit so großem

Eifer verfolgen ließ, denn der König war nicht blos mit dem Kopf, sondern auch mit dem Herzen dabei, wie unter Anderem die nahmhafte Unterstützung beweist, welche er um die Zeit dem jungen Hamburger Gelehrten, Albert Roscher, gewährte, um diesem die Ausführung seines Planes zu ermöglichen, von der Südostküste aus in das Innere von Afrika vorzudringen. Roscher hatte sich in Leipzig und München gründlich auf seine Reisen vorbereitet und schon als einundzwanzigjähriger Jüngling durch seine gelehrte Schrift „Claudius Ptolemäus und die Handelsstraßen in Centralafrika" (1857) die Aufmerksamkeit Sr. Majestät auf sich gezogen. Nun stand er im Begriff, auf einem Hamburger Segelschiffe seine erste Meerfaht, nach Zanzibar, anzutreten. Der König setzte große Hoffnungen auf den kühnen jungen Forscher, welche sich nur zum Theil erfüllen sollten, da er schon im März 1860 am Njassa-See durch Mörderhand ums Leben kam.

Wir zogen nun mit Livingstone im Geiste durch die brennende Kalahri-Wüste bis in das Innere von Südafrika, ließen ihn haarsträubende Gefahren durch wilde Thiere und noch viel wildere Menschen bestehen, dann sich mit dem friedlichen Volke der Makololo befreunden und die Victoriakatarakten des Zambesi-Stromes entdecken. Weiter kamen wir diesmal nicht, denn es war darüber schon spät geworden.

Trotzdem waren wir am folgenden Morgen, Sonntag, 4. Juli, Alle früh wieder auf den Beinen. Der Tag ließ sich freundlich an, und während die Koffer auf den Gepäckwagen geschafft und die Pferde gesattelt wurden, fand ich noch Zeit, ein Abschiedssonett in mein Notizbüchlein zu kritzeln:

Leb wohl mit deinen blüh'nden Schattenräumen,
Du traulich hohe Burg! Zu flüchtig schwand
Die Zeit hier, die ich stets zu säumig fand
Wo sie und ich nichts hatten zu versäumen.

Hell ragt der schlanke Bau aus dunklen Bäumen,
Geschützt von trotzigsteiler Felsenwand,

Der Gemsen Hort, – schaut weit hinaus ins Land,
Wo durch die Fluth des Lechstroms Wellen schäumen.

Der Gießbach rauscht, es blitzt der Schwanensee
Am Fuß des Berges und auf dem Berg der Schnee,
Hier ward, vermählend alt' und neue Zeit,
Ein königlicher Traum zur Wirklichkeit.
Leb wohl, leb wohl, du gastlich schöner Ort:
Mich treibt's aus dir, doch dich aus mir nicht fort!

Im Ammerwald. Linderhof. Brunnenkopf. Der Plansee.

Vor unserem Scheiden von Hohenschwangau hatten wir verschiedene Kisten mit theils selbst gepflückten, theils uns zugetragenen Alpenrosen, an welchen die Berge hier noch reicher sind als der Grünten, nach München geschickt als Blumengruß an die Unserigen. Das Scheiden wurde uns schwer- denn der König überbot sich an Herzenshuld und Liebenswürdigkeit, um uns den kurzen Aufenthalt angenehm zu machen. Doch galt es ja beim Aufbruche nur, neue schöne Eindrücke zu den alten zu gesellen, und so ritten wir getrost in den warmen Morgen hinaus, durch Gegenden, die unser Auge bald durch großartige, bald durch anmuthige Bilder fesselten.

Der Weg, der uns über den *Linderhof* nach dem *Brunnenkopf* führen sollte, ließ bis zur Höhe des Berges hinauf an Bequemlichkeit nichts zu wünschen übrig; er war nur für Reiter und Fußgänger eingerichtet und hauptsächlich zu dem Zwecke angelegt, den König auf seinen Jagdausflügen möglichst schnell von Hohenschwangau nach dem gemsenreichen Brunnenkopf zu führen.

Wir ritten an üppig bewaldeten Höhenzügen vorüber und durch Bergthäler, in welche hier und dort ein wildschäumender

Gießbach von den Felswänden herabstürzte, um unten einen von Silberschleiern umwallten glühenden und sprühenden Tobel zu bilden und dann seine Wasser rasch hingleitend, aber mit mehr Ruhe in der Bewegung in ein weiter führendes Rinnsal abfließen zu lassen.

„Der Quell, der vom Berge springt,
Fortbraust mit dem Gießbach,
Fortströmt mit dem Strome
Zum salzreichen Meer,
Kehrt, wandelnd im Kreislauf,
Zum Ursprung zurück;
Mit goldenen Armen
Entringt ihn die Sonne
Der mächtigen Meerfluth
Und ballt ihn zu Wolken,
Sich selber verdunkelnd,
Bis dienende Winde
Ihn wieder getragen
Zum Gipfel des Bergs.“

An den Ufern der Bäche blühten Nelken und Vergißmeinnicht, und die schmalen Rinnsale der schnell hingleitenden Wasser erschienen stellenweise ganz überdeckt von großen Huflattichblättern. Die Wiesen am Waldessaum waren fast gelb gefärbt von Ranunkel und Löwenzahn. Das Farrenkraut wucherte überall mit kräftigem Triebe und machte in seinen höchsten Erhebungen fast den Eindruck kleiner Palmen.

Als wir in den Ammerwald einritten, brach die Sonne noch durch die smaragdene Laubwölbung gedämpft hindurch wie durch gemalte Fensterscheiben in einem Dome. Bald aber spielten ihre Lichter nicht mehr um uns her, der Himmel umzog sich, ein leises Schallen von einzeln fallenden Regentropfen ging durch die Blätter und allmälig entwickelte sich ein von Windesgebraus wie von Orgeltönen im Waldesdome begleiteter regelrechter Strichregen, gegen welchen die schützende Laubwölbung nicht lange Stand hielt, so daß wir einigermaßen

durchnäßt im Linderhof ankamen, wo wir in einem königlichen Jagdhause Mittagsrast hielten.

Nach aufgehobener Tafel ging's gleich weiter den etwa 3000 Fuß hohen Brunnenkopf hinauf; der Himmel hatte sich wieder aufgeklärt, nur einige leichte und lichte Wölkchen, die nichts Bedrohliches hatten, hingen noch an den Bergen herum, einige so nahe, daß man glaubte, sie mit Händen greifen zu können, und selbst das Fernste schien uns in seinen klaren Umrissen nach dem die Luft reinigenden Regen näher gerückt. Jeder Blick bot, wenn wir beim Aufsteigen einen Augenblick Halt machten, um uns umzuschauen, herzerfreuende Augenweide; allein die Krone der überraschend schönen Ausblicke bot sich erst, als wir den Gipfel des Brunnenkopfs erreicht hatten und nun die Alpen in der letzten Gluth der untergehenden Sonne glühen sahen.

Das sind Eindrücke, die Auge und Herz ganz gefangen nehmen, so lange sie dauern und in der Erinnerung noch lange fortleben, deren erhabene Größe und Weihe aber weder Wort noch Farbe auch nur annähernd zu veranschaulichen vermag. Denn der Maler kann nur einen Moment des in seiner Herrlichkeit immer wechselnden Bildes auf die Leinwand bannen und auch diesen nur dürftig wiedergeben, und selbst der größte Meister des Wortes kann nicht durch Gleichnisse ebenbürtig veranschaulichen, was über alle Gleichnisse hinausgeht. Die bloße Schilderung, und sei sie noch so treu und farbengesättigt, reicht nicht aus, die heiligen Schauer wiederzuerwecken, welche beim Anblick solchen Naturbildes, wie es selbst die Bewohner der Berge nicht oft sehen, die Menschenbrust bewegen und den Menschen gleichsam über sich selbst hinausheben. Das rosige Licht, wesentlich verschieden von der Purpurgluth des Himmels, umhüllt die Häupter der Berge nicht nur, sondern scheint sie ganz zu erfüllen, so daß sie wie durchsichtig emporragen, nicht

blendend und funkelnd, sondern in milder, verklärter Gluth, derweil es in der unteren Welt schon zu dunkeln beginnt. Allmälig steigt die Dämmerung immer höher empor, in gleichmäßigen Kreisen die Berge umschwebend, aber nicht in scharfen, sondern in weich verschwimmenden Linien, bis die rosige Gluth zuletzt auf den höchsten Kuppen, Zinken und Spitzen ganz erlischt. Nun zieht es wie ein schauerndes Frösteln durch die Brust beim Untergange solcher Herrlichkeit, und die Berge, die eben noch in ätherischem Glanze, mit Feuerzungen redend, aller Erdenschwere enthoben schienen, stehen jetzt als starre, dunkle Massen da, licht- und leblos.

Vom Brunnenkopf aus hat man noch schönere Fernblicke als vom Grünten, und wir stiegen umher, so lange es etwas zu sehen gab. Gegen Nordost sahen wir über schwarze Berge hinweg ganz deutlich den Ammersee und Starnbergersee; auf der anderen Seite tauchten die Blicke in das malerische Bergthal hinab, durch welches die Amper fließt. Einige Bergkuppen waren ganz in Nebel und Wolken gehüllt, von anderen flatterten weiße Streifen wie Fahnen; einige dampften wie Vulcane, und über anderen schwebten gekräuselte Wölkchen, wie aus gezupfter Baumwolle zusammengesetzt. Von einer Felswand schauten zwei Gemsen ganz gemüthlich auf uns herab, als ob sie wüßten, daß ihnen heute doch keine Gefahr drohte.

Auf der Höhe des Brunnenkopfs steht, die ganze Aussicht über die Berge beherrschend, ein allerliebst gebautes und eingerichtetes Jagdhaus des Königs mit einem zierlich umzäunten Garten davor, welcher Exemplare von allen Alpengewächsen enthält. In diesem Jagdhäuschen wurde Symposion gehalten, als es draußen vor einbrechendem Dunkel nichts mehr zu sehen gab.

Wir waren Alle noch so erfüllt von den erhabenen Ein-

drücken, welche der majestätische Sonnenuntergang mit seinen Beleuchtungswundern am Himmel und auf Erden in uns zurückgelassen, daß die Unterhaltung sich unwillkürlich darum drehte. Allein die Worte sprangen anfangs sparsamer und spröder von der Zunge, als zu geschehen pflegte, wenn von anderen Dingen die Rede war. Man spricht leicht über einen Gegenstand, den man beherrscht, schwer dagegen über einen solchen, von dem man beherrscht wird, und von dem man fühlt, daß kein Wort an seine Höhe hinanreicht. Bei der Betrachtung des überwältigenden Naturschauspiels entrang sich der Brust wohl ab und zu ein Ausruf der Bewunderung, aber ein eigentliches Gespräch kam nicht auf, denn keiner empfand das Bedürfniß, in unzulänglichen Worten dem Anderen Gefühle auszusprechen, von denen er wußte, daß Jeder sie ohnehin theilte. Nur das Auge sprach, die Zunge blieb gefesselt.

Diese Erscheinung wurde uns nun zum Gegenstande der Unterhaltung, und der Versuch, darüber klar zu werden, führte von selbst zu Betrachtungen über den Ursprung des in seiner Reinheit so hochpoetischen Licht- oder Sonnencultus, der von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage die Religionsurkunden aller Culturvölker der alten und neuen Welt, mehr oder minder verhüllt und entstellt, durchleuchtet.

Was stimmt andächtiger als der Anblick der auf- oder untergehenden Sonne im Gebirge, in der Wüste oder auf dem Meere? Wem dabei das Herz nicht aufgeht, dem geht's überhaupt nicht auf. Und wo fühlt sich der Mensch zugleich mehr erhoben und gedehmüthigt als im Anschauen solcher Herrlichkeit? Erhoben durch die Größe des Schauspiels und gedehmüthigt, weil er sich so verschwindend klein dagegen empfindet. Er ahnt hinter diesen Erscheinungen noch etwas Höheres, das menschlicher Fassungskraft unzugänglich bleibt, und er wendet sich andachtsvoll zu diesem Höheren, als dessen erhabenster

sinnlich wahrnehmbarer Ausdruck ihm die Sonne erscheint, die Spenderin alles Lichtes, Lebens und Liebens. Sie ist ihm nicht das Höchste an sich, sondern nur Sinnbild des Höchsten, die leuchtendste Offenbarung des Unfaßbaren.

So mochte sich schon früh und zu gleicher Zeit bei verschiedenen begabten, von der Sonne besonders begünstigten Völkern jene Naturreligion entwickeln, welche in Zarathustra's Lehre ihren reinsten Ausdruck fand. So lange der Mensch noch in innigem Bunde mit der Natur steht, braucht er für sich keine Worte, um die hehren Gefühle, welche ihre Wunder in ihm wecken, auszudrücken; das Licht des Auges, in das Licht des Himmels tauchend, sagt mehr, als Worte sagen können. Aber sobald man beginnt, die Offenbarungen des Himmels und Herzens in Worte zu fassen und Satzungen daraus zu bilden, fangen mit den verschiedenen Deutungen der Worte auch die Mißverständnisse an, und im Laufe der Jahrhunderte wird selbst das Heiligste und Erhabenste zum Zerrbilde. Wie sich nicht zwei Blätter ganz gleich sind, so giebt es nicht zwei Menschen, welche dieselben Gefühle in ganz gleicher Weise ausdrücken. Der Begabtere wird für sich das treffendere Wort finden, aber ob es der minder Begabte versteht, bleibt zweifelhaft. Nun bildet sich eine Priesterkaste, welche das Verständniß und die Auslegung des Heiligen in Pacht nimmt und die Verwirrung nur noch mehrt. Sie kann dem Menschen nicht ins Herz sehen, will aber ihre Herrschaft über ihn behaupten und sucht zu dem Zwecke die innere Andacht in eine äußerliche, den Gottesdienst in einen Götzendienst zu verwandeln. Sie schreibt dem Menschen vor, wann, wo, wie und was er beten soll, läßt ihn Worte murmeln, die er nicht versteht, und verbündet sich mit der weltlichen Macht, um die Menge im Zaum und Zügel zu halten und die erleuchteten Köpfe, welche für sich selbst denken und fühlen, zu verfolgen und zu unterdrücken.

So wurde im Laufe der Zeit auch die erhabene Lehre Zarathustra's verzerrt und verdorben, welche in ihrer ursprünglichen Reinheit die am meisten poetische aller Religionen war, denn die Liebe aller Menschen bildet ihre Grundlage, der endliche Sieg des Guten über das Böse auf Erden ihre Hoffnung und die ewige Versöhnung im Tode ihren Trost. Er wollte, daß seine Jünger keinen anderen Haß nähren sollten als gegen den Feind, den jeder Mensch mit sich trägt: die bösen Gelüste in der eigenen Brust. Er wollte ferner, daß die Furcht vor ewiger Verdammniß den Menschen nicht zur Verzweiflung treibe. Darum war selbst dem ärgsten Sünder die Hoffnung auf ewige Seligkeit nicht ganz genommen. Und kann man bei dem Bedürfniß der Verehrung einer höheren Macht ein schöneres Symbol der Gottheit finden als das Alles belebende und befruchtende Sonnenlicht? Die Sonne ist nicht das Ziel der Anbetung des Parsen, sie ist nur der vermittelnde Anhaltspunkt der Verehrung dessen, der sie geschaffen. Darum müssen, wenn die Sonne untergegangen ist, Mond und Sterne oder künstlich erzeugtes Feuer ihre Gluth ersetzen. Denn weil der Parse einen zu hohen Begriff von der Gottheit hat, um sich dieselbe unter menschlicher Gestalt zu denken, betrachtet er das alles Unreine zerstörende oder läuternde Feuer als Ausfluß des Geistes und der Kraft Gottes. Dem Feuer selbst göttliche Ehre zu erweisen, wie es in der Verderbtheit des Parsismus geschah, war ganz gegen den Geist der ursprünglichen Lehre, nach welcher die ewige Gottheit in Ormusd als Schöpfer alles Guten verehrt wird. Diese Lehre theilt die ganze Welt in zwei innerlich getrennte Sphären des Guten und Bösen, des Lichtes und der Finsterniß, die in stetem Kampfe mit einander liegen. Von dieser sichtbaren Welt bildet sie ein ideales unsichtbares Urbild ab, wo sie, dem Kampf entrissen, in ewiger Reinheit erscheint. Alles, was ist,

war und sein wird, jeder Mensch und jedes andere Wesen, war von Urbeginn schon geistig, dem sinnlichen Auge unsichtbar, vorhanden als sein eigenes Urbild, als sein Genius oder Ferver. Etwa wie des Künstlers Gedanke der Verwirklichung des Kunstwerks oft lange vorhergeht, so sind die Ferver gleichsam die Urgedanken, die reinen geistigen Vorbilder aller Geschöpfe. Alle Gedanken Ormuzd's werden solchergestalt zu geistigen Individualitäten und können Jahrtausende leben und wirken, ehe sie irdische Gestalt annehmen. Zu der Lichtwelt Ormuzd's bildet Ariman's Reich gleichsam den dunklen Gegensatz. Ormuzd ist der Gott und Ariman der Teufel der Parsen.

Die Ausbildung, die allmälige Verderbniß und der endliche Verfall des Parsismus wurde durchgesprochen und seine mittelbare und unmittelbare Einwirkung auf die griechische und auf die moderne Philosophie angedeutet.

„Es ist eine traurige Erfahrung", sagte der König, „daß kein Volk sich dauernd in seiner Größe erhalten kann, und daß selbst die höchste Cultur immer wieder in Barbarei umschlägt."

„Ein Trost dabei ist", sagte A., „daß das wirklich Werthvolle doch auch für die nachwachsenden Geschlechter unverloren bleibt."

„Das heißt", sagte B., „siegreiche Barbaren bilden sich allmälig heran an den Trümmern des Schönen, das sie zerstört haben und nie ganz herstellen noch erreichen können."

„Die Mehrzahl unserer sogenannten Gebildeten", sagte C., „verbringt die erste Hälfte des Lebens damit, todte Sprachen zu erlernen, und die zweite Hälfte, um sie wieder zu vergessen. Ich möchte wissen, ob es die Griechen so weit in Kunst, Poesie und der wundervollen Ausbildung ihrer eigenen Sprache gebracht haben würden, wie sie gethan, wenn man sie so viel mit fremden Sprachen und Literaturen geplagt hätte, wie man uns damit plagt."

„Ein wunderbarer Zusammenklang günstiger Umstände", erwiederte der König, „wie er in der Geschichte nicht zweimal vorgekommen, hat die Griechen zu dem gemacht, was sie waren. Uns sollte der Aufschwung nicht so leicht werden. Aber wohin würde es mit unserer Bildung kommen, wenn sie nicht mehr an der Sonne des griechischen Geistes reifte."

Der König bemerkte, daß Einige von uns sehr müde waren, und verabschiedete uns. Unser Nachtquartier war in einer nahe gelegenen Jagdhütte bereitet und bestand aus einem romantischen Heulager, auf welchem wir uns neben einander ausstreckten wie die gerechten Kammmacher in Keller's „Leuten von Seldwyla". Doch ehe wir zur Ruhe gingen, ließen wir uns noch ein Glas Glühwein bereiten, da die Nacht auf der Höhe des Brunnenkopfs, der jetzt buchstäblich in die Wolken hineinragte, welche sich während unseres Symposions hier niedergelassen hatten, als ob sie auch ein nächtliches Unterkommen suchten, grimmig kalt war. Beim Glühwein, der unsere steifen Glieder nur allmälig erwärmte, wurde noch ein wenig geraucht und in dem kleinen eisernen Ofen im unteren Theile der Jagdhütte Feuer angemacht, welches aber nicht recht brennen wollte, dagegen die ganze Hütte mit einem augenbeizenden Qualm anfüllte. Nur die unverwüstlichen Augen der beiden Hauptjäger der Gesellschaft, Franz von Kobell und Graf Ricciardelli, schienen von dem Qualm nichts zu spüren, der noch durch das Rauchen aus kurzen Jagdpfeifen vermehrt wurde. Die beiden wetterfesten Jäger schienen auch keine Müdigkeit zu fühlen, denn sie unterhielten sich noch lange über allerlei Jagdabenteuer welche sie früher auf dem Brunnenkopf — einem Hauptpunkt für die Gemsjagden — erlebt, und als endlich die Müdigkeit über meine schmerzenden Augen den schweren Sieg davontrug — es war schon spät in der Nacht — hörte ich noch, wie meine Nachbarn sich darüber stritten, ob im baierischen Gebirge

auch Steinhühner vorkämen oder nicht. Um vier Uhr wachte ich wieder auf und hörte, daß die Frage wegen der Steinhühner noch unentschieden war oder erneuert wurde. Dann schlossen sich meine Augen wieder, aber nicht auf lange, denn um fünf Uhr kam ein Eilbote von Hohenschwangau, der dem General v. d. Tann ein Packet gleich nach unserer Abreise eingetroffener Briefe brachte, unter welchen sich auch einer für mich befand.

Um acht Uhr Morgens, Montag den 5. Juli, brach die übrige Gesellschaft wieder auf, bergabwärts, während ich zum König beschieden wurde, der allerlei mit mir zu besprechen hatte und den Weg bis zum Plansee mit mir allein zu machen wünschte. Wir folgten unseren Vorgängern erst eine Stunde später. Die Häupter der beiden dem königlichen Jagdhäuschen gerade gegenüber emporragenden höchsten Berge, welche der Blick erspähen konnte, des Küchelberges zur Linken und des Kreuzspitz zur Rechten, standen in schwere Wolken gehüllt, und der bedeckte Himmel verhieß Regen und Gewitter.

Kaum hatten wir unseren Abstieg angetreten, als auch schon schwere Tropfen auf uns niederfielen als Vorboten eines bald munter herabströmenden Regens, der unsere Schritte beschleunigte, alle Aussicht verschleierte und die Unterhaltung zur Hälfte ertränkte, da das Wasser uns oft in den Mund kam. Für mich war dies häufige Plätschern in den Bergen, die mir nur bei heiterem Himmel reizvoll erscheinen, von jeher etwas Unleidliches. Der König machte sich weniger daraus und ließ sich von einer einmal beschlossenen Partie, gleichviel ob zu Fuß oder zu Pferde, niemals durch schlechtes Wetter abhalten. Allein was nützt mir die herrlichste Alpenlandschaft, wenn ich mitten darin bin und sie doch nicht sehen kann? Da stehen die Berge wie plumpe Auswüchse der schwerfälligen Erde, grau in grau, ohne Licht und Leben. Die heilige Schrift der Natur, immer geheimnißvoll, ist nun verwischt, schmutzig,

unleserlich geworden wie ein in Schlammwasser gefallenes Buch. Kurz: ein anhaltender Regen im Gebirge, der Menschen und Fluren nicht zur Erfrischung dient, sondern mitten im Sommer auf kalte Nächte kalte Tage folgen läßt, hat etwas Trostloses, besonders wenn man nicht mehr glaubt, daß der liebe Herrgott das Wetter selbst macht, also hinter nichtswürdigem Wetter keine erhabenen Absichten mehr ahnen kann.

Solche und ähnliche Betrachtungen entfuhren mir unwillkürlich, so oft die Krümmungen des Weges mich davor schützten, daß der Wind mir den Regen in den Mund blies.

Der König lächelte dazu und meinte, die Sonne werde, wenn sie erst aus dem bleiernen Gewölk hervorstrahle, mich um so wohlthuender überraschen: ein alter wetterkundiger Jäger habe einen schönen Abend prophezeit.

Ich erwiederte, daß ich von allem Glauben an solche Prophezeiungen gründlich curirt sei, seit sie mich einmal vier Wochen nach einander tagtäglich betrogen. Ich mußte den Fall erzählen.

Es war in Rottach am Tegernsee, wo mich während der Ferien, also zu einer Zeit, wo das Wetter, wenn es auf geplagte Menschen einige Rücksicht nähme, die Verpflichtung hätte, am schönsten zu sein, mein Freund Heinrich Marschner besuchte, um mit mir die Freuden des Gebirges zu genießen. Er kam bei Regen an und zog bei Regen wieder ab, und während des ganzen Monats, den er bei mir zubrachte, gab es Regen, obgleich von wetterkundigen Jägern jeden Tag schönes Wetter prophezeit wurde. Natürlich fehlte es uns trotzdem an guten Tagen nicht, denn man kann im trockenen Zimmer auch bei schlechtem Wetter gute Tage haben. Das Komische bei der Geschichte war, daß wir einige Jahre vorher (1853) in Friedrichsroda in Thüringen dieselbe Erfahrung zusammen gemacht hatten. Ohne solche gemeinschaftliche Erlebnisse ver-

gißt man leicht, daß schöne Frühlings- oder Sommermonate die Ausnahmen und nicht die Regel im deutschen Jahreslauf bilden; ein paar sonnige Tage oder Wochen leuchten in der Erinnerung fort und werfen ihren Glanz auch auf den überstandenen Regen und Nebel. Bei einem mehrwöchentlichen Aufenthalt in Tutzing am Starnbergersee, wo es ebenfalls den größten Theil der Zeit hindurch regnete, stellte ich einmal scherzhafterweise die Wetterzeichen zusammen, welche dort die Leute zum Besten gaben, um das fortwährende Regnen zu motiviren. Ich habe sie in Reime gefaßt, die ich gar nicht zu suchen brauchte, da sie sich von selbst ergaben:

„Wenn der Wind aus Westen weht,
giebt es Regen,
Wenn der Berg in Nebel steht,
giebt es Regen,
Fällt vom Berg der Nebel nieder,
giebt es Regen,
Steigt er auf zum Berge wieder,
giebt es Regen.
Also hört man von den Leuten,
Im Gebirg das Wetter deuten,
Und die Zeichen treffen immer,
Denn an Regen fehlt es nimmer."

Ganz durchnäßt kamen wir im Linderhof, einer königlichen Schwaige am Fuße des Brunnenkopfs, an, wo ein Wagen uns erwartete. Da jedoch der Regen inzwischen nachgelassen hatte, ein frischer Wind die Wolken zertheilte und sogar einige Sonnenstrahlen sich hervorwagten, so zog der König vor, noch eine Strecke Weges zu Fuß zu wandern, denn es war uns beim raschen Niedersteigen vom Berge sehr warm geworden, und das Fahren in diesem Zustande mit den nassen Kleidern hätte leicht eine lähmende Erkältung herbeiführen können. So schritten wir denn rüstig vorwärts, bis mit Hülfe des trocknenden Windes eine gewisse Ausgleichung zwischen dem inneren und äußeren Menschen hergestellt war. Dann bestiegen wir

den uns folgenden Wagen und erreichten bald den Plansee, den zweitgrößten See des Tirolerlandes, welches Alfred de Musset eine schöne Jungfrau nennt, auf deren nackte Schultern der Schnee ruhig niederfällt.

Hier war von der Schönheit der Jungfrau Tirol und dem Schnee auf ihren Schultern nichts zu sehen. Theilweise mochte der graue Himmel und der Nebel, welche hier und da die Berge umspannen, schuld daran sein, aber überhaupt machte das Ganze auf mich nicht den großartigen Eindruck, welchen ich nach verschiedenen Schilderungen davon erwartet hatte. Eine enge, wahrscheinlich durch Wassergewalt gebildete Schlucht, durch welche ein mäßiger Bach fließt, führt zwischen phantastischen Vorsprüngen und Aushöhlungen der Felswände hindurch erst zu dem kleinen Plansee, hinter welchem sich dann der größere in trostloser Weite und Oede ausdehnt, von eben so trostlos öden Bergen umstarrt. Das Wasser ist überall lebendig, aber diese große Wasserfläche sieht so trübselig und lebensmüde aus, als ob sie gar keine Lust mehr verspürte, sich athmend zu regen. Wir verweilten ziemlich lange am Plansee, wo die übrigen Herren der Gesellschaft schon eine Stunde vor uns eingetroffen waren, und ich strengte meine Augen an, dem dunklen Wasser und den dunklen Bergmassen, die es einschließen, einen anderen Reiz abzugewinnen als den einer düster-feierlichen, grabesöden Einsamkeit. Man fühlt sich hier wie durch unheimliche Zaubergewalt plötzlich in eine andere Welt versetzt, wo eine ganz andere Luft weht, als in der man gewohnt war zu athmen. Kein Laut wird vernommen als der aus unserem eigenen Munde, und auch der scheint hier hohler zu schallen als sonst.

Das Ufer des Plansees wäre die rechte Stätte für einen Curort zur Heilung weltmüder Pessimisten und solcher, die es werden wollen; sie würden mit Ausnahme derer, die wirkliches

unheilbares Unglück zum Lebensüberdruß getrieben, sich bald wieder nach der gemiedenen Welt zurücksehnen. Auch zur Gründung einer Hochschule für die Philosophie des Unbewußten dürfte sich das Ufer des Plansees vortrefflich eignen.

„Wie erklären Sie sich die trübe Stimmung, der man sich hier nicht erwehren kann?" fragte mich der König.

„Aus dem demüthigenden Gefühle der Nichtigkeit des Menschenlebens, welches Einen hier bewältigt," erwiederte ich. „Eine freundliche Umgebung stimmt heiter und täuscht uns zu unserem Glück über Vieles hinweg. Aber was bei einem so gewaltigen Aufwand von Felsengebirgen und Wasser, wie die Natur hier bietet, nicht erhebend wirkt, wirkt erdrückend. Da drängt sich uns unwillkürlich der Gedanke auf: was bist du eigentlich in deiner hülflosen Vergänglichkeit, und was bildest du dir ein zu sein mit deinen hochfliegenden Plänen und Strebungen. Dort jene nackte, steile Felswand, die du nicht erfliegen kannst wie der Geier, der eben darüberschwebt, ja nicht einmal erklimmen wie die Gemse, war ungemessene Zeitläufte vor dir und wird so nach dir sein."

„Das kann man von jedem Berge sagen, überall," warf der König ein.

„Aber es starrt uns nicht überall so erdrückend entgegen wie hier," erwiederte ich. „Denn wo die Berge ihr grünes Kleid tragen, im Rieseln klarer Quellen, im Rauschen traulicher Wälder, im Donnern schneeiger Wasserstürze zu uns reden, da fühlt man sich bald angeheimelt und denkt im Zauber der Gegenwart weder an Vergangenes noch Künftiges. Auf den Alpenweiden, wo die braunen Sennhütten stehen und das Geläut der Heerde weithin erklingt, hört man singen und jauchzen; hier in dieser Grabeseinsamkeit würde das wie Hohn und Spott klingen. Ja das ganze Ufer des Sees könnte von Menschen wimmeln, und sie würden sich trotz der Menge ein-

sam fühlen und bei längerem Aufenthalt sich wie verlassen und verloren vorkommen inmitten dieser starren Natur, der alles Lebende nichts ist."

„Man muß auch solche Eindrücke in sich aufnehmen, die uns erfreulichere, welche wieder folgen, erst recht würdigen lehren. Es ist gut und heilsam, sich zu erinnern, daß das Leben nur ein Hauch ist; aber eben seine Flüchtigkeit soll uns treiben, die kurze Spanne Zeit, die uns beschieden, würdig auszufüllen. Wie heißt es doch im Liede?

Schaff', als ob des Lebens Roth
Nie von deinen Wangen schwände;
Aber leb', als ob der Tod
Schon vor deiner Thüre stände."

Partenkirchen. Höllenthal. Der Eibsee. Mittenwald und seine Geigenfabriken. Das Leutaschthal.

Mir ging das Herz erst wieder auf, als wir den trostlosen Bergsee im Rücken hatten, und nie ist mir ein Gebirgsweg schöner vorgekommen als der, auf welchem wir nun an prächtigen Laubwäldern, schimmernden Bächen und Wasserfällen vorbei nach Partenkirchen ritten, wo wir, einigermaßen müde, ziemlich spät Abends eintrafen.

Was die Blicke zuerst und zuletzt dort fesselt, ist das gewaltige Wettersteingebirge mit seinen schroffen Spitzen, Zinken und Zacken, aus welchen die Zugspitze mit dem Höllenthal-Ferner als höchster Gipfel, neuntausend und einige hundert Fuß hoch, emporragt. Man kann diese phantastisch geschwungenen und zerrissenen Höhenzüge, die mit reichem Geschnörkel verzierten Initialen der baierischen Kalkalpen im Westen nennen, wie die Berge am Königssee die Initialen der östlichen Alpenwelt bilden.

Das Partenkirchen, welches wir besuchten, mit seinen braunen, malerischen Holzhäusern, von Galerien umwunden, ist sieben Jahre später durch eine Feuersbrunst von der Erde verschwunden und es sind dafür Steinbauten an die Stelle getreten.

Früh am Morgen nach unserer Ankunft machten wir über Garmisch einen Ausflug in das Höllenthal, welches die nordöstliche Abdachung der Zugspitze bildet und seinen Namen durch die schauerlich großartigen Eindrücke, die es erzeugt, wohl verdient. Auch die Höllenthal-Klamm wurde eingehend besichtigt und angestaunt, wie schon vorher die Partnach-Klamm, und der Rest des Tages dann einem Besuche des finsteren Eibsees gewidmet, der, wohl durch seine näher herangerückten, schrofferen und höheren, bis zu zehntausend Fuß aufsteigenden Felswände, in seiner wilden, stummen Einsamkeit auf mich einen noch tieferen und öderen Eindruck machte als der Plansee. Erst um 11 Uhr Nachts langten wir wieder in Partenkirchen an, und es wurde dann noch eine gute Weile der Unterhaltung gepflogen, ehe wir uns zur Ruhe begaben nach Feststellung der Ausflüge für den nächsten Tag. Allein schon in früher Morgenstunde wurden wir durch ein entsetzliches Regengeplätscher geweckt, welches, bis tief in den Vormittag hinein fortstürmend, unsere Pläne zu Wasser machte. Doch unternahmen wir noch einen Ritt in die romantische Kuhflucht, der an herrlicher Augenweide reich war und die ganze Majestät des wilden Gebirges, nebst schneeigen Wasserfällen und grünen Auen, übersprenkelt mit Heustadln, an uns vorüberziehen ließ, diesmal zum Abschiede, denn über Garmisch nach Partenkirchen zurückgekehrt, mußten wir gleich unsere Sachen packen, um nach Mittenwald aufzubrechen.

Die Frage: wie sich's erkläre, daß gerade in den hervorragendsten Theilen der bayerischen Alpen, also östlich in der Gegend von Berchtesgaden, westlich in der Gegend von Partenkirchen, wo die Berge am höchsten aufsteigen und sich am gewaltigsten ausbreiten, die Menschen zusammenzuschrumpfen scheinen und nur ausnahmsweise so stattliche, rüstige Gestalten zeigen, wie man sie in Tegernsee, Miesbach, Schliersee, Kochel, der Jachenau und anderen Orten vorwiegend findet, diese Frage

vermochte Niemand von uns befriedigend zu beantworten. Sie hat mit dem Cretinismus nichts zu thun, wie er in verschiedenen Alpenthälern Steiermarks, der Schweiz und anderer Gebirgsländer vorkommt, und auch noch keine genügende Erklärung gefunden; eben so wenig kann man sagen, daß hohe Berge naturgemäß erdrückend, verkleinernd auf die zu ihren Füßen wohnenden Menschen wirken, denn am Kaukasus und am Ararat habe ich einen eben so stattlichen und rüstigen Menschenschlag gefunden wie in den Vorbergen und mittleren Theilen der bayerischen Alpen, wo wahre Prachtexemplare von Männern häufig vorkommen.

Abends sieben Uhr wurde nach Mittenwald aufgebrochen. Wir machten den Weg zu Wagen, und ich mußte wieder mit Sr. Majestät allein fahren, um früher angefangene Geschichten aus meinem Leben fortzusetzen, wobei ich bemerkte, daß den König weniger das interessirte, was mir selbst in der Erinnerung am meisten Behagen weckte, aber außerhalb des Kreises seiner Erfahrungen lag, als das, was ich als mir unangenehm in der Erinnerung gern nur kurz berührt hätte, aber nun eingehender erzählen mußte, weil es mit trüben Jugendeindrücken des Königs zusammentraf, die er bis dahin als einzig in ihrer Art betrachtet hatte.

Doch kamen wir nicht weit mit unseren Erörterungen, da wir öfter durch wundersam geformt und gefärbte Wolkenbildungen, die aussahen wie eine verklärende Luftspiegelung des rauhen, öden Karwändelgebirges, abgezogen wurden und schon nach anderthalbstündiger Fahrt den am Fuß des achttausend Fuß hohen Karwändelspitz sich lagernden Marktflecken Mittenwald erreichten.

Den Namen Karwändel erklärt Heinrich Noë, der so geistig wie körperlich rüstige Alpenwanderer und gründliche Forscher, aus Kar, welches kleine Hochfläche, kurzgrasige Mulde

der Felsgiebel bedeutet, und Wändel, dem Verkleinerungsworte von Wand. Bevor ich Noë's „Deutsches Alpenbuch" gelesen, schwor ich auf die bekannte Inschrift, welche am Thurmwirthshause bei der alten steinernen Isarbrücke in München angebracht ist und besagt: „Die Isar entspringt im Karwändelgebirge." Erst aus dem erwähnten vortrefflichen Buche habe ich gelernt, daß von den drei Bächen, welche im Dorfe Scharnitz zusammenfließen und die Isar bilden, nur ein einziger aus den Kalkwüsteneien des Karwändel kommt.

Bei Mittenwald jedoch ergießt sich noch die Leutasch, ein wildes, aus dunkler Schlucht brausendes Bergwasser des Karwändel in die Isar, während ein abgeleiteter Theil der Leutasch als offener Canal den in breiter und fruchtbarer Ebene gelegenen gewerbreichen Marktflecken durchrinnt, den wir am Abend unserer Ankunft nur flüchtig durchwandern konnten, als seine berühmten Werkstätten schon geschlossen waren, welche wir erst am nächsten Morgen kennen lernen sollten.

Bekanntlich wetteifert Mittenwald schon seit ein paar Jahrhunderten mit dem noch klangreicheren Cremona in der Kunst der Anfertigung von Geigen, und wie diese gehen seine Cellos, Contrabässe, Cithern und Guitarren über die ganze musikalische Welt. Es wird zu ihren Klängen getanzt am Ganges, am Kyros und am Nil, aber besonders gesucht sind sie in Rußland, England und der neuen Welt. Jacob Steiner, ein musikalischer Bauernsohn aus dem Dorfe Absam, hat sich vor dritthalb hundert Jahren einen bedeutenden Ruf als Geigenmacher zu erwerben gewußt und einen anderen Bauernsohn, Matthias Klotz aus Mittenwald, in das Geheimniß seiner Kunst eingeweiht. Mittenwald hatte sich früher lange Zeit hindurch als einer der Hauptstapelplätze des Handelsverkehrs zwischen Italien und Deutschland eines behäbigen Wohlstandes zu erfreuen gehabt, wovon noch manche Bauten aus jenen

Jahrhunderten zeugen. Der Ort verarmte aber schnell, seit der Handelszug eine andere Richtung nahm — über Bozen — und erst durch die von Mathias Klotz heimgebrachte Kunst, den mächtigen Fichten auf den Berghängen des Karwändel Musik zu entlocken, wurde neuer Wohlstand in Mittenwald gegründet.

Es gehörte das Auge und Ohr eines Kenners dazu, unter vielen gefällten Stämmen die wenigen herauszufinden, welche sich durch Gefüge und Klang des Holzes am besten zur Geigenanfertigung eignen. Diese werden dann in den von den Wassern der Leutasch getriebenen Sägemühlen in feine Bretter zerschnitten und müssen ein ganzes Menschenalter hindurch an der freien Luft trocknen, ehe sie in Form von Geigen zu neuem Leben erstehen, mit einem feinen, geheimnißvoll bereiteten Lack überzogen, der sie überall in der alten und neuen Welt salonfähig macht. Allein wohl nur wenige unter den alljährlich zu Tausenden von Mittenwald auswandernden Geigen finden Gelegenheit, die Wald- und Bergmusik ihrer wildschönen Heimath, das Murmeln der Quellen, das Donnern der Sturzfluth, die Lieder der Jäger und Sennerinnen, und was sonst die Luft ihnen Klangvolles in die kurzen Nadelohren gehaucht, als sie noch Fichten waren, rein wieder auszutönen, denn nur wenn von Meisterhänden berührt, erschließt die Geige den Wohllaut ihrer Seele ganz und mag dann mit dem Cello um den Vorrang unter den Instrumenten streiten, während sie unter den Bogenstrichen eines bloßen Kunsthandwerkers — und diese bilden doch die Mehrzahl — das ohrenzerreißendste aller Instrumente ist, wenigstens für mich.

Wir besuchten die Hauptwerkstätten, wo die Geigenfabrikation nach dem Princip der Arbeitstheilung betrieben wird, in wetterfesten Häusern mit Vordach und Dachrinnen. Se. Majestät ließ sich gleich in der ersten Fabrik mit gewohnter

Gründlichkeit Alles bis in die kleinsten Einzelheiten erklären, wie der Körper oder die Form einer Geige gemacht wird, die Schnecke oder der Hals, der Griff, die Stege und Schrauben, die Saitenhalter und die Saiten selber.

Ich fand an der Wand ein Bild mit einer poetischen Unterschrift, welche mich überzeugte, daß die Einförmigkeit des Fabrikbetriebes in Mittenwald den Sinn der Arbeiter für gemüthliche Hauspoesie doch nicht ganz abgestumpft habe. Es war eine Stickerei, welche ein paar höchst unschuldig aussehende Hasen darstellte. Aber mit fast noch größerer Kunst als das Bild selbst waren die in bescheidener Entfernung darunter stehenden Verse ausgeführt, welche denn auch einen entsprechend größeren Raum einnahmen. Um das Ganze schlang sich ein mäßiger Kranz, nicht gestickt, sondern aus Wald- und Gebirgsblumen bestehend, welche schon alle verwelkt waren bis auf das unverwüstliche Edelweiß. Ich suchte die Verse meinem Gedächtnisse einzuprägen, und da das nicht gleich gelingen wollte, so nahm ich mein Notizbuch zu Hülfe, dem ich es nun verdanke, daß ich sie hier mittheilen kann:

„Schüchtern wie dies Hasenpaar
Bring' ich meine Arbeit dar,
Und ruf' aus im Herzensdrang:
Meine Mutter lebe lang."

Gegen zehn Uhr Vormittags schüttelten wir den Staub der Werkstätten von uns, um zunächst einige der alten stattlichen Häuser in Augenschein zu nehmen, welche als Denkmale des Wohlstandes früherer Jahrhunderte, in welchen Mittenwalder Geigen der Welt noch nicht zum Tanze aufspielten, in unsere Zeit herüberragen. Sie drücken deutlich genug aus, welchen Zwecken sie einst dienten, von den großen Gewölben unten angefangen, deren massige Mauern die Handelsschätze Italiens zur Weiterbeförderung in sich aufnahmen, die einfachen Schreibstuben, behäbigen Wohn- und Schlafzimmer hindurch bis zu

den geräumigen Böden. Sie sind nicht regelmäßig gebaut wie die neuen Häuser der schnurgeraden Straßen im südlichen Theil des Marktfleckens, der in den dreißiger Jahren abbrannte, sondern sehen aus, als ob jedes später entstandene den anderen den Vortritt abzugewinnen suchte. Viele sind mit Wandgemälden geschmückt, andere bunt angestrichen, jedes zeigt ein eigenes Gesicht, das eine giebt sich als ehemalige Herberge kund, das andere als Waarenhaus, keines ist nach der Schablone gebaut, und alle zusammen geben sie dem Orte ein alterthümliches Gepräge ganz eigener Art.

Wir wanderten zum Marktflecken hinaus in das blühende Leutaschthal, wo wir inmitten der Gebirgsherrlichkeit, die uns umragte, die Schanzen und Befestigungen besichtigten, welche sich aus den Franzosenkriegen und früheren Zeiten dort noch finden. General v. d. Tann lieferte den Commentar dazu. Ein Kurzes sahen wir das graue Karwändelgebirge und den mächtigen Wetterstein in zauberhafter Beleuchtung, wie man sie in den Bergen oft gerade vor Eintritt schlechten Wetters hat, das denn auch dieses Mal nicht lange auf sich warten ließ. Doch fanden wir, obgleich bei schon bedrohlich umwölktem Himmel, der nur zuweilen ein Bischen Sonnenlicht durchließ, noch Zeit, die große Leutaschklamm mit ihren gewaltigen, kesselförmigen, felsenaushöhlenden Wasserfällen zu bewundern, uns an der Pracht der zahllosen wilden Rosen zu erfreuen, welche unsere Pfade förmlich umwucherten, und an dem flötenden, fast nachtigallgleichen Gesang der hellen Grasmücken und der munteren Rothkehlchen, welche sich in so jubelnden Tönen vernehmen ließen, als ob sie einen Festtag feierten.

Die menschlichen Ansiedelungen liegen im Leutaschthale meistens weit aus einander, in altgermanischer Absonderung. Während des freilich sehr kurzen Sommers muß da gut wohnen sein, aber wie es die Leute im Winter aushalten, ist schwer zu begreifen.

Die Waldung kam mir dürftiger vor als im Partenkirchener Thale. Am meisten fielen mir an den Ufern der Leutasch die Espen in die Augen.

Halb ausgehungert und müde von dem vielen Stehen und Umherwandern vom frühen Morgen an, kamen wir um halb zwei Uhr nach Mittenwald zurück, wo das schlechte Wetter nicht zu längerem Aufenthalt einlud. Es wurden deshalb schon, während wir frühstückten, die Wagen angespannt, um uns in die vordere Riß zu fahren.

In den Geigenwerkstätten von Mittenwald habe ich zuerst die musikalischen Eigenschaften der Fichte kennen gelernt. Die heilkräftige Tugend ihrer Nadeln kannte ich schon aus eigener Erfahrung. Daß sie den Malern Terpentin liefert, den Schustern Pech, den Schiffern Theer und den Wundärzten Pflaster und Salben, wußte ich von Hörensagen. Daß ihr saftiger Splint den Völkern im hohen Norden als Nahrungsmittel dient, war mir aus Reisebeschreibungen bekannt, desgleichen die Verwendung ihres Blüthenstaubes zu heilenden Zwecken. Aber daß sie den Geigern nicht bloß das Kolophonium zum Bestreichen ihrer Bogen, sondern auch die Geigen dazu liefert, war mir neu und steigerte meine Ehrfurcht vor dem wunderthätigen Baume, der schon den Alten so heilig war, daß sie ihn dem Poseidon und Bacchus weihten und die Sieger in den olympischen Spielen mit seinen Zweigen bekränzten.

Vorderriß. Diner im Jagdhause. Plumser Joch. Ein Kuhstall als Speisesaal. Pertisau. Die Scholastica am Achensee. Die Fahrt nach Kreuth.

Bei strömendem Regen trafen wir Donnerstag, den 8. Juli, gegen fünf Uhr Nachmittags nach rascher Fahrt in dem königlichen Jagdhause in der vorderen Riß ein, wo der König übernachten und besseres Wetter abwarten wollte. Wir hatten kaum Zeit gehabt, uns in frische Kleider zu werfen, als wir zum Diner beschieden wurden, welches uns diesmal länger fesselte als gewöhnlich, weil es — nicht sowohl des Essens als der Unterhaltung wegen — mehr Annehmlichkeiten bot, als wir draußen hätten finden können, nachdem wir schon seit elf Stunden alle wechselnden Launen des Himmels im Freien erfahren hatten.

Doch jemehr wir versuchten, uns der Ruhe zu erfreuen, desto unruhiger wurde es draußen, und das Regengeprassel wich bald einem Sturme, der keiner Wolke mehr erlaubte, sich auflösend zur Erde zu fallen oder den Bergen als Tarnkappe zu dienen und die Welt Grau in Grau zu malen. Der Sturm tobte so heftig, daß das Jagdhaus bis in seine Grundfesten erbebte und wir unwillkürlich mitbebten, wenigstens schien es mir so, als mir das Glas Chambertin, welches ich an die Lippen führen wollte, in der Hand zitterte.

Die Natur zeigte sich wie eine gründlich wirthschaftende Hausfrau, welche nachdem sie große Wäsche gehalten, nun auch an das Lüften und Trockenen denkt.

Nachdem es eine Zeit lang so dunkel gewesen, daß die Leuchter auf der Tafel angezündet werden mußten, wurde es allmälig wieder heller, nicht gleichmäßig und andauernd, sondern stoßweise, fast blitzartig in grellem Wechsel zwischen Schatten und Licht, als ob Eines hinter dem Anderen herjagte im Kommen und Verschwinden, bis das Licht zuletzt Sieger blieb, aber ein müder Sieger, dem es nur noch so vor den Augen flimmerte.

Dieses Wechselspiel contrastirte seltsam mit den brennenden Kerzen auf der Tafel, die alle Leuchtkraft zu verlieren schienen, wenn ein helleres Licht von außen hereinbrach, aber sobald dieses verschwand, ihre Flämmchen wieder so stolz ins Dunkel strahlen ließen, als ob sie im Stande wären, die ganze Welt zu beleuchten. Ich wurde dadurch an die sinnigen Verse eines morgenländischen Dichters erinnert:

„Ben Jemin, der Sänger, fragte
Ein Johanniswürmchen einst,
Das er glühen sah und funkeln:
Sprich, warum du nur im Dunkeln
Aber nie am Tage scheinst?
Und das Würmchen sprach: Ich scheine
Auch am Tage, doch Ihr seht,
Bis die Sonne untergeht,
Nur ihr Licht und nicht das meine.“

Der König lachte herzlich über das kleine Gedicht, und ich wollte eben noch ein ähnliches folgen lassen, als der Sturm wieder anfing mit einer Heftigkeit zu toben, die kein Wort aufkommen ließ. Dabei zauberte das Wechselspiel zwischen Dunkel und Helle förmlich gespensterhafte Erscheinungen in das Zimmer.

„Sehen Sie nur," sagte der König, der ans Fenster getreten war, „welch ein herrliches Schauspiel am Himmel!"

Es zog eine wilde Jagd durch die Luft, wie ich sie in solcher Großartigkeit noch nie gesehen hatte. Man begriff nicht, woher alle die Wolken kamen, die der Sturm in endloser Reihe vor sich hertrieb. Sie folgten einander mit der Geschwindigkeit des schnellsten Vogelfluges, und sie hatten bald selbst die Gestalt von Riesenvögeln, bald von vorsintfluthigen Ungethümen, bald von Schneefeldern, bald von Wasserbergen, bald von Gebirgskuppen, bald von einer ganzen Heerde Renner in gestrecktem Laufe. Vergebens strengte man die Augen an, um ein Bild festzuhalten, es wurde immer rasch durch ein anderes verdrängt, das immer neue Formen offenbarte, bald in festen, bald in verschwimmenden Umrissen, die der Phantasie Spielraum zu allen möglichen Vergleichen ließen, so daß dem Einen als ein Panzerreiter erschien, was dem Anderen als Segelschiff, dem Dritten als Elephant, dem Vierten als eine sich bäumende Riesenschlange in die Augen fiel. Bald glaubte man ganze Gebirgszüge in Nebelschleiern vorüberschweben zu sehen, bald eine Wüste, bald ein aus seinen Ufern gehobenes Meer mit hochgehendem Wogenschlage. Und alles das kam und ging, aus unerschöpflichem Borne sich fortsetzend, mit einer scheinbar immer wachsenden Eile, als ob die Nachfolger ihre Vorgänger im Vorbeidefiliren an Geschwindigkeit der Bewegung überbieten wollten bei der großen Heerschau, welche der streitbare Sturm über alle seine verfügbaren Kräfte hielt.

Er hielt es länger aus als wir, denn auch das gewaltigste Naturschauspiel wirkt auf die Dauer ermüdend, wenn es nicht durch drohende Gefahr unsere Kräfte zum Widerstande aufruft. Die wilde Wolkenjagd hätte noch Tage lang fortdauern können, ohne uns in der letzten Stunde wesentlich mehr zu bieten als in der ersten. Wir waren deshalb Alle froh, als der König

sich wieder setzte und uns aufforderte, desgleichen zu thun. Die Unterhaltung war bei einer guten Cigarre bald wieder im Gange, und wenn sie sich auch noch eine Zeit lang um das Schauspiel drehte, das uns der Sturm geboten, so achteten wir doch seines Tobens, welches die ganze Nacht fortdauerte, nicht sonderlich mehr.

Alles zwischen Himmel und Erde im Spiel der Luft scheinbar frei Bewegliche und dadurch Formwechselnde, wie strömendes Wasser, Nebel- und Wolkengebilde, wirkt lebhafter und anregender auf die Phantasie als das in Ruhe Beharrende. Der Eindruck, den uns ein majestätisches Gebirge macht, ist ein ganz anderer als der, welchen wir vom bewegten Meere empfangen. Jener mag dauernder sein, dieser ist lebendiger. Die hochstarrenden Berge gewinnen erst Leben durch unsere Betrachtungen, der hochgehende Wogenschlag bewegt uns unmittelbar mit, und der Sturm, der ihn hob, läßt auch uns seine Gewalt empfinden. Wo sich das Bewegliche dem Starren gesellt, belebt es auch dieses, so daß die Gebirgswelt selbst wie ein bewegtes Meer erscheinen kann im Spiel der Nebel, Wolken und Winde. Der Berg, auf dessen nährenden Almen wir Heerden weiden sehen und Cithern und Lieder erschallen hören, oder der im Donner seiner Sturzfluthen zu uns redet, muthet uns traulicher an als der kahle stumme Fels, der doch vielleicht in seinem verschlossenen Herzen Edelsteine und Wunder des Lichtes birgt wie die Muschelperle im Grunde des Meeres.

Denn zeugendes Leben fluthet überall, und was wir todt und starr nennen, erscheint dem gewöhnlichen Auge nur so. In Wahrheit giebt es in der ganzen Natur nichts Todtes, sondern nur mehr oder minder Belebtes und Schlummerndes. Das formlos Bewegliche ringt nach Gestaltung, das Feste nach Auflösung, in ewigem Wechsel. Was in sich selbst keinen Kern und Halt zu eigenartiger Entfaltung finden kann, sucht ihn

in schon vorhandenen organischen Gebilden. Die Sonne weckt das schlummernde Leben, Thau und Wolken tränken es und die Luft führt ihm in für uns unsichtbaren Stoffen seine kräftigste Nahrung zu.

Aber das stille Schaffen und Weben in der Werkstätte der Natur fällt uns nicht so in Augen und Ohren, wie das Treiben ihrer losen Gesellen, der Winde und Wolken.

Wenn auf das Feld die Wolke regnet,
So wird das Feld davon gesegnet;
Doch plätschert sie herab aufs Meer,
So giebt's dort nur Geplätscher mehr.

Was so zwischen Himmel und Erde, formlos wie der Wind, oder in verschwimmenden und wechselnden Formen, wie Wolken und Nebelgebilde, nach fester Gestaltung ringend, einherzieht, ist wie der Stoff in unserem Hirne, aus dem die Phantasie ihre wundersamen Gebilde schafft. Dieselben Kräfte, die außer uns wirkend wie Reste des nebelhaften Urstoffes erscheinen, aus dem sich in ungemessenen Zeitläuften alle Weltkörper verdichteten, die um sich selbst und um einander kreisend, unirrend ihre vorgeschriebenen Bahnen wandeln, bis ihre Zeit erfüllt ist, dieselben Kräfte, welche, noch ohne festen Kern umherirrend, einander suchen und fliehen und beim Zusammenprallen sich in Stürmen und Gewittern offenbaren, wirken auch mächtig auf die ihnen verwandten Kräfte unserer Phantasie, deren in so kleinem Raume, wie ein Menschenhirn umspannt, entspringende Bilderfluth doch weit größere und höhere Gestaltungswunder erzeugt, als welche jene außer uns waltenden Kräfte im unendlichen Raume hervorzubringen vermögen. Denn wie ihnen selbst, so fehlt ihren Nebel- und Wolkengebilden der sie zu bleibendem Gefüge bindende Kern; sie verschwinden so schnell, wie sie gekommen sind; die Luft bringt sie zusammen und auseinander, hebt sie und läßt sie fallen, während die der Phantasie

des Menschen entspringenden Gebilde immer wie er selbst lebendigen Zusammenhang zeigen, und sogar die Bilderfluth eines Traumes immer Alles so lebenswahr und richtig darstellt, daß, wenn der Träumende die Gestalten in der Bewegung beim Erwachen festhalten und mit dem Pinsel oder Meißel genau so wiedergeben könnte, wie er sie geträumt, ein Meisterwerk der Kunst daraus entstehen würde.

Aber:

Kein Weg ist so weit im ganzen Land
Als der vom Hirne bis zur Hand!

Der nüchterne Verstandesmensch, der gewöhnlich kein Träumer ist, oder wenn er träumt, nichts Besonderes darin sieht, durchmißt diesen Weg am leichtesten, weil ihm nichts Blendendes, Verlockendes und Verwirrendes hemmend darauf entgegentritt. Seine Gedanken fließen so klar wie das Wasser durch eine Röhrenleitung, in welche kein Strahl des Himmels dringt.

Wie ganz anders hingegen hat der mit dem Ausdruck zu ringen, dessen Gedanken durch eine reiche und lebhafte Phantasie befruchtet werden, die ihm bei Tage und Nacht keine Ruhe läßt, sich nicht bloß in Traumgestalten, sondern auch bei hellem Bewußtsein offenbart in Bildern, die er in und außer sich sieht, aber nicht gleich so fertig und formenbestimmt, wie der Traum sie bildet, sondern anfangs wie aus Licht und Nebel gewoben und nur langsam, allmälig reine Umrisse und feste Gestalt gewinnend.

Mit dem Traum schon beginnt eine Wunderwelt, die der bloße Verstand nicht zu fassen vermag und die auch unfruchtbar für die Kunst bleibt, obgleich diese aus demselben Born schöpft, welchem die Bilderfluth der Traumwelt entspringt.

Allein das Wunder des Traumes besteht darin, daß er ohne unser bewußtes Zuthun über Zeit und Raum hinaus-

trägt, alle Grenzen der leiblichen Wirklichkeit sprengt, uns in Minuten erleben läßt, was wir sonst nur in Jahren erleben, uns in Land- und Seeschlachten führt, hoch durch die Luft fliegen und in Abgründe stürzen läßt, kurz: daß er, so lange wir schlafen, mit uns macht, was er will, während die Kunst erst da beginnt, wo ein offenes Auge bei klarem Bewußtsein nach festem Plane ihre schaffende Hand leitet.

Die Wundenwelt des Traumes erschließt sich im Schlafen Jedem, der in sich Stoff zum Träumen hat, die Wunderwelt der Kunst aber nur dem, der bei hoher Begabung, durch rastlosen Fleiß, tiefes Nachdenken und lange Uebung die Fähigkeit gewonnen, im Bild, Klang oder Wort charakteristisch auszudrücken, was nach Gestaltung in ihm ringt.

Hier giebt es also der Herr den Seinen nicht im Schlafe, denn nur im Lichte eines überlegenen und wohlgeschulten Verstandes gedeihen die Meisterwerke der Kunst. Wo dieser Kunstverstand fehlt, führt gerade die lebhafteste Einbildungskraft am leichtesten zu Verirrungen und gar oft selbst bis in die Nacht des Wahnsinns, welche ihre Opfer gern unter phantasiereichen Menschen sucht.

Rafael machte — wie viele seiner nachgelassenen Skizzenblätter bezeugen — als er schon auf der Höhe seines Ruhmes stand, noch die eingehendsten Vorstudien zu den Händen auf seinen Bildern, so daß er eine Hand wohl ein Dutzendmal in allen Bewegungen zeichnete, ehe er daran ging, sie zu malen, wo er sie denn auch so zu beleben wußte, daß jede Bewegung der Finger in innigster Beziehung zu dem Ausdruck des Gesichtes steht und gleichsam unwillkürlich bestätigt, was Mund und Auge sagen.

Wo solchergestalt die feinste Gewissenhaftigkeit in der Ausführung mit der höchsten Begabung Hand in Hand geht, da giebt der schöne Einklang seiner schaffenden Kräfte dem Künstler

eine wunderbare Weihe, die aus allen seinen Werken athmet, wie der Duft aus der Blume.

Gährt der geistige Zeugungsstoff, aus welchem die Phantasie ihre Gebilde schafft, in den Köpfen von Völkern, denen nach der Thora und dem Koran alle Bildnerei ein Gräuel vor dem Herrn ist, so erweckt er Seher und Propheten, Schwärmer und Verzückte, Fanatiker und Sectenstifter, Wüstenheilige und Besessene. Die Gesichter, welche sie sehen, auch die Traumgesichter, gelten ihnen als unmittelbare Offenbarungen Gottes, die sie dann mit feurigen Worten verkünden. Sie glauben selbst daran, und deshalb gelingt es ihnen leicht, auch das Volk daran glauben zu machen. In der Begeisterung reißt Eines das Andere mit sich fort, und Alle folgen blindlings dem Führer, der ihnen für das Leben, welches sie auf Erden der Vertheidigung und Verbreitung des Glaubens opfern, im Himmel ein schöneres Leben verheißt.

So erklärt sich's, daß ein Mann wie Muhamed in kurzer Zeit der halben Welt ein neues Gepräge aufdrücken konnte und der Islam bei den Heiden noch heute leichter Propaganda macht als das Christenthum, weil er es nicht mit so viel Wundern zu thun hat wie dieses, dazu keine idealen Forderungen stellt, sondern seine Sätze handgreiflich formulirt und gebieterisch damit in das ganze Leben eingreift.

So erklärt sich's ferner, daß der Alles nivellirende Islam, nachdem er gründlich mit dem alten Götzendienst aufgeräumt hatte, auch keine neuen Götter aufkommen ließ neben seinem Allah.

Bei den arischen Völkern, welche zum Islam schwuren, gab es überhaupt keine Götzen auszurotten, weil keine vorhanden waren, denn sie beteten nur zum Lichtgotte Ormusd und verehrten nur gute Genien, die Amschaspands, die sieben Thronhalter des Lichtgottes, und die Iseds oder Genien

der Monatstage, aber nicht unter menschlicher Gestalt. Unter dieser wurde nur Mithras als Lenker des Tages und Anaïtis, die Führerin der Nacht, vorgestellt.

Unsere Vorfahren können also ihre Götter nicht aus ihrer asiatischen Urheimath mit nach Europa gebracht haben, wohl aber Ansätze dazu in der Vorstellung von Ariman, dem Urquell alles Bösen, dem dunklen Gegensatze zum Lichtgotte, mit seinen bösen Geistern, Riesen, Zauberweibern und Drachen. Sie fanden in ihrem Hirne einbildsame Kräfte genug vor, sich in ihrer neuen Heimath nach und nach eine neue Götterwelt zu schaffen, wozu ihnen der nordische Himmel mit seinen wunderbaren Lichterscheinungen und Wolkengebilden, das tückische Meer mit seinen verborgenen Schätzen und seiner um nacktes Urgestein tosenden Brandung, die norwegischen Fjelden mit ihrem dunklen Nadelholze und ihren donnernden Wasserstürzen, die feierlichen Laubwälder und hellschimmernden Binnenseen Schwedens, sowie die Schneefelder Islands mit ihren eisbedeckten Jökuln Stoff genug boten.

Die mitgebrachten Vorstellungen von dem ewigen Kampfe zwischen Licht und Finsterniß, Gut und Böse, Wahrheit und Lüge, Wärme und Kälte, wie sie sich in den Gegensätzen von Ormusd und Ariman personificirten, bildeten die Grundzüge zu neuen Götterschöpfungen, die zwischen vielem Rohen und Ungefügen doch auch viel Zartes, Sinniges und Poetisches enthalten. Der durch Wissenschaft noch nicht ernüchterte Volksgeist denkt immer in Bildern, und in der That ist dies die beste, weil anschaulichste Art zu denken, denn das Bild giebt immer etwas Ganzes, während der abstracte Ausdruck, wie tiefsinnig er auch sein oder scheinen mag, mehr andeutet als sagt, folglich immer der Ergänzung bedarf und überhaupt eine Uebereinkunft in Betreff seines Sinnes voraussetzt, um verstanden zu werden, weshalb denn auch die Philosophie, in

schulmäßiger Weise vorgetragen, immer und überall für das Volk unfruchtbar geblieben ist, dem ihre höchsten Wahrheiten nur in poetischem Ausdruck zugänglich gemacht werden können.

Der Gedanke, der nicht leiblich,
Kann im Bilde sich bewähren,
Ist nicht männlich und nicht weiblich,
Kann nicht zeugen noch gebären.

Aber das Volk selbst kann in den Anfängen seiner Entwickelung noch nicht poetisch, d. h. in Bildern reden, sondern nur stammeln; begabteren Köpfen glückt wohl ein treffender Ausdruck, ihren noch dunklen Vorstellungen entfährt ein Gedankenblitz, der sich im Worte verkörpert, allein solche Glücksfälle sind selten, und wenn der größte Dichter noch mit der Sprache ringen muß, um die schwankenden Gestalten seiner Phantasie festzuhalten, um wieviel mehr muß das selbst bei den begabtesten Köpfen eines Volkes der Fall sein, in welchem noch kaum eine Ahnung von Kunst dämmert.

Darum ist es so schwer, irgend eine befriedigende Uebereinstimmung in die mythologischen Ueberlieferungen von Völkern zu bringen, die nicht so glücklich waren wie das griechische, ihre beweglichen Vorstellungen von den höheren Gewalten, welche das Leben beherrschen, schon früh durch die läuternde Kunst des Genius in Wort und Bild bleibend festgestellt zu sehen.

Solcher und ähnlicher Art waren die Betrachtungen, welche die wilde Wolkenjagd, alle möglichen mythologischen Gebilde an uns vorüber führend, in mir hervorrief, und welche, wie sie mir von der Zunge sprangen, bald Widerspruch, bald Zustimmung fanden, wobei die Unterhaltung, ohne durch den draußen forttobenden Sturm gestört zu werden, sich munter fortspann, bis es Zeit wurde, uns zurückzuziehen.

Doch kritzelte ich vor Schlafengehen noch etwas, einem Sonette ähnlich Sehendes auf ein Blatt, wozu ich bemerken muß, daß

Se. Majestät mir bei Tafel eine seltene Auszeichnung erwiesen hatte, welche mich dergestalt überraschte, daß ich im Augenblick meinen Dank nur in dürftigen Worten ausdrücken konnte. Der König brachte nämlich beim ersten Glas Champagner in überaus herzlicher Weise einen Toast auf mich aus, in welchem er seine Freude ausdrückte, mich in demselben Jagdhause, wo er mich zuerst aus meinen Büchern kennen gelernt, nun als Gast bei sich zu sehen. Hier habe ihn General v. d. Tann vor Jahren mit „Tausend und Ein Tag im Orient" und meinen Liedern des Mirza Schaffy bekannt gemacht, und diese seien dann immer mit auf die Jagden gewandert. Später habe er mein Werk über „die Völker des Kaukasus" genau studirt, „Ada, die Lesghierin" und meine Uebersetzungen russischer Dichter gelesen, und so sei der Wunsch in ihm erwachsen, mich persönlich kennen zu lernen und an seinen Hof zu fesseln. Er wünsche nun, daß es mir dort immer so gut gefallen möge wie bisher, und die bayerische Alpenluft meiner Muse so günstig wehe wie die kaukasische.

Meine Erwiderung auf die huldvolle Ansprache Sr. Majestät erschien mir, wie schon gesagt, zu dürftig, als daß ich es hätte dabei bewenden lassen können, und deshalb suchte ich sie noch spät am Abend schriftlich zu etwas besserem Ausdruck zu bringen in Folgendem:

„Was ich erlauscht bei wilden Steppenhorden,
Was mir im fernen Morgenland erklungen,
Und was dem eigenen Busen sich entrungen
Im weichen Süden und im rauhen Norden;

Ist an der felsentsprung'nen Isar Borden,
In diesem Thal, von Bergen grün umschlungen,
Zu eines Königs Herz und Ohr gedrungen,
Der alles Schönen Hort und Schirm geworden.

Vom Kyros und vom Phasis meine Lieder
Erklangen hier in Bayerns Alpen wieder.
Wo ich nun selbst so reiche Huld erfahre,

Daß ich im Dankgefühle fast verstumme,
Weil ich Dir meines Dankes volle Summe
Erst zahlen kann in Früchten künftiger Jahre."

Vorderriß, den 8. Juli 1858.

Am folgenden Tage wurde so viel umhergestiegen, daß ich kaum Zeit fand, ein paar Bemerkungen in mein Notizbuch zu kritzeln, oder das für unnöthig hielt, da ich gemeinsam mit Baron v. Leonrod versuchte, die herrlichen Ausblicke, welche sich uns auf der Höhe des Hochkopfs boten, mit dem Zeichenstift in leichten Umrissen festzuhalten, wobei ich bemerkte, daß ich das so lange nicht geübte Zeichnen fast ganz vergessen hatte, wie so manches Andere, das ich nicht gründlich gelernt. Doch kamen einige Skizzen zu Stande, welche, so gut es gehen wollte, den Blick auf die Tyroler Berge, den Wetterstein, die Zugspitze, den Herzogenstand und den Jochberg, dazu den Starnbergersee und den Walchensee, veranschaulichten. Ueber der einen Skizze finde ich die Bemerkung: Nadelholz am Hochkopf vorherrschend; dazwischen Eichen, Ahornbäume und Buchen. Der ganze Vordergrund voll üppiger Waldung.

Das ist Alles, was ich an jenem Tage geschrieben, und ich will es auch hier dabei bewenden lassen.

Am frühen Morgen des 10. Juli verließen wir das in weiter Einöde gelegene Jagdhaus in der vorderen Riß, um durch die hintere Riß unseren Weiterweg nach dem Achensee zu suchen. Das königliche Jagdhaus liegt hart an der Stelle, wo das in tiefem, steinigem Rinnsal wirklich reißend einherströmende Wasser der wilden Riß in die Isar stürzt. Die hochansteigenden steinreichen Ufer der Riß sind fast den Ufern der Isar bei der Menterschwaige vor München vergleichbar.

Bis zum Eingange in die hintere Riß, wo beim Franziskanerkloster ein allerliebstes Jagdschloß des Herzogs Ernst von Koburg liegt, wurde abwechselnd geritten und gefahren. Dort

blieben die Pferde in der Obhut der Reitknechte zurück, und wir begannen unsere Fußwanderung durch das wildschöne Bergthal, wo man sich nicht satt sehen und hören kann an den vielen Gießbächen und Wasserfällen, welche in wunderlichen Sprüngen, Biegungen und Windungen weithin schimmernd von den hohen Alpenwänden herunterplätschern.

Unser immer schwieriger werdender Weg nach dem Plumser Joch hinauf bot auf jedem Schritte großartige Ausblicke in reichster Abwechselung. Am imposantesten sahen die aus tief dunklem Grün hoch vor uns aufsteigenden nackten, wunderlich gezackten und gewölbten Zinken, Spitzen und Kuppen aus, von denen frisch gefallener Schnee uns augenblendend entgegenblitzte.

Der schmale Pfad führte uns bald über Felsenblöcke, bald über Sumpflachen, tiefes Geröll oder schwankende Balken empor. Eine wahre Augenweide bot dabei die in Betracht der hohen Lage überaus üppige Vegetation. Wir sahen zwischen dem überall vorherrschenden Nadelholze prächtige Ulmen, Eschen, Espen und Ahornbäume, welche letztere noch in einer Berghöhe von vier- bis fünftausend Fuß vorkommen. Alle Abhänge waren förmlich überwuchert von frischen Alpenrosen; auch fanden wir am Wege eine Menge dunkelblauer Genzianen, und wo keine Blumen zu sehen, breitete sich hochwachsendes Farrenkraut aus.

Nach fast fünfstündigem Wandern und Steigen langten wir gegen drei Uhr Nachmittags einigermaßen durchnäßt von einem in mehr dicken als dichten Tropfen fallenden Regen auf der Höhe des Jochs an, wo ein paar sehr ärmliche und schmutzige Almhütten standen, wie ich dergleichen in so traurigem Zustande nirgends in den bayerischen Alpen gesehen hatte.

Der königliche Mundkoch war mit sechzehn Trägern vorangestiegen, um auf einem schnell improvisirten Herde, der

fast aussah wie die Bergaltäre, auf welchen die Parsen ihr Feueropfer dem Lichtgotte brachten, das Diner zu bereiten.

Oben sah es ringsum so öde und kahl aus, daß wir nicht begriffen, wie die paar Kühe, die wir dort umherirren sahen, es anfingen, ihr Leben zu fristen. Dabei strich der Wind so frisch, daß er uns von dem langen Steigen Erhitzte förmlich eisig anwehte. Im Freien zu rasten war also nicht rathsam, und die beiden Berghütten sahen in ihren schlechten Eigenschaften einander so ähnlich wie die beiden schnöden Töchter Lear's. Die eine sollte zwar eine menschliche Wohnung vorstellen, während die andere nur ein Kuhstall von sehr bescheidenem Umfange war, allein jene erwies sich als zu klein, um uns Alle aufnehmen zu können, und hatte auch sonst so wenig Verlockendes, daß der Kuhstall mit seinem doch wenigstens frischen Geruch vorgezogen wurde, wenn es einstweilen auch unmöglich war, ihn zu betreten, ohne Gefahr zu laufen, darin stecken zu bleiben.

Während nun eine Menge rüstiger Hände beschäftigt waren, zunächst durch Säuberung, dann durch Ueberstreuung des Fußbodens mit Heu, darauf durch Aushebung der Thüre zur Herstellung einer Tafel, endlich durch wunderbar schnell componirte Sitze den Kuhstall in einen königlichen Speisesaal umzuwandeln, suchten wir uns durch bedächtiges Hin- und Herwandeln auf dem Plumser Joch allmälig abzukühlen.

Se. Majestät war in der besten Laune, wie fast immer beim belebenden Hauch der Berge.

„Da liegt nun die Welt einmal wieder unter uns mit ihrem ewig unzufriedenen Menschengewimmel, während wir hier oben in unserer gehobenen Stimmung von ihren kleinen und großen Sorgen nichts merken,“ sagte A.

„Ich habe doch etwas davon gemerkt,“ erwiderte B. „Der lange, hagere Mann da in der Hütte sah mir sehr sorgenvoll aus.“

„Es ist ein stumpfer Alter,“ fiel C. ein, „nichts macht ihm Eindruck. Ich versuchte mich mit ihm zu unterhalten, aber es war kein vernünftiges Wort aus ihm herauszubringen. Dieser Tag verheißt ihm doch reichen Gewinn, allein auch das läßt ihn gleichgültig, während die Gesichter der Träger alle strahlen in Erwartung der guten Dinge, die auch für sie abfallen werden.“

„Es bedurfte wohl vieler Heimsuchungen, um ihn so abzustumpfen. Wer weiß, was ihn drückt!“ bemerkte der König.

„Aber was ich nicht weiß, kann mich nicht rühren,“ erwiderte C.

„Die stummen Sorgen sind immer die schlimmsten.“

„Gewiß, und wohl Niemand bleibt davon verschont. Die kleinen Leute haben kleine Sorgen und die Großen haben große.“

„Der Satz scheint mir umgekehrt richtiger zu sein,“ fiel B. ein: „Die kleinen Leute, d. h. die Armen, haben große Sorgen, und die großen Herren, d. h. die Reichen, haben verhältnißmäßig kleine Sorgen.“

„Das will mir nicht einleuchten,“ sagte der König, „denn der Reichthum mehrt die Sorgen, statt sie zu mindern.“

„Läßt sie aber auch viel leichter ertragen,“ entgegnete B., „denn die Sorge, welche täglich um des Lebens gemeine Nothdurft zu ringen hat, schlägt tiefere Falten in Herz und Stirn als alle Sorgen des Reichthums.“

Es kam die Meldung, daß Alles zum Diner bereit sei, und wir folgten Sr. Majestät in den Kuhstall, der wie umgezaubert erschien im Glanze der schneeweiß gedeckten Tafel und dessen, was darauf stand.

Als wir im Essen waren, fing's draußen und über uns an zu prasseln, und große Hagelkörner sprangen in den Kuhstall durch die Oeffnung, welche die aus den Angeln gehobene Thüre gelassen hatte. Kurz darauf erschien eine mächtige Kuh,

welche augenscheinlich Schutz vor dem Hagelschauer suchte und, in den Stall glotzend, nicht wenig erstaunt war, ihren Platz schon besetzt zu finden. Sie blieb stieren Auges wie angewurzelt stehen, und ehe sie zur Entscheidung kommen konnte, ob sie ihrem vorgestreckten Kopfe folgen oder sich zurückziehen sollte, wurde sie zurückgetrieben von ihrem bald nach ihr kommenden Hüter oder Eigenthümer, demselben alten hageren, starkknochigen Riesen, von welchem vorher die Rede gewesen war. Aber weder beim Erscheinen noch beim Verschwinden mit der Kuh, welche doch wenigstens einiges Erstaunen beim Anstieren der ungewohnten Gesellschaft im Stalle gezeigt hatte, würdigte er diese der geringsten Beachtung.

Es war wie ein Bild aus altnordischer Sage. Man hätte den starren, finsteren Alten für den Frostriesen Ymer halten können, der seine aus tropfendem Eis hervorgegangene Kuh Audhumla aufsuchte, um sich von ihren Milchströmen zu nähren.

Je schlechter das Wetter draußen wurde, desto besser wurde unsere Laune bei dem Bewußtsein, daß wir im Trockenen saßen und das Trockene doch nicht in uns. Es wurde kaum ein Glas Wein getrunken, das nicht alte Erinnerungen oder neue Bemerkungen zu Tage förderte, denn das ist ja der eigentliche Zweck des Weingenusses bei verständigen Leuten, daß er die Nebel des Geistes verscheucht und, ein Lieblingskind der Sonne, sich auch als solches bewährt, erheiternd wirkt, nicht betrübend. Sein flüssiges Gold soll in die Seele des Kranken Gesundheit bringen und in die Seele des Gesunden erhöhtes Leben, von den Münzmeistern des Geistes aber zu Gedankenmünzen ausgeprägt werden von reinem Klange.

Schon den Alten, bis tief in den Osten hinein, war der Wein heilig wegen seiner wunderwirkenden Eigenschaften, und der nachenförmige Becher, aus welchem man ihn trank, wurde mit dem Schiff des Sonnengottes verglichen. Nirgends aber

hat der Wein größere Verherrlichung gefunden als in den Reichen des Morgenlandes, wo er verboten ist.

Nachdem wir ein paar Stunden hindurch vergebens versucht hatten, unsere gute Laune auch dem Wetter mitzutheilen, mußte doch aufgebrochen werden, wenn noch ein erträgliches Nachtquartier erreicht werden sollte. Zunächst galt es vom Plumser Joch in die Pertisau hinunterzusteigen, was noch schwieriger war als der Aufstieg, wegen des eben so schlammigen als steinreichen Weges. Dem Hagelschauer war nach kurzer Pause ein strömender Regen gefolgt, der an Heftigkeit immer zunahm, je weiter wir in die Tiefe hinabstolperten. Wer ohne den Schutz einer wasserdichten Hülle war, wie Mehrere von uns, hatte bald keinen trockenen Faden mehr am Leibe.

Ich ging mit dem Grafen Pappenheim voraus, und da wir am leichtesten gekleidet waren, beschleunigten wir unsere Schritte dergestalt, daß wir um eine Stunde früher als die Anderen in der Pertisau eintrafen. Wir wollten unsere Kleider ein wenig trocknen, aber es dauerte fast eine Stunde, ehe der kolossale Ofen im Wirthshause einigermaßen warm wurde, und als wir dann unsere sämmtliche Hülle dem Feuer nahe gebracht und uns selbst dazu, da wir naßkalt zitterten wie Espenlaub, trat plötzlich Se. Majestät mit der übrigen Gesellschaft ins Gemach.

Wir hatten uns zu provisorischer Umhüllung ein paar Bettlaken geben lassen und der Magd dafür unsere Strümpfe anvertraut, um sie am Küchenfeuer zu trocknen. So standen wir denn im Büßergewande barfuß vor Sr. Majestät nebst lachender Umgebung und mußten uns wieder schnell in das noch nasse Zeug werfen, wobei ich fand, daß einer meiner Strümpfe gründlich verbrannt war, während der andere vor Nässe den Dienst versagte. Trotzdem wurde sofort die Fahrt über den Achensee angetreten, welche etwa fünf Viertelstunden

währte und uns in der elften Stunde Nachts in die berühmte Scholastica führte, wo wir, vor Kälte klappernd, uns erst an einem Glase Grog erwärmten und dann gleich unser Nachtlager aufsuchten.

Der nächste Morgen (11. Juli), dem wir länger entgegenschliefen als der König, entschädigte uns wenigstens durch ein paar schöne Stunden für das überstandene, alle Reize der Gebirgswelt verhüllende Regenwetter.

Mir war der schöne Achensee, der mit Recht als der schönste des nördlichen Tyrolerlandes gerühmt wird, von früher schon bekannt durch Ausflüge, die ich von Rottach am Tegernsee aus, wo ich wiederholt meine Sommerferien verlebte, unternahm; ich habe ihn auch später noch öfter besucht und immer Schätze sonniger Erinnerungen mit heimgebracht. Hierher führte ich gewöhnlich meine Freunde, die von ferne zu mir nach Rottach kamen; ich nenne nur einen davon, der nicht mehr unter den Lebenden wandelt: den von Herzen so kindlich reinen wie geistig hochbegabten Wilibald Alexis, der Romane schrieb, die man auch Dichtungen nennen kann, was sonst bei Romanen selten vorkommt, und der einzelne Lieder sang, die so in das Herz des Volkes drangen, daß es den Namen des Dichters darüber vergaß. Ich verlebte mit ihm an und auf dem Achensee so poetische Stunden wie einst in Rom und im Albanergebirge und erinnere mich noch, mit welchem, sein ausdrucksvolles, wettergebräuntes Gesicht förmlich verklärenden Entzücken er die anmuthigen Bewegungen des wunderhübschen Schiffermädchens betrachtete, das uns über den lichtverklärten See nach der Pertisau ruderte.

Von der Scholastica aus übersieht man fast die ganze Weite des tief von schroffen, aber herrlich gestalteten Kalkgebirgen eingerahmten Sees, dessen glänzende Fluth zwischen durchsichtigem Grün und durchsichtigem Blau hin und her

spielt, d. h. bei klarem Himmel, denn sonst ist sie dunkel wie die Nacht und rollt nur am Ufer lichtere Farben auf.

Scholastica — so heißt das schlichte, aber sehr anheimelnde Gasthaus, wo wir mit Sr. Majestät übernachteten — verdankt ihren an die Schwester des heiligen Benedictus erinnernden Namen und guten Ruf der darin waltenden Eigenthümerin, einer wahren Musterwirthin, die sich auch außerdem als Nichte von Anton Aschbacher, dem Freunde und Kampfgenossen Andreas Hofer's in den Kämpfen des Jahres 1809, eines besonderen Ansehens unter dem Volke erfreute. Da lag denn der Achensee während der wenigen sonnigen Stunden, die uns der Himmel am Sonntagmorgen gönnte, um nachher wieder desto ärger zu strömen, in seiner ganzen Herrlichkeit vor uns, im Kranze seiner von den Malern so oft aufgesuchten Berge, die den Wasserspiegel, welcher selbst schon nahezu dreitausend Fuß hoch über dem Meere liegt, in ihren höchsten Spitzen noch um fünftausend Fuß überragen.

Hier ist noch gute Rast für solche Wanderer zu finden, welche sich die Freude an der Gebirgswelt nicht gern stören lassen durch den geschminkten, aufgebauschten und parfümirten Auszug städtischer Unnatur, der in hochhackigen Stiefeletten trippelt und mit Schleppkleidern den Staub wieder aufwirbelt, den zu fliehen und reine Bergluft zu athmen die Stadt verlassen wurde. Nach dem Achensee verirren sich solche Modedamen, denen weniger daran liegt, zu sehen, als selbst gesehen zu werden, nur selten und immer nur zu flüchtigem Aufenthalt, da ihnen schon die Gasthäuser nicht vornehm genug eingerichtet sind, um sie lange zu fesseln. Hier verweilen nur gern Menschen jeden Standes, die sich ein offenes Auge und Herz für die Schönheiten der Natur bewahrt haben, Einkehr in sich selbst halten und ausruhen wollen von ihrer Arbeit, um sie, erfrischt und gekräftigt durch wohlthuende Ein-

drücke, wieder aufnehmen zu können. So war es wenigstens früher.

Für uns hatte sich der Wolkenvorhang diesmal nur aufgethan, um, nachdem er unseren Augen ein erhebendes Schauspiel enthüllt, das nicht länger währte als eine Theatervorstellung, wieder zu fallen, und da alle Wetterzeichen auf anhaltendes Regenwetter deuteten, so ließ der König anspannen, um nach dem Wildbade Kreuth zu fahren, wo allerlei Regierungssachen ihrer Erledigung harrten.

Der König nahm mich wieder zu sich in den Wagen und hub nach einiger Zeit an: „Was mir diese Reise auch bei umwölktem Himmel so angenehm macht, ist, daß sie mich in sympathischer Gesellschaft von gar Vielem fernhält, was sonst meine Wege kreuzt. Hier brauche ich keine Zeitungen zu lesen, die offen oder verblümt gegen meine Bestrebungen zu Felde ziehen und auch meine Umgebung nicht ungeschoren lassen; hier sucht keiner unter der Larve des Patrioten oder des römischen Heiligen den Weg zu meinem Ohre, um mit salbungsvollen Worten Mißtrauen gegen Andere hineinzuhauchen; hier kann ich frei mit meinem Volke verkehren und aus eigener Anschauung Land und Leute besser kennen lernen als aus schwarz oder blau gefärbten Parteiberichten. Eine traurige Erscheinung ist es mir immer gewesen, daß im Getriebe der Parteien keine je auf die andere überzeugend wirkt, weil die Wortführer einer jeden ihr Aufgebot von Geist und Wissen nicht ins Feld führen, um Freunde zu gewinnen, sondern um Feinde zu bekämpfen, so daß nur Gefahren, welche Alle gleichmäßig bedrohen, zuweilen eine Einigung zu gemeinsamer Abwehr herbeiführen; aber daß diese Einigung keine innere ist, ergiebt sich aus der Erfahrung, daß sie mit der Gefahr auch wieder aufhört. So wandelt denn der Fortschritt gewöhnlich auf langsamen Füßen oder überstürzt sich in Zeiten

gewaltsamer Aufregung so, daß ihm auf zwei Sprünge vorwärts ein Sprung rückwärts folgen muß wie bei den Prozessionsspringern von Echternach."

„Ich habe auch viel über diese Dinge nachgedacht," erwiderte ich, „und habe dabei gefunden, daß ähnliche Erscheinungen auf allen Gebieten menschlicher Geistesthätigkeit sich wiederholen."

„Wie aber erklären Sie sich diese Erscheinungen?"

„Aus so vielen und verschiedenartigen Gründen, wie es Wege nach Rom giebt und darüber hinaus. Die Menschen, welche keinen festen Halt in sich selbst haben — den nur ein kräftiger Charakter und überlegener Geist geben kann, wie er sich selten findet — bedürfen eines äußeren Halts, einer Autorität, die um so mächtiger wirkt, je weiter ihre Wurzeln in das Dunkel der Zeiten zurückreichen. Hiernach würde das Papstthum die mächtigste aller Autoritäten sein, wenn es eine entsprechende weltliche Gewalt mit der geistlichen vereinigte, wie das Chalifat oder das Zarenthum. Allein während diese, so doppelt stark, unumschränkt über ihre ungeheuren, fest umgrenzten Gebiete herrschen, geht das Papstthum wie ein tiefer Riß durch die Völker mit seinen krampfhaften Anstrengungen, seine verlorene Alleinherrschaft über die Christenwelt wiederzugewinnen. Und weil diese Anstrengungen den Kampf gegen allen staatlichen, freiheitlichen und wissenschaftlichen Fortschritt zur Voraussetzung haben, bedeutet das Papstthum heute überall, wo es sich noch gewaltsam geltend machen will, den Rückschritt, weil es um Wiederherstellung längst überwundener Zustände kämpft. Indessen fehlt es unter seinen Vorkämpfern durchaus nicht an erleuchteten Männern, welche die zerfahrenen Zustände der Gegenwart besser einsehen, als ich sie schildern kann, aber doch der Fahne treu bleiben, zu welcher sie geschworen haben, innerlich die ganze Jesuitenwirthschaft verwünschen, welche so

heillose Verwickelungen angerichtet, und äußerlich sich Allem unterwerfen, was die Kirche vorschreibt, um deren Autorität beim Volke unversehrt aufrecht zu erhalten. Einige handeln so in der Hoffnung, selbst noch dereinst einen Umschwung zum Besseren herbeiführen zu können, Andere, um eine politische Rolle zu spielen, und wieder Andere aus Lust an unblutigen Kämpfen, in welchen sie eine immer fest geschlossene Schaar Gläubiger gegen einen zwar überlegenen, aber uneinigen Feind führen, in dessen Lager sie viele Freunde finden, welche die katholische Kirche um eine nie versagende Disciplin beneiden, die in der protestantischen Kirche nie herzustellen ist."

„Eine Folge dieser Disciplin ist," fuhr ich fort, „daß die Masse des katholischen Volks, ganz von seinen Priestern geleitet, durch die Kämpfe, welche sich in den Kammern und Tagesblättern abspielen, wenig berührt wird; was es davon aus den Blättern erfährt, kann nur dienen, es in seinem Glauben zu bestärken und Haß gegen die Feinde dieses Glaubens zu erwecken, als welche man ihm die Protestanten schildert. Doch tritt dieser Haß nur in Zeiten großer Aufregung zu Tage; gewöhnlich trägt der gesunde Sinn des Volks den Sieg davon, und der Haß weicht in seinem Herzen dem Mitleid mit den Ketzern, die nicht in den Himmel kommen können.

„Dem protestantischen Volke hingegen wird sein Bischen Glauben täglich schwerer gemacht durch die Aufklärichtsblätter, die ihm von allen Seiten ins Haus wehen, gewöhnlich von Leuten geschrieben, denen selbst alle tiefere Einsicht fehlt und die ein Großes zu thun glauben, wenn sie mit den philosophischen und naturwissenschaftlichen Schlagworten des Tages um sich werfen, welche ihnen gerade so unklar sind, wie dem Volke, dem sie damit den Kopf zu verdrehen suchen. Doch wenn die protestantische Bevölkerung, besonders der kleineren Städte, sich auch der katholischen gegenüber gern für aufge-

klärt hält und zu Manchem, was ihr gepredigt wird, zweifelnd den Kopf schüttelt, ja selbst in öffentlichen Localen darüber ihre Glossen macht, so hat sie doch tiefe religiöse Bedürfnisse, welche die auf Sprengung aller Glaubensbande abzielende Aufklärungsliteratur mit ihren Schlagworten und Phrasen nicht zu befriedigen vermag, wohl aber ein verständiger, mit warmem Herzen für das Wohl seiner Gemeinde wirkender Pfarrer, der mit dem Volke zu reden und zu leben weiß und seine guten Lehren durch seinen Wandel bestätigt.

„Ich habe viele solcher Pfarrer gekannt, die ihren Gemeinden zum wahren Segen dadurch geworden sind, daß sie noch mehr durch ihr Beispiel in der Uebung alles Guten als durch ihre Predigten wirkten, — allein leider auch viele, und darunter sehr gelehrte, welche mehr kampflustige Streiter des Herrn als Prediger der christlichen Liebeslehre waren und in Unduldsamkeit, Haß und Verfolgungssucht Anderer, die in der Auslegung schwieriger Bibelstellen dem Worte folgten: „Der Buchstabe tödtet, der Geist macht lebendig," einander überboten, es für ihren Eifer jedoch fast immer zu höheren und einflußreicheren Stellungen brachten als die Duldsamen.

„Nun giebt uns Christi Leben und Lehre aber, wie wir sie aus den Evangelien kennen lernen — gleichviel, wann diese geschrieben sind — ein so erhabenes Vorbild von Milde, Sanftmuth und Nächstenliebe, daß alle kleinen und großen ‚Streiter des Herrn' als wahre Zerrbilder dagegen erscheinen und ihre gerühmtesten Thaten als blutige Verhöhnung desselben Christenthums, in dessen Namen sie verübt wurden. Die christliche Lehre ist unter den Händen der Priester und Gewaltigen im Laufe der Zeit zum geraden Gegentheil dessen geworden, was sie ursprünglich war, d. h. sie hat keine Entwickelung von innen heraus, sondern eine vollständige Umgestaltung von außen hinein erfahren, und die ganze Geschichte dieser durch die rohesten

Gewaltmittel vollzogenen Umgestaltung ist eine fortlaufende Illustration der Worte Christi: ‚Mein Haus ist ein Bethaus, ihr aber habt es zu einer Mördergrube gemacht.‘

„Hierin sind auch die Hauptgründe der Gährungen, Spaltungen und Kämpfe unserer Zeit zu suchen. Auf der einen Seite steht eine in barbarischen Zuständen wurzelnde Macht, welche sich als Stellvertreterin Gottes auf Erden geberdet, vom Himmel ihr Recht ableitet, Alleinherrscherin auf Erden zu sein, und von diesem Rechte ihre Pflicht, Alles zu unterwerfen, was ihr widersteht. Wer ihr folgt, dem erschließt sie die Pforten des Himmels, wer ihr nicht folgt, dem droht sie mit ewigen Höllenstrafen, wenn sie ihn nicht schon hienieden verderben kann, was sie immer gethan, wo sie es konnte. Sie will nicht durch Ueberzeugung wirken, nicht vernünftige Gründe geben und Gegengründe hören, nicht zum Nachdenken anregen, noch die schlummernden Gewissen wecken; sie verlangt blinden Gehorsam; denn nur ihr ist es von Gott gegeben, immer richtig zu denken und den Anderen so viel davon mitzutheilen, als sie zu wissen brauchen; sie ist unfehlbar, darum denkt sie für Alle. Wer an sie glaubt, wird selig, wer nicht an sie glaubt, wird verflucht.

„Dieser einst im christlichen Abendlande alleinherrschenden Macht steht nun seit der Reformation eine andere Macht gegenüber, welche ihr durch die Entfesselung des Gedankens weit gefährlicher geworden ist, als ihr früher die gewaltigsten Könige und Kaiser waren, die ihren weltlichen Uebergriffen zu steuern suchten.

„Doch die protestantische Glaubenswelt, in sich selbst uneinig, weil von dunklen Lehren, die viele Deutungen zulassen, keine einzige zu allgemeiner Anerkennung gelangt, würde bald im Widerstande gegen die immer in voller Einigkeit nach Ausdehnung ringende katholische Welt erliegen, wenn nur mit

den Waffen des Glaubens gekämpft würde und die Menge der Gläubigen den Ausschlag gäbe. Allein der Kampf hat mit dem Christenthum gar nichts zu thun, sondern dreht sich um eine reine Machtfrage. Die Protestanten lassen die Katholiken an so viele Wunder und Heilige glauben, wie sie wollen und müssen, und verbitten sich nur die Eingriffe des Papstes in ihre Staats- und Hausangelegenheiten. Weil es aber im Geiste und Wesen des Papstthums liegt, sich in Alles zu mischen und sich über Alles zu setzen, auch, wo es seinen Zwecken dient, sich über Alles hinwegzusetzen, selbst Krieg und Aufruhr zu schüren, wo ihm Hoffnung winkt, seine Macht dadurch zu vermehren, und weil ihm eine so wohldisciplinirte, blindgehorchende Armee zur Verfügung steht wie keinem anderen Herrscher der Welt, so wird kein Staat je zur Ruhe kommen, der sich nicht gründlich dagegen zu wahren weiß."

„Es ist nicht zu leugnen," fiel der König ein, „daß die große Macht, über welche das Papstthum gebietet, oft zu weltlichen Zwecken mißbraucht worden ist und dadurch viel Unheil über die Welt gebracht hat, aber man darf auch nicht vergessen, daß die Versuchung zu Uebergriffen in andere Gebiete an keine andere Macht so leicht und verlockend herantritt, wie an den heiligen Stuhl in Rom, wo Alles an einstige Weltherrschaft erinnert. Die katholischen Völker haben selbst darunter am meisten zu leiden gehabt. Daß sie aber trotz aller Mißbräuche und Ausschreitungen der kirchlichen Gewalt immer unverbrüchlich treu festgehalten haben an ihrer Kirche, und zwar besonders in Zeiten der Bedrängniß, ist ein Beweis, daß das dauernd Gute, was sie ihr verdankten, doch weit die mannigfachen Uebel überwog, welche sie vorübergehend mit in den Kauf nehmen mußten. Und daß diese Kirche aus jedem Sturm, den sie bestanden, immer innerlich stärker hervorgegangen, zeugt für die unverwüstliche Lebenskraft, die ihr inne-

wohnt und, Dank ihrer wundervollen Organisation, sie befähigt, leicht die unreinen Elemente auszuscheiden, um bessere dafür aufzunehmen, oder wie ein Baum die welken Blätter abzuschütteln, um frische sprießen zu lassen. Diese sich immer erneuernde Triebkraft erklärt auch ihren Drang nach Ausdehnung und die Fähigkeit, das festzuhalten, was sie in sich aufgenommen. Und wenn in ihren Festen und Bräuchen noch Vieles sich findet, was aus der alten Heidenwelt in sie hineingewachsen ist, so grünt es doch lebendig in ihr fort und mehrt ihre poetische Anziehungskraft, welche, meines Wissens, den protestantischen Kirchen gänzlich fehlt. Denn mir sind viele Beispiele bekannt, daß durch hohe Begabung hervorragende Männer, wie ein Winckelmann, ein Graf Stolberg, ein Gentz, ein Schlegel, ein Zacharias Werner u. A. zur katholischen Kirche übergetreten sind, während die Protestanten sich ähnlich glänzender Annexionen aus dem katholischen Lager kaum werden rühmen können."

„Weil ihnen an solchem Glanze und Ruhme nichts liegt, der ihre Kirche überhaupt fremd ist", erwiderte ich. „Sie gehen nicht darauf aus, Proselyten zu gewinnen, die durch ihre Conversion Aufsehen machen, und betrachten es auch als keinen Verlust, wenn sich Glieder aus ihrer Gemeinschaft ablösen, die innerlich längst nicht mehr dazu gehörten. Ich, für meine Person, habe überhaupt kein Verständniß dafür, wie ein hochgebildeter, verständiger Mann aus inneren Gründen zu solchem Uebertritt kommen kann, und erlaube mir deshalb auch kein Urtheil darüber. Mir ist alle wahrhafte Frömmigkeit ehrwürdig, aber ich sehe nicht ein, warum diese nicht in einer Kirche so gut geübt werden kann wie in der anderen, und auch im Hause. Denn die Frömmigkeit, welche am wenigsten von sich reden macht, ist jedenfalls die beste. Die Worte, in welchen Jesus seine Jünger vor aller Heuchelei warnt, haben

mir schon als Kind einen tiefen Eindruck gemacht: ‚Und wenn du betest, sollst du nicht sein wie die Heuchler, die da gern stehen und beten in den Schulen und an den Ecken auf den Gassen, auf daß sie von den Leuten gesehen werden. Wenn du aber betest, so gehe in dein Kämmerlein und schließe die Thüre zu und bete zu deinem Vater im Verborgenen.‘ Und so scheint es mir ganz im christlichen Sinne gedacht, wenn ich die religiösen Gefühle jedes Menschen wesentlich als seine eigenste Herzensangelegenheit betrachte und diejenige Gesellschaft für die beste halte, wo Einer den Anderen nicht nach seinem Bekenntniß fragt.“

„Damit bin ich einverstanden“, sagte der König, „und habe auch immer darnach gehandelt, wie Sie schon Gelegenheit genug gehabt haben, zu sehen, allein das darf nicht verhindern, daß man sich auch gern in lebendigem Zusammenhange mit der Kirche fühlt und zeigt, der man von Kindheit auf angehört. Der Protestant wird das innerste Wesen des Katholicismus nie ganz verstehen lernen, und dem Katholiken mag es dem Protestantismus gegenüber ebenso ergehen, aber ich glaube, es wird eine Zeit kommen, wo sich beide wieder zusammenfinden in einer neuen Form, welche sich dem erfrischenden Luftzug der Wissenschaft nicht verschließt. Bis dahin ist es freilich noch weit, und die Welt wird inzwischen noch wunderliche Erscheinungen genug erleben. Schon jetzt mehren sich die Schaaren Derer, welche nichts Höheres kennen als sich selbst und in Jedem, der noch an Höheres glaubt, einen Obscuranten sehen. Sie wähnen, durch ein geringes Maaß von Aufklärung lasse sich aller Glaube verbannen, und stellen Sätze auf, an welche zu glauben noch viel schwerer ist als an die unbegreiflichsten Wunder. Doch kann man solchen Leuten nicht ernstlich böse sein, wenn sie es ehrlich meinen; sie sind mir dann tausendmal lieber als Andere, welche Glauben

heucheln und keinen haben, und Derer giebt es Viele, weil sie, wie ich oft zu beobachten Gelegenheit gehabt habe, gleichsam künstlich großgezogen werden von Regierungen, welche, weil sie selbst fromme Neigungen haben, diejenigen ihrer Untergebenen bevorzugen, von denen sie Gleiches voraussetzen und so eine gleißende Augendienerei der schlimmsten Art begünstigen, die, wie die Schminke von den Wangen des Schauspielers, wenn seine Rolle ausgespielt ist, alsbald wieder verschwindet, wenn eine neue Regierung ans Ruder kommt, welche mehr auf den Kern als auf die Schale sieht."

Im Wildbade Kreuth. Die Kaiserklause. Fischbach. Bairisch-Zell und der Wendelstein. Inmitten des Volkes. Nach Schliersee.

Der Regen war auf der Fahrt nach Kreuth, wo wir um 7 Uhr Abends eintrafen, wieder unser treuer Begleiter gewesen, und fortwährend aufsteigende Nebel verkündeten, daß er auch so bald kein Ende nehmen werde.

Wir wanderten bis zur Stunde, wo das Symposion beginnen sollte, auf eigene Faust umher und fanden den Badeort trotz des Regens noch sehr belebt von eleganten Herren und Damen und anderen Leuten im Sonntagsputz, die wohl erwarteten, noch Gelegenheit zu finden, den König zu sehen.

Ich war schon oft in Kreuth gewesen, und doch kam ich mir dieses Mal vor wie in eine neue Welt versetzt, und einigen meiner Reisegefährten, denen ich meine Empfindungen mittheilte, ging's ebenso. Dies erklärte sich einfach daher, daß wir seid unserer Abreise von Lindau nichts Städtisches gesehen, nur mit dem Volke verkehrt und nun plötzlich wieder einen gedrängten Auszug der sogenannten großen Welt vor uns hatten, in auffallendem Contrast zu unserer eigenen, nichts weniger als eleganten Erscheinung, da unsere Reisecostüme, unberührt von jeder Modelaune, nur auf wetterfeste Bequemlichkeit berechnet und schon durch viele Bergbesteigungen und

Regengüsse arg mitgenommen waren. So traten wir denn in unseren mit Nägeln beschlagenen Bergschuhen ganz anders auf als die in lackirten Stiefelchen an uns vorüberschwebenden modischen Herren und Damen. —

Beim Symposion, welches den Abend beschloß, hielt Riehl einen längeren Vortrag über den Wandel der Zeiten wechselnden Geschmack. Die anziehende Studie ist längst im Druck erschienen unter dem Titel: „Das landschaftliche Auge und das musikalische Ohr," und brauche ich deshalb hier nicht näher darauf einzugehen.

Der folgende Tag, 12. Juli, versetzte uns in dem kleinen Wildbade noch lebhafter in die große Welt als der vergangene Abend, wo wir doch bloß als Zuschauer den neuen Erscheinungen gegenüber gestanden, während wir nun in nähere Berührung mit vielen derselben traten und auch unsere Toilette danach einrichten mußten, da es eine Menge Besuche zu empfangen und zu erwidern gab, so daß ich kaum Zeit fand, ein paar dringende Briefe zu schreiben.

München war unter den Badegästen besonders durch höhere Beamte zahlreich vertreten; mancher alte Bekannte tauchte bei Tageslicht auf und neue kamen hinzu. Auch an Fremden war kein Mangel, die sich in Kreuth aufhielten, um die Heilkraft der eisenhaltigen Schwefelquelle und der kräftigen Luft des waldfrischen Hochalpenthals zu erproben, welches gern von Brust- und Nervenleidenden aufgesucht wird und besonders durch seine treffliche Molke berühmt ist, wozu eine ganze Heerde von Ziegen aus den würzigen Kräutern der Alpenweiden das Material liefert.

Man kann von Kreuth nicht sprechen, ohne des edlen Prinzen Karl zu gedenken, der am meisten zum Aufschwung und zur Verschönerung des Wildbades gethan, dem er seine besondere Fürsorge widmete, um es durch vortreffliche Einrich-

tungen nicht bloß zu einem angenehmen Aufenthalt für begüterte Fremde, sondern auch für arme Kranke zu machen, welche immer in ansehnlicher Zahl auf seine Kosten verpflegt wurden, wie er denn überhaupt bis zu seinem Tode ein unerschöpflicher Bronn des Wohlthuns für die ganze Gegend war. In Tegernsee, der Sommerresidenz des Prinzen Karl, erfuhr ich aus guter Quelle, daß er über hunderttausend Gulden jährlich für wohlthätige Zwecke ganz im Geheimen spende, denn jede Art von Ostentation war seinem innersten Wesen zuwider. Zur Zeit unseres Eintreffens in Kreuth verweilte der damals so schwer leidende König Friedrich Wilhelm IV. in Tegernsee, und das war der Grund, warum unser Reisezug den so anmuthig gelegenen Ort nicht berührte. Doch wurden ein paar Damen, welche in Tegernsee ihre Sommerfrische hielten, nach Kreuth zum Diner eingeladen: die Gräfin Tascher de la Pagerie, Palastdame der Kaiserin Eugenie, und die Baronin von Berckheim, Gemahlin des badischen Gesandten am Münchener Hofe.

Es war damals noch die Blüthezeit der Crinoline, und die Aesthetik dieser Tracht, welche dem Princip entsprang, von einem möglichst kostbaren und schönen oder blendenden Kleiderstoffe möglichst viel zur Schau zu tragen, brachte es in logischer Folgerung mit sich, daß der Stoff an Kostbarkeit und Umfang in demselben Grade wachsen mußte, als die Trägerin sich durch Geburt, Reichthum und Ansehen über die gewöhnliche Menschheit erhob. — Demgemäß waren denn auch die beiden hochgestellten Damen, welche die königliche Tafel in Kreuth schmückten, gekleidet. Der Stoff ihrer Gewandung war so kostbar wie geschmackvoll gewählt, dem Auge wohlthuend und der Jahreszeit entsprechend, dazu ließ der Umfang nichts zu wünschen übrig, denn kleiner wäre er dem Genius der Mode zuwider, größer wäre er unmöglich gewesen.

Heute zwängt der Genius der Mode, der sich gern in

Extremen bewegt, die Damen in eine Tracht hinein, in welcher sie sich gar nicht bewegen können, ohne ihre zarten Formbildungen nach außen deutlich wahrnehmbar zu machen. Die Crinoline gestattete wenigstens einen naturgemäßen Gang und, wo es die Verhältnisse mit sich brachten, ein majestätisches Einherschreiten; die jetzige Tracht erlaubt im günstigsten Falle nur ein zierliches Trippeln. Sechs heutige Modedamen füllen kaum den Platz aus, welchen eine einzige Dame in der Crinoline zu imposantem Auftreten brauchte.

Doch ist es für den unbefangenen Beobachter leichter, die Verkehrtheiten der wechselnden Mode hervorzuheben, als es für Damen in höherer Stellung ist, sich ihnen zu entziehen. Die meisten von ihnen folgen dem Zuge der Mode immer gedankenlos und finden Alles schön, was sie Neues vorschreibt; die durch Bildung und Geist hervorragenden hingegen wissen sich dem äußeren Zwange gegenüber stets eine innere Freiheit zu bewahren, welche nicht mit der Mode wechselt, sondern diese selbst zum Gegenstande humoristischer Betrachtung macht. So fand ich es auch bei den vorhin genannten Damen, die sich in ihren Crinolinen so natürlich bewegten, als ob sie damit auf die Welt gekommen wären.

Besonders offenbarte die schöne Gräfin Tascher de la Pagerie eine anmuthige Munterkeit des Geistes, welche wesentlich zur Belebung der Unterhaltung beitrug. Als geborene Deutsche hatte sie auch bei ihrem langen Aufenthalt in Frankreich die Fühlung mit der Heimath nicht verloren, brachte jeden Sommer in Tegernsee zu und stand mit Künstlern, Gelehrten und Poeten in freundlichen Beziehungen. Unter diesen war Franz von Kobell ihr ältester und nächster Freund. Den größten Theil des Jahres verlebte sie in Paris und konnte so, woher und wohin sie kam, bei ihren lebhaften geistigen Interessen, immer Neues mittheilen und aufnehmen.

Der König lud nach dem Diner, welches diesmal zu ungewöhnlich früher Stunde stattfand, aber bei dem schlechten Wetter draußen und der guten Stimmung drinnen sich einigermaßen in die Länge zog, die Damen ein, auch den Abend zu bleiben, und Kobell war so freundlich, vor der Theestunde einen poetischen Vortrag im Cursaale zu halten, der von den zahlreichen Zuhörern mit großem Beifall aufgenommen wurde und den festlich geschmückten Curgästen ebenso bequeme Gelegenheit bot, den König zu sehen, wie uns, sie selber zu mustern. Der Rest des Abends verging dann wieder in angenehmster Unterhaltung.

Nachdem wir solchergestalt in kurzer Zeit Alles erschöpft, was Kreuth uns bei schlechtem Wetter bieten konnte und sogar die Ziegenmolke mit Kennermine geprüft und vortrefflich befunden hatten, wünschte uns seine Majestät Gute Nacht, mit der freundlichen Weisung, uns am nächsten Morgen bereit zu halten, die Reise zu Pferde fortzusetzen.

Wir waren Dienstag, 13. Juli, früh auf den Beinen und richteten flehende Blicke zum Wolkenversammler Zeus empor, in der Hoffnung, ihn zu bewegen, uns sein Angesicht einmal wieder unumwölkt zu zeigen. Als wir aber nach stundenlangem Warten uns in unserer Hoffnung getäuscht sahen, stiegen wir zu Pferde und ritten getrost den immer neu aufsteigenden Wolkenzügen entgegen. —

Ich erkläre mir den in Baiern üblichen Ausdruck „Sommerfrische" aus den häufigen Regengüssen in den Bergen, welche einen andauernd heiteren Himmel erst aufkommen lassen, wenn der Sommer vorüber ist. Die ersten Herbstwochen sind im Gebirge meist die schönsten. —

Nach halbstündigem Ritte gelangten wir aus dem Wildbade in das uralte, auf drei Seiten von Bergen umschlossene, allerliebste Dorf Kreuth, und von dort in eben so kurzer Zeit

nach Rottach am Tegernsee, wo mir nicht nur jedes Haus, sondern fast jedes Gesicht bekannt war.

Wir kamen an dem Gasthof zum Scheurer vorbei, wo ich bei kürzerem Aufenthalt abzusteigen pflegte. Dicht daneben, aber mehr zurückgezogen, lag das Haus von Brunner, wo ich ein paarmal Monate lang gewohnt hatte. Die Leute standen alle vor den Thüren, als wir vorüberritten und mancher freundliche Blick und Gruß wurde gewechselt. Se. Majestät hätte, wie Mehrere von uns, selbst gern einen Tag am Tegernsee Halt gemacht, aber es ging diesmal nicht aus schon angeführten Gründen.

„Hier haben Sie doch gewiß nie etwas von kirchlicher Unduldsamkeit erfahren,“ sagte der König, als wir weiter ritten.

„Nicht das Geringste!“ erwiderte ich. „Die Leute haben weder mich noch die Meinigen je nach unserem Glauben gefragt, und die Priester kamen uns hier wie in den umliegenden Ortschaften ebenso freundlich entgegen wie alle Anderen. Wir haben sogar Familienfeste mitgemacht, die mit kirchlichen Feierlichkeiten verbunden waren, und da geschah es einmal, daß meine kleine Tochter in der Kirche zu tanzen anfing, ohne dadurch Anstoß zu geben.“

„Wie war das möglich?“

„Die alten Brunners, die Eltern von meinem Hauswirthe, feierten ihre goldene Hochzeit, wobei es hoch herging, da K. H. Prinz Karl dem Jubelpaare ein ansehnliches Geschenk gemacht hatte. Nun waren die alten Leute in meine muntere Tochter Henni wie vernarrt und wollten sie durchaus als Brautführerin oder Kranzjungfer haben, wogegen ich nichts einzuwenden hatte. Es wurde ihr also ein weißes Kleidchen angethan und ein Kranz auf das Lockenköpfchen gesetzt, und so kam sie mit dem Zuge in die Kirche. Man hatte ihr gesagt, daß auf der Hochzeit auch getanzt würde, worauf sie sich sehr freute. Als nun

nach einer Weile Musik ertönte, glaubte sie, es werde zum Tanzen aufgespielt, und setzte die Füßchen sofort in Bewegung Ich kam in die größte Verlegenheit über diesen unerwarteten Zwischenfall und sie auch, als sie merkte, daß Niemand ihrem Beispiele folgte. Die ihr zunächst stehenden Frauen streichelten sie und suchten sie zu beruhigen, und damit war die Sache abgethan."

Der König lächelte herzlich zu der Geschichte, welche im Brunner'schen Hause oft genug zum Erbauen der Nachbarn erzählt wurde.

Die Berge am Tegernsee, von denen der höchste, der Wallberg, zu dessen Füßen Rottach liegt, etwa sechstausend Fuß hoch aufsteigt, standen alle in Nebel gehüllt, der bis auf die waldigen Hügel herabfiel. Wir ritten von Rottach nach der Kaiserklause, einen Weg so reich an Abwechselung landschaftlicher Reize, daß wir uns trotz des Regens daran erfreuen konnten.

Se. Majestät kam noch einmal auf die Kirchenfrage zu sprechen und äußerte, es sei doch erfreulich zu sehen, daß Gemeinden, welche nicht von außen in die confessionellen Streitigkeiten hineingerissen wurden, glücklich in ihrem Glauben dahinlebten, wie man das wohl von den meisten, wo nicht allen Gemeinden des baierischen Alpenlandes behaupten dürfe, wo zudem eine Sicherheit des Verkehrs und Ehrlichkeit herrsche, die kaum den Gedanken an Betrug und Diebstahl aufkommen lasse, so daß man überall bei offenen Thüren schlafen könne. Der Unfriede fange erst da an, wo das Zusammentreffen confessioneller Gegensätze Reibungen erzeugte, die dann immer eine Menge anderer Uebel im Gefolge hätten.

Ich erwiederte, nach meinem Dafürhalten würden auch diese Reibungen aufhören, sobald die Kirche aufhörte ein von Rom aus regierter Staat im Staate zu sein. Aber bis jeder Staat Muth und Mittel gefunden, innerhalb seiner Grenzen

jeden weltlichen und politischen Einfluß des Papstes unmöglich oder unschädlich zu machen, werde von Rom aus die Zwietracht immer geschürt werden, denn der Allmachtsgedanke überwiege dort, wie die Geschichte lehre, jeden anderen Gedanken. Die katholische Kirche hat katholische Mächte nie verhindert, unter einander Krieg zu führen, und die Verdienste der Fürsten und Völker nie nach ihrer Frömmigkeit, sondern nur nach ihrer Unterwürfigkeit unter den heiligen Stuhl bemessen. Es handelt sich also nicht bloß um den Gegensatz zwischen Katholicismus und Protestantismus, sondern noch um weit schlimmere, weil unberechenbare, von Rom künstlich hervorgerufene Gegensätze. Protestanten und Katholiken würden sich leicht zusammenfinden, wenn sie nicht durch Rom auseinandergehalten würden, das keine Wiedervereinigung der getrennten Confessionen auf Grund gegenseitiger Nachgiebigkeit will, sondern blinde Unterwerfung verlangt. Die Glaubensspaltung wie die politische Zersplitterung Deutschlands ist immer weit mehr von außen als von innen genährt worden durch Rom und durch das römische Frankreich. Ein französischer König war es, der, als Bossuet und Leibnitz über die Wiedervereinigung der getrennten Confessionen verhandelten, den glücklich angeknüpften Faden zerschnitt. Abwechselnd preist der Papst sein geliebtes Frankreich als „älteste Tochter" und sein geliebtes Oesterreich als „festesten Hort der Kirche", je nachdem sie seinen weltlichen Zwecken dienen. Das hat ihn jedoch nicht gehindert, im Frühling 1848 die römischen „Kreuzfahrer" zu segnen, die gegen sein geliebtes Oesterreich ins Feld zogen, um bei Verona von Radetzky zersprengt zu werden. So lange Papst Pius IX. seinen eigenen Inspirationen folgte, war er der Abgott des Volkes; seit er sich ganz von den Jesuiten leiten läßt, verleugnete er seine eigene Vergangenheit. Wie kann es der Welt nun zum Heil gereichen, wenn die schwache Hand eines solchen Mannes die

Schicksalsfäden der Völker hält! Ich war selbst in Italien, als die Wogen der Begeisterung für den neuen Papst, der dem Volke wie ein Erlöser erschien, noch hochgingen und Alles mit fortrissen, auch mich. In Mailand hörte ich Ende October 1847 eine von Rossini componirte Hymne auf den Papst singen, die bei Hoch und Nieder einen wahren Sturm von Begeisterung erregte. Einige deutsche Bekannte, welche mit mir im Hotel Reichmann wohnten, veranlaßten mich, die Hymne ins Deutsche zu übersetzen und sie als ein poetisches Zeugniß der Volksstimmung an die Allgemeine Zeitung nach Augsburg zu schicken, wo sie dann auch sofort abgedruckt wurde."

„Wissen sie die Hymne noch auswendig?" fragte Se. Majestät.

„Ich will's versuchen."

Ich brachte sie nicht ganz mehr zusammen, aber doch das Wesentlichste daraus. Im Zusammenhange lautet sie wie folgt:

„Lobsingt und jubelt allzumal,
Die Pius' großem Herz verbündet,
Das sich am heil'gen Gottesstrahl
Zu segensvoller That entzündet.
Horcht: Friede, Friede allerwärts!
So tönt es freudig in der Runde,
Und Freude zieht durch jedes Herz
Und widerhallt aus jedem Munde.

Gesegnet sei der Liebe Blick,
Der neu zur Bahn des Heils uns wandte!
Ruhm! Ruhm sei Ihm und dem Geschick,
Das ihn besel'gend zu uns sandte!
Glück streut er aus auf seinem Lauf
Und einer großen Zukunft Samen —
Wir blicken huld'gend zu ihm auf
Und preisen seinen heil'gen Namen!

Wir folgen freudig seiner Spur; —
Im Mund des Volkes wie im Liede
Rings Eine Stimme hört man nur:
Gerechtigkeit, Pflicht, Liebe, Friede!

Zum Vater kehrt das Kind zurück,
Verwaist in Kerker und Bedrängniß,
Ihm lacht aufs Neu der Freiheit Glück:
Zersprengt sind Ketten und Gefängniß!

„Kommt, ihr Gefang'nen! Ihr seid frei!"
So scholl das Wort im Römerlande —
Die Nacht der Trübsal ist vorbei,
Zerbrochen sind des Kerkers Bande.
Streckt, Mädchen! froh die Hände aus.
Die lang Verlornen zu umarmen,
Denn der Geliebte kehrt nach Haus
An eurem Busen zu erwarmen!

Ein Tag ging auf, ein schöner Tag,
Dem Römervolk zum Heil erkoren.
Der klar macht', was verborgen lag,
Und wiederbrachte, was verloren!
Und jedes Herz schlägt freudenvoll,
Vorbei, geendet ist das Trauern,
Seid jener große Ruf erscholl:
Der Freiheit Ruf aus Roma's Mauern!

Zum Himmel drang des Unglücks Flehn,
Daß unserer Noth ein Ende werde —
Gott hat uns gnädig angeseh'n
Und sandte Pius auf die Erde —
Er kleidet ihn in Lichtgewand,
In einen Abglanz Seiner Klarheit —
Statthalter Christi ward im Land
Der Papst im Geist und in der Wahrheit!

Das Gute läßt er fromm besteh'n,
Doch alles Schlechte trifft Zerstörung —
Zum Himmel drang des Unglücks Fleh'n,
Und dem Gebete ward Erhörung —
Und freudig jubeln's Alle nach,
Kein Herz, das kalt und fühllos bliebe.
Der Tag ging auf — der schöne Tag,
Der Tag des Friedens und der Liebe!

Mailand, 31. October 1847.

Der Regen, welcher fast eine Stunde lang aufgehört hatte, fing wieder so heftig an, als ob er Versäumtes nachzuholen hätte, und wir suchten nach Pferdekräften vorwörts zu kommen,

um die Kaiserklause zu erreichen, wo das Diner eingenommen werden sollte.

Diese Kaiserklause, auch die Valepp genannt, und zwar in eine rothe und eine weiße Valepp geschieden, ist eine Lichtung inmitten majestätischer Wald- und Bergwildniß, mit nur einer einzigen menschlichen Ansiedelung in Gestalt eines mächtigen Forsthauses, welches mit seiner blumengeschmückten Altane, die sich rings um die Mauer zieht, mit seinem die Fenster umrankenden Epheu und dem riesigen Hirschgeweih über der Thür einen anheimelnd poetischen Eindruck macht.

Diese trauliche Einsamkeit in der Wildniß, traulich in dem Sinne, wie man wohl eine schützende Stätte so nennt im Gegensatz zu ihrer schutzlosen Umgebung, erscheint wie verbarricadirt von zahllosen Baumstumpfen und gefällten Stämmen, welche von der harten Arbeit der Holzknechte zeugen. Die umliegenden mächtigen Bergwälder sind reich an Edelwild und der kühle Wildbach an schönen Forellen.

Die Kaiserklause übt im Sommer eine starke Anziehungskraft auf alle tanzlustigen Bergbewohner weit und breit in der Runde. An besonderen Feiertagen steigen die Holzknechte von den Felswänden, die Senner und Sennerinnen von den Almen herunter, um sich im Verein mit anderem jungen Volk in der Valepp einmal wieder recht auszustampfen, auszujuchzen und auszusingen. Das Forsthaus sorgt für gute und billige Bewirthung und der Tanzboden ist im Freien aufgeschlagen. Oft wiederholt sich das Vergnügen nicht, welches nur an Erinnerungstagen weniger auserwählter Kirchenheiligen stattfindet, aber dann auch gründlich genossen wird. Und was unter den Sommergästen im Gebirge noch Sinn für urwüchsige Lebenslust hat, kommt aus der Nähe und Ferne herbei, um sich das muntere Treiben mit anzusehen, welches oft auch vornehme Herren und Damen in seine tanzenden Kreise zieht, ohne jedoch im Geringsten

gegen den Anstand zu fehlen, der allen Hochländern in Baiern eigen ist.

So habe ich in der Valepp, die ich von Rottach und Schliersee aus öfter besuchte, Prinzen und Grafen mit Sennerinnen, und Prinzessinnen und Gräfinnen mit Holzknechten tanzen sehen, in harmloser Unbefangenheit auf beiden Seiten.

Aber nicht bloß bei so festlichen Gelegenheiten ist die Kaiserklause belebt: jeder Tag bringt im Sommer und Herbst dem Forsthause Gäste. Viele Maler kommen hierher mit ihren Skizzenbüchern; viele Reisende aus allen Theilen Deutschlands, um nach Anweisung ihres Baedeker die Wälder und Berge zu bewundern, und den Bergsteigern bietet besonders das hohe Sonnwendjoch, dem gegenüber der Wildbach in tiefem Felsenbette hochaufschäumend dahinrauscht, ein lockendes Ziel.

Wir konnten diesmal bei dem schlechten Wetter von all den Herrlichkeiten nicht viel genießen, doch waren sie uns schon von früher wohl bekannt, und ein gutes Mahl, durch belebende Unterhaltung gewürzt, tröstete uns über das schlechte Wetter hinweg. Später klärte sich der Himmel doch noch auf, und zwar in einer Weise, die Dauer versprach und hielt, so daß wir, unsere Reise fortsetzend, auf dem Ritte nach Fischbach herrliche Ausblicke in die frischgewaschene Bergwelt hatten und vom Joch eines Berges aus, dessen Name mir entfallen, den Schliersee in wundervoller Abendbeleuchtung unter uns schimmern sahen.

In dem großen und höchst gemüthlich eingerichteten Hause des Revierförsters von Fischbach sollte übernachtet werden, allein es verging nach unserer Ankunft noch eine geraume Zeit, bevor wir unsere Schlafgemächer aufsuchten, denn erstens hatte der König mit dem Revierförster mancherlei Wichtiges zu besprechen, und zweitens besaß dieser ein paar sehr schmucke Töchter, welche weit umher wegen ihrer Kunst in Citherspiel

und Gesang bekannt waren. Sie entfalteten die Schätze ihrer Stimme ohne Ziererei und sangen dem Könige zum Klange der Cither ihre schönsten Gebirgslieder vor, in Herzenstönen, die noch lange in uns nachtönten.

Am anderen Morgen, Mittwoch 14. Juli, brachen wir früh nach Bairisch-Zell auf, um von dort aus den Wendelstein zu besteigen, wozu das Wetter sich günstig anließ. Der alte Schulze des freundlichen Alpendörfchens diente uns als Führer den nahezu 6000 Fuß hohen Berg hinan, und Se. Majestät unterhielt sich auf das Freundlichste mit ihm, aber unter großen Schwierigkeiten, da er wegen seines schlechten Gehörs nur verstand, was man ihm förmlich ins Ohr hineinschrie, jedoch, wie viele Taube, sich den Anschein gab, Alles zu verstehen, und so meist Antworten hervorbrachte, die zu den Fragen paßten wie Postillonsstiefel zu den Füßchen einer zierlichen Balldame. Dabei kamen die Antworten immer so langsam zum Vorschein wie ein Eimer Wasser aus einem tiefen Ziehbrunnen; war er aber einmal im Zuge, so flossen die Worte so schnell und in so unarticulirten Tönen aus seinem Munde, wie das Wasser aus dem umgestülpten Eimer, und dem Wortergüß folgte immer ein singender Nachklang. Erwägt man dazu, daß er seinen heimathlichen Dialekt vorwiegend in Gurgel- und Nasentönen zum Ausdruck brachte und jede Rede durch ein tief ausholendes Lachen einleitete, als ob ihm bei jeder Frage, die er nicht gleich verstand, eine komische Geschichte einfiele, welche sich nicht gut erzählen ließ, deren Wirkung auf ihn selbst er jedoch nicht unterdrücken konnte — so wird man begreifen, daß der Altmeister baierischer Dialektpoesie, Franz von Kobell, ein paarmal dolmetschend beispringen mußte, um ein reines Verständniß zwischen König und Schulze zu ermöglichen.

Dieser Schulze war ein hochgewachsener, breitschulteriger

Mann mit klugem, etwas vorgebeugtem Kopfe und ein paar Medaillen auf der Brust, als Zeugniß, daß er in seiner Jugend auch die Franzosenkriege mitgemacht. Trotz seines Alters stieg er die Bergpyramide noch so rüstigen Schrittes hinan, daß man ihm nicht die geringste Ermüdung anmerkte. Auch wir fanden, bis wir in die Region der Alpenweiden kamen, das Steigen nicht sonderlich beschwerlich, wenn es auch in der Hitze des Tages, besonders bei der Umgehung einer tiefen Schlucht, ein bischen langsam vorwärts ging. Aber je höher wir kamen, desto mehr wuchsen die Schwierigkeiten, die man für nicht schwindelfreie Steiger auch wohl Fährlichkeiten nennen kann, auf schmalen, an steilen Felswänden hinlaufenden Pfaden, bald im Zickzack aufsteigend, bald über scharfe Kanten und Felsvorsprünge führend, den Blick in die schauerliche Tiefe des jähen Abhangs ziehend. Erst nach mehr als vierstündigem Klettern erreichten wir den steil und einsam in die Luft starrenden Gipfel, auf welchem eine kleine Capelle steht, die rundum so wenig freien Raum übrig läßt, daß man sich an ihre Wände drücken muß, um mit einiger Sicherheit die herrlichen Fernblicke in die Tyroler und Schweizer Alpenwelt zu genießen, mit ihren schimmernden Gletschern und Schneefeldern. Auf der anderen Seite sieht man verschiedene Seen, darunter den größten in Baiern, den Chiemsee, in der Sonne glänzen, und der Blick reicht landeinwärts bis über München hinaus.

Die kleine Capelle mag kaum fünf Fuß im Quadrat enthalten, umschließt aber in diesem engen Raume eine Menge wunderlicher Heiligenbilder, die gewiß nicht wenig beigetragen haben zu dem Heiligenscheine, welchen die malerische Bergpyramide in den Augen des Volkes hat:

„Glaubt mir, daß ich oft mein',
Ueber mein' Wendelstein
Geht mir kein andrer Platz,
Er ist mein höchster Schatz —"

beginnt ein vielgesungenes Lied, welches, jede Strophe mit einem jubelnden Jodler schließend, in Text und Melodie auf das Glücklichste die Gefühle ausdrückt, welche das Volk beim Anblick des erhabenen Bergaltars bewegen.

Wie ich durch den sehr gebildeten Schullehrer von Bairisch-Zell erfuhr, wurde das Lied von seinem Vorgänger im Amt gedichtet und componirt, aber gleichsam aus dem Herzen des Volkes heraus, so daß es bald in Aller Munde war und sich als wirkliches Volkslied bewährte. Seine herzerfreuenden Klänge begleiteten uns auch bei der Ersteigung des Wendelsteins in einer wahrhaft poetischen Weise. So oft der König nach anstrengendem Emporklimmen ein paar Minuten rastete, scholl uns von weiblichen, metallreichen und wohlgeschulten Stimmen das Lied vom Wendelstein in die Ohren, bald von unten herauf, bald von oben herunter, bald von der Seite her, ohne daß von den Sängerinnen eine Spur zu entdecken war, so daß ihr Gesang wie die reine Zauberei erschien, gleich derjenigen auf der Insel des Prospero.

Wenn der alte Schulze nach der versteckten Ursache dieser holden Wirkung gefragt wurde, so lachte er geheimnißvoll, dabei die Neugier mit den Händen abwehrend, als ob er sagen wollte: Geduldet euch nur; es wird schon Alles zu rechter Zeit an den Tag kommen!

War doch die eine der beiden Sängerinnen seine Tochter, und was für eine Tochter! Er hatte ein Recht, stolz darauf zu sein.

Beim Abstieg mußte natürlich Jeder einzeln die unwegsamen Felsen herunterklettern, um in die Region der Alpenweiden zurückzugelangen. Ich folgte den Spuren des Generals v. d. Tann, der immer einen raschen Ueberblick und festen Schritt hatte und auch einen tüchtigen Sprung nie scheute, wenn es galt, den Weg abzukürzen. Wir kamen Beide, nach

einem Glase frischer Milch lechzend, eine gute Weile früher bei der Sennhütte auf der Hochalm an als diejenigen Herren, welche in der Nähe Sr. Majestät blieben, da der König, sich streng an die Rathschläge des Arztes haltend, jede Ueberhastung beim Bergsteigen zu vermeiden suchte.

Auf der Hochalm waren außer dem Küchenpersonal, welches die Zurüstungen zum bevorstehenden Diner traf, eine Menge Menschen aus Bairisch-Zell versammelt, und darunter, neben anderen hübschen Mädchen, auch die beiden geheimnißvollen Sängerinnen, die uns nun, als wir sie näher ins Auge faßten, wirklich wie der verkörperte Auszug aller Gebirgspoesie erschienen. Das waren ein paar Hochlandstöchter, wie man sie sich schöner nicht wünschen konnte, fest und schlank gebaut, voll sittiger Unbefangenheit in ihrem Auftreten, elastisch in ihren Bewegungen, Alles aus reinem Gusse. Es freute sie, zu hören, daß sie durch ihren herzhaften Gesang Sr. Majestät und uns Allen große Freude gemacht. Höher als bis zur Hochalm waren sie nicht mitgestiegen, weil sie oben sich nicht hätten verbergen können, aber sie hatten ihre Lieder aus dem letzten Felsenversteck noch so lange emporgejubelt, bis wir oben waren.

Eine Sennerin brachte die erbetene Milch. Der Küchenmeister, dies bemerkend, fragte, ob uns ein Glas kühlen Champagners nach der Anstrengung nicht besser bekommen würde; bis zum Diner werde ohnehin wohl noch eine Stunde vergehen. Ich fand den Vorschlag der Lage sehr angemessen.

„Habt ihr schon einmal Champagner getrunken?" fragte der General die beiden Sängerinnen. Das perlende Getränk war diesen völlig unbekannt. „Dann müßt ihr ein Glas mit uns versuchen", sagte der General.

Sie gingen mit derselben Unbefangenheit darauf ein, als ob man ihnen ein Glas Milch angeboten hätte, und bald

saßen wir zusammmn an einem Tische mit einer in Eis gestellten Flasche vor uns. Als wir eben in der besten Unterhaltung begriffen waren, kam der König mit den anderen Herren und trug noch dazu bei, die gute Stimmung zu erhöhen.

Es war mir interessant, zu beobachten, wie natürlich, tactvoll und ungezwungen die beiden schönen Mädchen sich Sr. Majestät gegenüber benahmen. Man sah ihnen die große Freude an, die sie empfanden, ihren König und Herrn unter so günstigen Umständen kennen zu lernen und von ihm so freundliche Worte über ihren poetischen Gesang zu hören, aber weder in ihren Worten noch Geberden zeigte sich eine Spur von Verlegenheit. Man hätte glauben können, ein paar als Landmädchen verkleidete Prinzessinnen vor sich zu sehen, wenn dem die urwüchsige Frische der Erscheinung nicht wiedersprochen haben würde. Sie trugen ganz das Gepräge der angeborenen Vornehmheit, wovon das Hochland etwas den meisten seiner Kinder mit ins Leben giebt.

Der König hatte für alles Feinere und Höhere in der Menschennatur, gleichviel in welcher Hülle es sich offenbarte, ein feines Verständniß, und so verstand es sich für ihn gleichsam von selbst, daß diese beiden Mädchen nicht bloß zur Tafel gezogen wurden, sondern auch die Ehrenplätze erhalten mußten.

Als die Tafel nun unter den Augen des alten, vielerfahrenen Küchenmeisters sorgfältig gedeckt war, mit prächtigen Alpenrosen geschmückt und von Krystall und Silber blitzend, darin sich die Abendsonne spiegelte und allerlei Farbenwunder auf das schneeweiße Gedeck zauberte, während das Volk, neugierig, staunend, aber nirgends zudringlich, in bescheidener Ferne umherstand, mochte mehr als Einem der Gedanke aufsteigen, daß wohl nie ein Königsgelage in allen Prunkpalästen der Welt des Herrlichen so viel geboten wie dieses auf der

grünen Hochalm des Wendelstein, wo dem Blicke Nichts Grenzen steckte als der wolkenlose Himmel über uns, fröhliche Menschen vor uns, blühende Länder unter uns und im Schimmer der Abendsonne glühende Bergriesen in der Ferne.

Die Tafel war so gestellt, daß der König den schönsten Ausblick ins Freie hatte. Zur Linken und zur Rechten Sr. Majestät saßen die beiden schönen Mädchen aus Bairisch-Zell. Diesen zunächst erhielten dann diejenigen Herren ihren Platz, welche mit zuletzt von der Spitze des Wendelsteins herunter gestiegen waren. Die Mädchen bildeten in der That einen wahren Schmuck der Tafel, wie die Alpenrosen. Sie gaben sich schlicht und natürlich, wie sie waren, und sie waren reizend.

„Ich glaube", sagte der König, in der heitersten Laune zu uns gewandt, die wir Sr. Majestät gerade gegenüber saßen, „ich glaube, dieses poetische Gelage auf dem Wendelstein würde der Königin auch große Freude gemacht haben. Wie schade, daß sich kein Bild davon festhalten läßt."

„Das ließe sich schon machen", erwiderte General v. d. Tann mit seiner gewohnten Ruhe.

„Wie meinen Sie das?"

„Schon heute früh in Bairisch-Zell meldete sich ein wandernder Photograph bei mir mit der Bitte, mich für ihn bei Ew. Majestät zu verwenden. Ich habe ihn für alle Fälle veranlaßt, hier oben einige der schönsten Punkte aufzunehmen."

„Wo ist der Mann?"

„Ganz in der Nähe."

„Lassen Sie ihn gleich kommen, sonst wird es zu spät mit dem Tageslicht."

Die Diener wußten so gut wie wir, daß der wandernde Photograph schon lange auf der Lauer stand und nur eines Winkes bedurfte, um seinen Kasten aufzustellen. Er erschien

so schnell, als ob er aus einer Versenkung aufgestiegen wäre. Aber während er nun in einiger Entfernung hinter uns, die wir dem Könige gegenübersaßen, seine Vorbereitungen zur Aufnahme traf, erwog ich in meiner Seele, daß es doch unschön sein würde, auf einem für die Königin bestimmten Bilde Ihrer Majestät den Rücken zuzukehren, und ich erlaubte mir, diese Erwägung dem Könige mitzutheilen. So wurde denn die Anordnung getroffen, daß wir, deren Rücken sich diesmal am unrechten Platze zeigte, aufstehen und hinter der besetzten Längenseite des Tisches, deren Mittelpunkt der König bildete, Stellung nehmen sollten. Die Plätze an der Tafel ließen zwischen Sr. Majestät, den beiden Mädchen und deren Nachbarn angemessene Zwischenräume frei, welche wir Hintermänner, den hohen Alpenstock in der Hand, möglichst malerisch auszufüllen suchten.

Das Bild gelang zu allgemeiner Zufriedenheit und wurde möglichst schnell an Ihre Majestät expedirt, über deren Schreibtisch wir es später, nach unserer Ankunft in der königlichen Villa zu Berchtesgaden, wiederfanden.

Der Photograph, für dessen leibliches Wohl der Küchenmeister vorher gesorgt hatte, war glücklich, nun auch als Lichtbildner noch kurz vor dem Scheiden der Sonne das Ziel seiner Wünsche erreicht zu haben.

Der Tag endete so schön, wie er begonnen hatte; man durfte ihn zu den wenigen ungetrübt guten Tagen zählen, die das Leben bietet. Der Abstieg vom Wendelstein war in der kühlen Abendluft noch erfreulicher, als der Aufstieg am heißen Morgen gewesen war. Der ganze Berg schien belebt; es jauchzte und jodelte von allen Seiten, aber nicht wild durcheinander, sondern immer wie Gruß und Gegengruß. Was uns von den Burschen, die sich oben auch einen guten Tag gemacht hatten, zu Augen kam, ging nicht, sondern tanzte jubelnd den Berg hinunter.

Die beiden Mädchen ließen ebenfalls ihre Stimmen wieder vernehmen, deren Frische durch das Diner nicht gelitten hatte; sie schmetterten ihre Lieder in die Nacht hinein wie Lerchen in den Morgen, aber sangen diesmal nicht im Versteck, sondern in unserer Nähe, denn sie blieben bis unten unsere Weggefährten und machten dadurch die Führerschaft des alten Schulzen überflüssig, der sich das auch schmunzelnd gefallen ließ und nur hin und wieder unverständliche Worte hervorgurgelte, denen regelmäßig die Schlußcadenz eines aus unergründlicher Tiefe aufsteigenden Lachens folgte. Als es dunkler wurde, fanden sich, wie aus der Erde gestampft, Fackelträger, welche dem Könige voranleuchteten, mit ihren Fackeln ein großes M bildend. An einer Stelle wurde Halt gemacht, um mit Gesang, Zurufen und Stutzenschüssen ein seltenes Echo aus seinem Schlafe zu wecken, und der Widerhall klang feierlich durch die zauberische Nacht. So kamen wir wie durch lauter Zauberei um zehn Uhr Abends glücklich wieder am Fuße des Wendelsteins an, wo es von Menschen wimmelte und von Fackeln glänzte. Es fehlte unter dem Gewimmel auch nicht an hübschen Sennerinnen und sonstigen schmucken Mädchen, die herrliche Sträuße von Alpenrosen, Genzianen und Edelweiß brachten, und der König wußte für Alle, die in seine Nähe kamen, ein freundliches Wort zu finden. Er unterhielt sich noch mit dem Geistlichen und dem Schullehrer von Bairisch-Zell, von welchen er viel Gutes gehört hatte, und nahm dann Abschied von dem freundlichen Bairisch-Zell, doch nicht ohne noch eine komische Scene zu erleben mit einem unglaublich feisten Ziegenbocke, der, ähnlich wie der alte Cavallerist am Fuße des Grünten, in den gewagtesten Sätzen und Sprüngen einen großen Kreis beschrieb, Jeden zurückstieß, der seinen Kreislauf hemmen oder beschränken wollte, und als der König den Wagen bestieg, diesem nachsprang,

dabei aber durch ein paar handfeste Burschen zu Falle gebracht und gebändigt wurde.

Wir fuhren noch in derselben Nacht, so schnell die Pferde laufen konnten, nach Schliersee, wo wir eine halbe Stunde vor Mitternacht eintrafen, aber noch den größten Theil der Bevölkerung auf den Beinen und viele Häuser illuminirt fanden.

Sämmtliche Beamte des Orts und der nächsten Umgegend hatten sich eingefunden, Se. Majestät zu begrüßen; sie wurden in demselben Zimmer empfangen, wo wir versammelt waren, und so hatten wir Gelegenheit die Ausdauer und Geduld zu bewundern, mit welcher sich der König auf das Freundlichste eingehend mit Jedem unterhielt. Erst um ein Uhr kamen wir ins Bett.

In Schliersee. Bei der Fischerliesel. Miesbach. Rosenheim. Ueber Pang nach Schloß Brannenburg. Marchese Pallavicini. Schloß Neubaiern. Kufstein und die Josephsburg. Reut im Winkel. Ruhpolding. Prien am Chiemsee.

Am anderen Morgen, 15. Juli, standen wir Alle wie auf Verabredung etwas später auf als gewöhnlich, mit Ausnahme des Königs, der schon früh allerlei Geschäfte erledigte. Wir frühstückten gemeinsam im Pavillon vor dem Gasthofe am See, wo sich gegen zehn Uhr Se. Majestät auf ein Kurzes zu uns gesellte und mich dann mit sich zu einem Spaziergange nahm. Ich war in Schliersee eben so gut bekannt wie in den Ortschaften am Tegernsee, von wo aus ich öfter herüber gewandert war, um eine befreundete Familie, die den Sommer hier zuzubringen pflegte, zu besuchen. Der Weg über den Westerhof und die Gindelalp bot immer reiche Augenweide für einen Ausflug, der, von einem See zum anderen, nicht mehr als drei Stunden rüstigen Wanderns in Anspruch nahm, und Schliersee gehörte damals noch zu den Orten, deren Bewohner treu an alter Tracht und Sitte festhielten, wenigstens zum großen Theile. Ich lernte dort baierische Hochlandstypen kennen, die mich in hohem Grade fesselten, und Hauseinrichtungen von stilvoller Eigenthümlichkeit.

Ich führte Se. Majestät in einige solche Häuser, welche von außen und innen als charakteristisch für die Landschaft

gelten konnten, prunklos, aber zweckmäßig gebaut, wetterfest und voll Einklang in all ihren Theilen, und die schlichten, nicht auf weichliche Bequemlichkeit berechneten Möbeln, sowie die Geräthschaften, überall den Räumlichkeiten entsprechend. Eine gewisse Ausschmückung zeigte sich vorwiegend in demjenigen Theile des Hausraths, welcher die ererbten oder durch eigenen Fleiß erworbenen Schätze der Familie barg, alte Krüge, Tassen, Ringe, Leuchter, Lampen u. s. w. und vor Allem einen reichen Vorrath an Leinwand. Diese und ähnliche Schätze wurden in sogenannten Tölzer, Schränken und hochgewölbten Koffern in einem besonderen Zimmer aufbewahrt, an dessen Wänden neben alten Bildschmuck auch zierlich geformte und bemalte Siebe von verschiedenem Umfang glänzten, denen man es ansah, daß sie nicht zu praktischem Gebrauch, sondern nur als symbolischer Zierrath dort hingen. Die Schränke und Koffer waren bemalt, aber nicht mit schreienden Farben; Alles stimmte zu einander und zu der Umgebung. Und zwischen dem zur Ausstattung für die Kinder bestimmten hochaufgestapelten Bettzeug u. dergl. war eine Art Hausaltar mit schützendem Heiligenbilde angebracht.

Der König war sehr erbaut von diesen Häusern und von ihren Bewohnern, die dazu paßten wie der Kern zur Schale, da sie auch in ihrer Tracht der alle nationale Eigenart verwischenden Mode noch nicht die geringste Concession gemacht hatten.

Ich führte Se. Majestät nun in das Haus des stattlichen und wohlhabenden Hofbauern, dessen schmucke Schwestern noch an der alten heimathlichen Tracht festhielten, während er selbst, durch Handelsverkehr oft nach München geführt und auch oft vornehme Gäste unter seinem Dache zur Sommerfrische aufnehmend, nach und nach dahin gekommen war, das städtische Element mit dem ländlichen in Kleidung und Hauseinrichtung

zu vereinigen. Er hat später auch die hübsche Kammerfrau einer Fürstin geheirathet.

Unser letzter Besuch galt dem Hoffischer, einem wahren Prachtexemplar von Manne. Schliersee war immer reich an kräftigen und stattlichen Männergestalten und hübschen Frauen und Mädchen, allein der Hoffischer mit seinen Söhnen und Töchtern übertraf sie alle an Mächtigkeit der Erscheinung. Man kam sich förmlich zwerghaft unter diesem Hünengeschlechte vor, welches einen lebendigen Commentar zu den alten Götter- und Heldensagen lieferte. In der gewaltigen Gliederung dieser Menschen lag durchaus nichts Rohes und Ungefüges: Alles trug das Gepräge kraftstrotzender Schönheit. Und diese Kraft, die man jeder Bewegung ansah, äußerte sich keineswegs ungestüm oder vordringlich, sondern mit spielender Gelassenheit, denn sie hatte keine Felsblöcke zu schleudern oder Bäume aus der Erde zu reißen, sondern nur das Ruder zu schwingen und Netze zu spannen. Alle Kinder der Familie waren musikalisch begabt. Die vier erwachsenen Riesensöhne bildeten ein Gesangsquartett, das als vorzüglich gelten konnte, wenn sie auch selbst wenig Aufhebens davon machten und nur zu Hause sangen.

Einer dieser Söhne des Hoffischers, eine wahre Siegfriedgestalt, machte einen schon fürsorglich mit Blumen geschmückten Kahn flott, und seine Schwester, die schöne Fischermarie, wie sie weit und breit hieß, ruderte uns in den kleinen, rings von waldfrischen Bergen umschlossenen See hinaus, der den sonnigen Himmel so ruhig wiederspiegelte, als sei er selbst ein Stück davon, zwischen den grünen Bergen ausgespannt. Die schöne Fischermarie hätte, in eine Brünne gesteckt, als die leibhaftige Brunhilde gelten können.

Sie fuhr uns nach der kleinen Halbinsel, wo eine einst nicht minder schöne und kräftige, aber nun längst zur Greisin gewordene Vorgängerin von ihr hauste, die weitum im Lande

berühmte Fischerliesel, die auch vor Zeiten Könige, Kaiser und Prinzen gerudert, aber, wie die Sage ging, gewöhnlich reicheren Lohn dafür geerntet hatte, als bei der züchtigen Fischermarie der Fall zu sein pflegte.

Der Gasthof, wo Se. Majestät mit uns abgestiegen war, hieß noch „Zur Fischerliesel", zeigte sie über der Thür im Bilde, einen Kahn durch den See rudernd, hatte ihr einst gehört, war durch sie in Aufschwung gekommen und berühmt geworden als Absteigequartier vieler großer und kleiner Herren, die sich gern mit der schönen Fischerliesel unterhielten, und vieler Maler, welche ein besonderes Vergnügen darin fanden, sie zu malen. Jetzt war sie auf den Altentheil gesetzt und ihre an den Posthalter verheirathete Tochter ihre Nachfolgerin in der Wirthschaft geworden. Sie selbst aber hatte, lebhaften Geistes und wechselvollen Verkehrs bedürftig, wie sie auch in ihren alten Tagen noch war, auf der gegenüberliegenden kleinen Halbinsel eine neue Wirthschaft gegründet, wo es ihr, Dank der Zugkraft ihres Namens und einstigen Glanzes, an flüchtig einkehrenden Gästen nie fehlte, denen sie immer gern aus den goldenen Tagen der Vergangenheit erzählte.

Se. Majestät hatte natürlich auch viel von ihr gehört und war neugierig, sie einmal zu sehen, fühlte sich jedoch von den Aeußerungen ihrer gemachten Naivetät nicht sonderlich angenehm berührt. Kaum waren wir ans Land gestiegen, als sie mit ausgebreiteten Armen auf den König zugeeilt kam und ihn dann auch wirklich an ihr pochendes Herz drückte, mit dem Ausruf: „Grüß di Gott, Kini Max! Was sichst deinem Großvater gleich!" Und so gings weiter. Hiernach fühlte sich auch die kleine, nicht sonderlich sauber aussehende Kellnerin berechtigt, Sr. Majestät zutraulich mit einem „Grüß di Gott, Kini Max!" die Hand zu bieten und dabei einen Strauß zu überreichen, den der König verwundert ansah, da es ein alter, aus

künstlichen Blumen bestehender Strauß war, ganz geschwärzt von Fliegenschmutz und Kohlenruß.

„Bist du die Enkelin der Fischerliesel?" fragte Se. Majestät.

„Nein, Herr Kini," antwortete sie, „i bin die Kellnerin."

„Ach so!"

Es wurde nun von der Alten mit zahnlosem Munde die Erinnerung an so viele Kaiser, Könige und Prinzen aufgefrischt, daß der König an dem romantischen Zauber bald genug hatte und sich mit mir an ein einsam schattiges Plätzchen am See zurückzog, um von anderen Dingen zu sprechen.

„Ich habe schon öfter bemerkt," sagte Se. Majestät, „daß Sie mit den Leuten aus dem Volke nie im Dialekt sprechen und ihn doch leicht verstehen; gefällt er Ihnen nicht?"

„Er gefällt mir ganz gut im Munde des Volkes, aber nicht in meinem Munde," erwiderte ich. „Als ich vor vielen Jahren zuerst einen Ausflug ins baierische Hochland machte, versuchte ich wohl, mich der Redeweise des Volkes anzubequemen, was zuweilen zu den seltsamsten Mißverständnissen führte, so daß ich es bald wieder aufgab, zumal mir öfter auffiel, daß andere Norddeutsche, denen bei längerem Aufenthalt im Gebirge der Dialekt ziemlich geläufig geworden war, doch nicht so gut damit fortkamen wie ich mit meinem Hochdeutsch. Und seit der Zeit habe ich mir nicht die geringste Mühe mehr gegeben, den Dialekt sprechen zu lernen, was auch ganz nutzlos sein würde, da die Leute mich so gut verstehen wie ich sie. Wer im Lande geboren ist, dem wird die Volkssprache leicht von der Zunge gehen, einem Norddeutschen aber, der in reiferem Alter hierher kommt, nie. Ja, ich habe gefunden, daß ein solcher, wenn er sich den Leuten durch Nachahmung ihrer Redeweise angenehm machen will, meist das gerade Gegentheil damit erreicht. Denn das Hochdeutsche gilt ihnen doch für vornehmer, schon weil es die herrschende Schriftsprache ist, und

da sie diese besser verstehen, als der Fremde ihre übliche Redeweise, so wirkt eine ungeschickte Anwendung der letzteren nur komisch auf sie."

„Das leuchtet mir ein," sagte der König, „der Dialekt ist leicht zu verstehen, aber für Fremde schwer zu sprechen, weil er nicht bloß eigenthümliche Kehl- und Nasenlaute hat, sondern auch eine Menge ganz eigenartiger, oft poetischer Ausdrücke, die meist sehr anschaulich sind, aber einem Vorstellungskreise entspringen, in welchen sich der Fremde nicht leicht hineinlebt. Ueber dieses Thema muß uns Kobell einmal einen Vortrag halten, der das Volk so gut versteht, wie das Volk ihn. Seltsam bleibt es doch, daß die Schönheit unserer Berge und Seen bloß auf die Dialektpoesie anregend zu wirken scheint und auch darin selten ein voll austönendes Lied zu Tage fördert."

„Solche vollaustönende Lieder," erwiderte ich, „entspringen meist der Sehnsucht oder Erinnerung; der Vollgenuß der Gegenwart läßt selten die dazu nöthige Stimmung aufkommen. Poetische Vertiefung in sich selbst wäre beim Bergsteigen sehr gefährlich; mit bloßen Schilderungen der Berge und Seen aber ist für die Poesie wenig gewonnen, wenn sich nicht ein inneres oder äußeres Erlebniß daran knüpft. Ich habe im vergangenen Sommer hier mit guten Bekannten einige schöne Tage verlebt, die mir nicht den geringsten poetischen Nachklang weckten, weil in der Unterhaltung immer Alles erschöpft wurde, was der Augenblick bot, und als ich mich in später Abendstunde allein über den See rudern ließ, sprang mir ein Gedicht gleich fertig aus dem Kopfe."

„Wissen Sie's auswendig?"

„Ich glaube nicht, daß ich's noch zusammenbringe; aber ich habe es damals vor Schlafengehen in mein Notizbuch gekritzelt, und da wird es wohl noch darin stehen."

„Bitte, lesen Sie es mir vor. Es geht mir wie Papst Leo X., der immer begierig war, etwas Neues zu hören."

Ich zog mein Notizbuch hervor und las:

„Ich lass' im Kahn mich schaukeln,
Der Mond schwimmt auf dem See;
Die Wellen, die mich umgaukeln,
Blitzen wie reiner Schnee.

Sie kommen und schwinden leise
Im Glanz der Mondesgluth,
Und werfen zitternde Kreise
Auf die leisbewegte Fluth.

Hell ist's fast wie am Tage
Auf dem lichten Wasserflor;
Mit jedem Ruderschlage
Taucht neuer Glanz hervor.

Nur fern die Berge dunkeln,
Bewaldet bis zum Fuß,
Und aus dem Dorf her funkeln
Lichter mit nächt'gem Gruß.

Sie wollen zur Heimkehr mahnen —
Und bis zur Uferflur
Zieht auf den schwanken Bahnen
Der Kahn eine lichte Spur.

Ich stand und dachte lange:
O, wär' es mir verlieh'n,
Auf meinem Lebensgange
Auch solche Spur zu zieh'n!"

Der Tag fing an drückend heiß zu werden, und der See lag so kühl verlockend vor uns, daß ich große Lust verspürte, ein Bad zu nehmen, wozu ein Badehäuschen, aus welchem man hinausschwimmen konnte, bequeme Gelegenheit bat. Se. Majestätt ließ sich auch zu einem Bade verlocken, wollte aber erst den Kammerdiener erwarten, nach welchem geschickt wurde, so daß ich schon genug des Schwimmens im kühlen Wasser hatte, als der König hineinstieg.

Nach dem erfrischenden Bade wurde noch eine Spazierfahrt gemacht und dann in Schliersee dinirt. Ziemlich spät Nach-

mittags bestiegen wir die Pferde, um nach Miesbach zu reiten, wo das nächste Nachtquartier genommen werden sollte.

Beim Diner hatte Se. Majestät das Gespräch wieder auf oberbaierisch Volkspoesie gebracht und besonders Kobell veranlaßt, sich darüber zu äußern. Dieser meinte, man würde dem Volke Unrecht thun, wenn man dessen poetische Natur bloß nach seinen Schnadahüpfl'n und Liedern beurtheilen wollte, die nur Funken eines Feuers wären, welches das ganze Leben im Gebirge durchleuchte. Durch bloße Prüfung der Texte gewinne man ein sehr mangelhaftes Bild, denn das Wort werde erst durch die Melodie lebendig und diese wieder durch die besondere Art des Vortrages, wie derselbe, der Stimmung und den Umständen des Augenblicks angepaßt, seine fröhliche Wirkung übe. Und helle Freude am Leben sei das Charakteristische der oberbaierischen Volkspoesie, wodurch sie sich von derjenigen anderer Stämme unterscheide, welche, der ernsteren Natur ihres Landes gemäß, das Leben weniger leicht nehmen und mehr die düstere Seite herauskehren. Die Lieder könnten daher richtig nur gewürdigt werden in Zusammenhang mit den Umständen, denen sie entsprangen; abgelöst davon würden sie so viel von ihrem Duft verlieren, wie vom Strauch gerissene Blumen.

Wir kamen nach einem munteren Ritt noch zeitig genug in dem freundlichen Miesbach an, um die oberbaierische Volkspoesie, wie sie sich nicht bloß im Liede, sondern bei festlichen Anlässen nach allen Richtungen hin in urwüchsiger Frische und Lebensfreudigkeit offenbart, zu vollster Entfaltung kommen zu sehen.

Das Volk hatte seinem König einen Empfang vorbereitet, der Alles, was wir in dieser Beziehung bisher schon erlebt hatten, an Mannigfaltigkeit des Gebotenen noch übertraf: den Begrüßungen durch den Landrichter und die übrigen Spitzen

folgten Aufzüge in solcher Menge, daß man nicht begriff, wie sie alle zusammengebracht waren; es war, als ob alle Pflastersteine in den festlich geschmückten Straßen sich in Menschen verwandelt hätten. Lehrer und Schuljugend beiderlei Geschlechts boten poetische Gaben durch Declamation und Gesang. Den Aufzügen folgte ein Festschießen und diesem ein Volkstanz mit Schuhplattln, wobei die jungen Burschen eine staunenswerthe Kraft und Gelenkigkeit der Glieder entfalteten. Sie warfen ihre Tänzerinnen in die Höhe und fingen sie wieder auf wie Puppen. Die Freude brach in Jubel aus bei der Kunde, daß alle Tanzenden sich als Gäste Sr. Majestät zu betrachten hätten. Man wurde nicht müde, dem munteren Treiben zuzusehen, welches sich immer übermüthiger gestaltete, ohne die Grenzen des Anstandes zu überschreiten. Doch endlich mußte aufgebrochen werden, und wir übernachteten in dem behäbig eingerichteten Posthause des freundlichen Miesbach, dessen Straßen noch hell waren von den erleuchteten Fenstern, als wir uns zur Ruhe zurückzogen.

Am folgenden Morgen, 16. Juli, machten wir einen Spazierritt in die Umgegend, und der König beehrte die Besitzung der stattlichen Posthalterin, der begüterten und sehr gebildeten Frau Waitzinger mit einem Besuche. Im Garten wurde gefrühstückt und darauf die Reise nach Rosenheim fortgesetzt, wo der Cabinetschef, Herr von Pfistermeister, Se. Majestät mit einem ganzen Stoße von Portefeuilles und Acten erwartete und ich durch meine Frau auf das Freudigste überrascht wurde, welche von München herübergekommen war, um mich einmal wiederzusehen. Se. Majestät, durch Regierungsgeschäfte in Anspruch genommen, gab mir gern Urlaub für diesen Tag und den folgenden Morgen. Riehl hatte schon vorher Urlaub erhalten, um in München sein jüngst geborenes Kind zu taufen. Wir fanden verschiedene Bekannte aus der Hauptstadt, welche in dem viel-

besuchten Rosenheim die Soolbäder gebrauchten; meine Frau hatte mir eine Menge Briefe mitgebracht, wovon einige gleich beantwortet werden mußten, und so verging der Ruhetag im Handumdrehen.

Der folgende Tag führte uns über Pang nach Schloß Brannenburg, und dieser Ausflug nebst ähnlichen, welche ihm folgten, gab unserer Reise gewissermaßen ein neues Gepräge, indem wir nun, statt in ländlichen Gasthöfen abzusteigen und mit dem Volke zu verkehren, mehr in aristokratische Regionen kamen. Viele Gutsherren hatten sich um die Ehre beworben, Se. Majestät auf ihren Besitzungen begrüßen zu dürfen, doch konnten, dem Reiseplan gemäß, nur verhältnißmäßig wenige dieser Wünsche berücksichtigt werden. Der erste Besuch Sr. Majestät galt einer Familie, die es so gut verstand, Gastfreundschaft in vornehmem Stil zu üben, daß sie darin kaum übertroffen werden konnte. Es war das die ihrem Ursprunge nach italienische, aber schon seit einer Reihe von Jahren in Baiern heimisch gewordene Familie des Marchese Pallavicini, die ihren Sommersitz in einem Theile des Gebirges gegründet hatte, der seiner herrlichen Lage wegen mit am meisten von den Münchener Landschaftsmalern aufgesucht wird. Es war spät Nachmittags, am 17. Juli, als wir zuerst das schöne Schloß in Sicht bekamen, welches hoch gelegen und mit dem waldreichen Gebirge im Hintergrunde sich schon von ferne malerisch ausnimmt.

Am Eingange bildeten die Beamten, nebst zahlreicher Dienerschaft, darunter hübsche Jungen in Pagentracht, Spalier, in welchem die junge, reizende Marchesa, mit ihrem Gemahl und dessen Vater, den König begrüßend entgegenkam, der ihr sofort den Arm bot, um sie die Stufen wieder hinaufzuführen, von welchen sie eben heruntergestiegen war.

Eine halbe Stunde später saßen wir schon beim Diner an der fürstlich hergerichteten Tafel in dem gemüthlichen, mit alten

Gobelins geschmückten, nicht allzu hohen, mäßig großen Speisesaale, in welchem prächtige Blumenpyramiden einen feinen Duft und Pyramiden von Wachskerzen eine feine Helle verbreiteten, wohl zu unterscheiden von dem augenverderblichen Lichte aufdringlicher Kugellampen oder zitternder Gasflammen.

Die Unterhaltung beim Diner war, wie dieses selbst, von pikanter Mannigfaltigkeit, ohne durch Tellergeklapper und hallendes Auftreten gestört zu werden; die Diener waren vortrefflich darauf eingeschult, auf leisen Sohlen zu wandeln und Alles geräuschlos abzuthun.

Nach dem Diner wurde noch ein Spaziergang gemacht, und später setzten wir uns in ein Zelt vor dem Schlosse, um die mit einem großen Menschenaufgebot veranstaltete Beleuchtung der Berge zu sehen, welche einen wirklich zauberhaften Anblick bot. Dazwischen knallten und donnerten fortwährend Freudenschüsse aus der Nähe und Ferne. Gerade vor uns wurde, in einer Entfernung von etwa zwei Stunden, ein prachtvolles Feuerwerk auf dem hochgelegenen Schlosse des Barons von Leitner in Neubaiern abgebrannt.

Als Se. Majestät sich zur Nachtruhe zurückzog, leuchteten zwei Diener mit Wachsfackeln auf der ohnehin nicht dunklen, nach oben führenden, breiten, bequemen Treppe voran, der es unten und oben an Blumenschmuck nicht fehlte.

Die, wie Alles im Schlosse, solide und geschmackvoll eingerichteten Zimmer, welche uns angewiesen waren, ließen an Comfort nichts zu wünschen übrig und boten zugleich herrliche Ausblicke in die Gebirgslandschaft; wer je in Italien gereist, weiß, wie gut sich's in italienischen Betten schläft. Der junge Marchese sagte uns vor Schlafengehen, daß bei günstigem Wetter das Frühstück um acht Uhr Morgens im Garten eingenommen werde.

Das Wetter ließ sich freundlich an, und wir fanden uns,

durch die Sonne geweckt, schon vor der anberaumten Stunde in dem schönen hochgelegenen Garten ein, in dessen Vordergrunde ein paar elegante, offene Zelte, darauf berechnet, auch bei etwaigem Windzug oder leichtem Regen den Aufenthalt im Freien zu gestatten, schon die schimmernden Zurüstungen zum Frühstück zeigten. Im Garten selbst vermählten sich Kunst und Natur auf das Anmuthigste in der Weise, daß die Kunst in der Nähe des Schlosses die Oberhand behielt, durch prächtige wohlgepflegte Blumenbeete, Rasenplätze und Laubgänge, während weiterhin parkartige Anlagen den Uebergang zum Waldgebirge vermittelten.

Kurz vor acht Uhr, etwas früher als Se. Majestät, erschien die Marchesa in duftigem Morgencostüm, welches zu ihren einigermaßen üppigen Formen vortrefflich paßte, und wechselte im Auf- und Abgehen mit Jedem von uns ein paar freundliche Worte, bis der König aus dem Schlosse trat, pünktlich auf die Stunde, wie immer. Nun waltete die Herrin des Frühstücks, welches bald in dreierlei Gestalt dampfte: Thee, Chocolade und Kaffee, wovon Jeder nach seinem Geschmacke wählte.

Während sich der König mit der Marchesa noch eifrig italienisch unterhielt, bot uns der junge Hausherr Cigarren an, und wir zerstreuten uns, lustwandelnd, im Garten, wobei sich der alte Marchese zu mir gesellte und mir aus seiner erlebnißreichen Vergangenheit erzählte. Er war in seiner Jugend Page bei Napoleon gewesen, auf dessen Veranlassung er sich dann der diplomatischen Carrière widmete und den Kaiser auf allen seinen Feldzügen, auch nach Rußland, begleitete. Später in sein Heimathland, Sardinien, zurückgekehrt, wurde er Gesandter am baierischen Hofe und blieb in dieser Stellung bis zum Jahre 1848, wo er seinen Abschied nahm, um sich auf dem Lande, im schönsten Theile des Gebirges, anzusiedeln. Hier kaufte

er einige wahrhaft fürstliche Besitzungen, die er mit dem Geschmack eines feingebildeten Edelmannes aus der alten Schule umwandelte und einrichtete. Nach ein paar Jahren kam auch sein Sohn Cesare, der als Adjutant des Herzogs von Genua den Krieg gegen Oesterreich mitgemacht, nach Deutschland zurück, vermählt mit einer jungen Calabreserin aus fürstlichem Hause, der nunmehrigen Herrin des durch Neubauten wesentlich verschönerten alten Schlosses. Sie galt allgemein für eine große Schönheit, obgleich ihr bei genauerer Betrachtung die Regelmäßigkeit der Gesichtsbildung dazu fehlte. Aber sie war, Alles in Allem genommen, reizend vom Kopf bis zum Fuß, eine stolze Erscheinung. Nach ihrem blendend weißen Teint und hell kastanienfarbigem Haar würde man sie eher für germanischen als romanischen Ursprungs gehalten haben; von einer Südländerin hatte sie nur das feurige Auge und ein gewisses Etwas, das sich nicht beschreiben läßt. Das Deutsche radebrechte sie ganz allerliebst, konnte sich aber doch in Deutschland nicht so recht heimisch fühlen wie ihr Gemahl und Schwiegervater, die als eifrige Jäger gern in den wildreichen Bergen hausten.

Der junge Marchese war ein großer Freund der Naturwissenschaft und trieb mit besonderem Eifer Ornithologie. Hierin traf er mit Graf Ricciardelli zusammen, und es war sehr interessant, die Beiden mit italienischer Lebendigkeit disputiren zu hören, als wir die schönen Sammlungen ausgestopfter Vögel, unter welchen besonders Falken aller Art zahlreich vertreten waren, im Schlosse betrachteten, welches auch eine ausgewählte Bibliothek enthielt, wo Jeder von uns etwas in sein Gebiet Einschlagendes fand — eine seltene Erscheinung auf deutschen Edelsitzen.

Das lebendige Interesse für Kunst und Wissenschaft und alle Erscheinungen des Lebens, welches sich in den Bewohnern

von Schloß Brannenburg offenbarte, sowie ihr feiner Geschmack und Umgangston, mit einem Worte: ihre geistige Vornehmheit, ohne jede Spur von moderner Vornehmthuerei, erschien wie ein Ueberbleibsel oder eine Vererbung aus der Blüthezeit der italienischen Renaissance, ohne deren grausamen Beigeschmack. Denn daß an und für sich die höchste Geistesbildung kein Schutzmittel gegen sittliche Verwilderung ist, lehrt gerade die Geschichte der italienischen Renaissance auf das Eindringlichste. Man denke nur an die Teufeleien des hochgebildeten Geschlechts der Malatesta und an die tigerhafte Bestialität Ferrante's, des entarteten Sohnes Alphons des Großen. Auch die so hochgerühmte Regierung der Este in Ferrara, Modena und Reggio verstand es meisterhaft, Kunstsinn, Bildung und feine Geselligkeit mit raffinirtester Grausamkeit Hand in Hand gehen zu lassen. Doch solche Erscheinungen erklären sich leicht aus dem herrschsüchtige Bestrebungen begünstigenden Charakter der Zeit, dem der Zufall der Geburt, ohne hohe Fähigkeiten, wenig oder nichts galt, hingegen die Geisteskraft, welche sich stark und glänzend geltend zu machen wußte, Alles, gleichviel aus welcher Sphäre sie aufstieg. Aber es galt nicht allein Macht zu gewinnen, es galt auch sie zu behaupten, wo Einer sie dem Anderen zu entreißen suchte, und da traten an die Stelle offenen Kampfes oft heimliche Mittel, um Gegner und Nebenbuhler aus dem Wege zu räumen. Ehrgeiz und Herrschsucht unterdrückten die Stimme des Gewissens und trieben zu Verbrechen, welche dann Klugheit gebot, wieder vergessen zu machen, oder zu überglänzen durch Erreichung wirklich hoher Ziele. Auch wurden Verbrechen und Ausschweifungen aller Art, in welchen kirchliche Machthaber mit weltlichen wetteiferten, nicht so schwer genommen in einer Zeit, welche durch den Zusammenstoß des wiedererweckten Geistes des Alterthums mit den Satzungen der Kirche diese bis in ihre Grundfesten erschütterte.

* *
*

Wir hatten kaum Zeit gehabt, die Schätze des Schlosses der Pallavicini zu mustern, als wir abgerufen wurden, um an einer Besteigung des Riesenberges theilzunehmen. Die Marchesa machte die Partie ebenfalls mit und zwar anfangs, so weit es gehen wollte, zu Pferde; als es aber dann ans wirkliche Steigen ging, zeigte sich bald, daß sie hierin den Sängerinnen vom Wendelstein nicht gewachsen war. Es gab ein paarmal Anfälle von Schwindel an steilen Stellen und die zarten Füße kamen auf dem Steingeröll schwer von der Stelle. Doch wollte sie nicht zurückbleiben und erreichte, abwechselnd von Sr. Majestät und dem General v. d. Tann gestützt, endlich glücklich den Gipfel. Auf den sogenannten Asen wurde dann in luftiger Höhe das Diner eingenommen und erst spät Abends langten wir wieder in Schloß Brannenburg an.

Am folgenden Vormittag, 19. Juli, sollte nach Schloß Neubaiern aufgebrochen werden, wo Se. Majestät eine Einladung zu einem Mittagsfrühstück (so wage ich déjeûner dînatoire zu übersetzen) bei Herrn von Leitner angenommen hatte. Doch schien es dem König schwer zu fallen, sich von seinen liebenswürdigen Wirthen zu trennen, und um im Laufe des Tages noch mit ihnen zusammen sein zu können, lud er sie zu einem Diner nach Audorf ein, auf dem Wege nach Kufstein gelegen.

Das weithin sichtbare, auf einem Felsen erbaute Schloß des Herrn von Leitner beherrscht den von Ringmauern und Thoren umschlossenen Ort Neubaiern. Um dahin zu gelangen, mußten wir über den Inn setzen, was unter allerlei feierlichen Begrüßungen und Aufzügen der festlich geschmückten Fährleute vor sich ging, wobei besonders die sogenannten Stangenreiter ihre Künste zum Besten gaben, während an beiden Ufern des Inn malerische Gruppen sich bildeten.

Das Mittagsfrühstück unterschied sich von einem regelrechten üppigen Diner nur dadurch, daß es zu früherer Stunde statt-

fand und mit einer Tasse Bouillon statt mit einem Teller Suppe begann. Im Uebrigen hinterließ es Jedem das Gefühl, daß man es getrost damit bis zum nächsten Tage aushalten könne, obwohl wir uns alle der größten Mäßigkeit befleißigt hatten, da uns noch ein Diner in Ober-Audorf erwartete. Der anmuthige Weg dahin führte uns über Nußdorf, welches seinen Namen den schönen Nußbäumen verdanken soll, die es zieren. Wir verbrachten mit den Pallavicini's noch einige sehr angenehme Stunden und setzten dann unsere Reise nach Kufstein fort, die uns an dem „wilden Kaiser" und anderen imposanten Bergen vorüberführte, welche wir schon vom Wendelstein und Riesenberge aus bewundert hatten.

An der Grenze zwischen Baiern und Tirol machten wir Halt bei der zierlichen „Ottocapelle", welche zur Erinnerung an das Scheiden des Königs Otto aus seinem Heimathlande erbaut wurde. Ziebland ist der Name des Architekten. König Max liebte seinen Bruder sehr und wohnte einer Gedächtnißfeier bei, welche in der magisch beleuchteten Capelle gehalten wurde, die nur einen kleinen Theil der andächtigen und neugierigen Menschenmenge zu fassen vermochte, welche herbeigeströmt war, um der Feierlichkeit mit beizuwohnen.

König Otto, den ich bald Gelegenheit haben sollte in Berchtesgaden persönlich kennen zu lernen, saß damals noch auf dem Throne der neuen Hellenen, die ihm das Leben sauer genug machten, zum Dank für die großen Opfer, die er und seine Baiern ihnen gebracht.

Erst um 10 Uhr Abends hielten wir unseren Einzug in die alte thürmereiche Veste Kufstein am rechten Ufer des Inn.

Am folgenden Morgen, 20. Juli, stiegen wir in Begleitung der Offiziere der Garnison die steile Höhe, welche zu der Bergfestung Josephsburg führt, hinauf, um uns Alles genau anzusehen, was nur in ganz besonderen Ausnahmsfällen ge-

stattet ist. Wir hatten von der Höhe überraschend schöne Fernblicke, und unsere Sachverständigen fanden auch die innere Einrichtung der Festung musterhaft. Doch überkam es mich wehmüthig, als die Offiziere uns sagten, daß oben im Kaiserthurm, wo eine Hitze herrscht wie in den Bleikammern Venedigs, wo einst der edle Silvio Pellico für seine Vaterlandsliebe büßen mußte, politische Gefangene eingesperrt seien und einer darunter — ein Hannoveraner Namens Wallberg — schon ins zehnte Jahr.

Die Offiziere waren lauter gebildete und artige Leute. Abgesehen von seiner Festung hat Kufstein keine Merkwürdigkeiten aufzuweisen und macht den Eindruck eines gewöhnlichen Marktfleckens.

Wir verließen die Stadt in der größten Mittagsgluth, frühstückten, nachdem wir eine Stunde gefahren, in einem Wäldchen am Wege, wurden dann, als wir die Pferde bestiegen, um den Rest des Weges zu reiten, von einem Regen überrascht und kamen gegen drei Uhr in dem großen Kirchdorfe Kössen an, wo Halt gemacht und dinirt wurde. Darauf ritten wir nach Reut im Winkel und waren so entzückt von dem herrlichen Abend und den schönen Ausblicken ringsumher, daß wir noch ein Stündchen weiterritten und erst gegen neun Uhr zurückkehrten. Dann war Souper, und bis in die Nacht hinein unterhielten uns die liederkundigen Bewohner von Reut mit Gesang und Saitenspiel.

Der König, immer bemüht das fröhliche Volksleben im Lande zu pflegen, hatte durch Franz von Kobell eine Sammlung der besten oberbaierischen Lieder mit ihren Singweisen veranstalten lassen, zu welchen der feinsinnige Arthur von Ramberg durchweg charakteristische Illustrationen lieferte. Dieses reizende Lieder- und Bilderbuch, welches auch später im Buchhandel (bei Braun u. Schneider in München) erschienen ist,

ließ der König überall vertheilen, wo es galt, die Freude am Gesang zu nähren und zu wecken. Kobell hat es durch ein im Dialekt geschriebenes Lied eingeleitet:

„An die Landsleut in die Berg.
Wann Jagnszeit, wann der Kini kimmt,
Und's geht auf die Gambs gar schneidi',
Na' thuat dazwischen a' Liedl wohl,
Wann's lusti' klingt und freudi.

Ees habts den g'rechtn Zeug dazua,
Kinnt's juchezn und singa,
Dees leit in' Bluat, sunst ließ' se si'
Ja freili' nit d'erzwinga.

Und weil der Kini die Gsangln liebt
Und weil er's gern thuat hörn,
So will er enk dees Liederbuach
Als Andenka verehrn.

Für enker Singa als an' Preis
Schau will er's freundli' gebn:
Drum dankt's dafür dem guten Herrn,
Vivat! Hoch soll er lebn!"

In diesem Sinne wurde das Buch vor Allem, solchen Burschen und Mädchen geschenkt, welche sich durch ihren Gesang am meisten hervorthaten und Andere dadurch anspornten, es ihnen gleichzuthun, um dann auch ein Andenken vom König zu erhalten.

Reut im Winkel gehörte zu den gesangreichsten Dörfern, und wer nicht singen konnte, der suchte seine Freude, den König im Dorfe zu haben, auf andere Weise auszudrücken; rund umher brannten weithinleuchtende Feuer, und bis tief in die Nacht hinein wurde gejubelt und geschossen.

Ich mußte bei diesem harmlos übersprudelnden Leben unwillkürlich an den ernsten, auch zuweilen komischen Gegensatz im deutschen Norden denken, denn ich stieß auf eine wandernde Histrionengesellschaft, die sich nach Reut verirrt hatte und vornehmlich aus Norddeutschen bestand. In einen Kramladen

tretend, um Siegellack zu kaufen, hörte ich eine Stimme, welche ich sofort als eine kleinstädtisch heimathliche erkannte, die Krämerin fragen: „Soll ich woll 'nen Bogen Schreibpapier häben? Jä?" Der Bogen war, wie ich dann erfuhr, zu einer Bittschrift an Se. Majestät, als erhabenen Beschützer der Kunst, bestimmt.

Es wurde dem König schwer, von Reut im Winkel zu scheiden, wo es Sr. Majestät außerordentlich behagte, und so kam es, daß wir am folgenden Tage, 21. Juli, etwas spät aufbrachen, um nach Ruhpolding zu reiten.

Die Wege in diesem Lande bieten fast alle so viel Schönes, daß man kaum weiß, welchem man den Preis zuerkennen soll. So hatten wir auch auf diesem Wege reiche und wechselvolle Augenweide. Besonders überraschten uns wieder die vielen mächtigen Ahornbäume. Wir ritten an hochaufsteigenden Bergwänden vorüber und nahmen unser Frühstück am letzten der drei kleinen Seen am Wege. Die Reise wäre noch weit genußreicher gewesen, wenn wir uns früher auf den Weg gemacht hätten, statt in der glühendsten Mittagshitze zu reiten. Die Sonne brannte uns dergestalt auf die Köpfe, daß wir ein paar Stunden im Waldschatten ausruhen mußten, wo wir Anderen uns philosophischer Beschaulichkeit überließen, während Graf Ricciardelli und Baron Leonrod am Wasser saßen und Fische fingen, in welcher Kunst sie Beide große Meister waren. Außer seinen Naturschönheiten bot uns der ganze Weg bis Ruhpolding nichts Bemerkenswerthes als die vielen Kohlenmeiler, welche wir am Saume der prächtigen Waldungen fanden.

Ruhpolding hat, wie die meisten oberbaierischen Dörfer, große, langgestreckte, saubere, buntbemalte Häuser und macht einen überaus behäbigen Eindruck. Die Kirche ist groß an Umfang und malerisch gelegen, aber im Zopfstil gebaut und

ausgeschmückt. Nach der Gluth des Tages hatten wir am Abend heftige Gewitter, die sich unter furchtbarem Donnergerolle entluden, um neuen Platz zu machen. Es rumorte am Himmel und auf Erden die ganze Nacht hindurch, so daß wir wenig zum Schlafen kamen.

Trotz des prasselnden Regens bestiegen wir am Morgen, 22. Juli, die Pferde wieder, um nach Prien am Chiemsee zu reiten, wo Se. Majestät am Nachmittage erwartet wurde.

Doch nach einer Weile nahm der Regen einen so wolkenbruchartigen Charakter an, daß Se. Majestät vorzog, die letzte Strecke bis Grassau, wo Mittagsrast gehalten werden sollte, im Wagen zurückzulegen. Von Grassau wurden die Wagen mit allem Gepäck, dem Küchenpersonal und der Mehrzahl der Dienerschaft, nach Prien vorausgeschickt, während wir abwarteten, ob der strömende Regen nicht ein wenig nachlassen werde. So geschah es, daß wir ein paar Stunden später in Prien eintrafen, als Se. Majestät dort erwartet wurde. Es regnete noch, aber es plätscherte nicht mehr, als wir von Prien aufbrachen. Ich habe schon wiederholt Gelegenheit genommen, zu bemerken, daß der König sich durch schlechtes Wetter selten in der Unterhaltung stören ließ. Als nun im Wechsel der Personen die Reihe an mich kam, neben Sr. Majestät zu reiten, wünschte der König meine Meinung über eine kürzlich, ich weiß nicht mehr von wem, erschienene Schrift zu hören, die den Beweis zu führen versuche, Schelling habe in der Philosophie kein neues Blatt aufgeschlagen, wie er behaupte, aber durch seine geistvollen Anläufe in seiner ersten Periode mächtig anregend auf Andere, besonders auf Hegel gewirkt, der ihn dann bald überholt habe.

Zum Glück hatte ich die Schrift nicht gelesen und brauchte also nicht gegen den wieder munter spritzenden Regen anzukämpfen, um eingehend darüber zu sprechen. Während Se.

Majestät nun selbst wieder über Schelling zu reden anfing, kam keuchend ein dickköpfiger Mann auf uns zugelaufen mit der flehendlichen Frage, ob wir ihm nicht sagen könnten, wann der König käme.

„Ich bin der König," antwortete dieser.

Der Mann sah Se. Majestät ungläubig an und sagte, wir möchten ihn doch nicht zum Besten haben: schon zweimal sei er von Prien ausgeschickt worden, um aufzupassen und zu melden, wann der König einträfe, und jedesmal sei er angeführt worden. Nun möchten wir ihm doch aufrichtig die Wahrheit sagen.

„Ich sagte dir schon: ich bin der König!" wiederholte dieser.

„Sie san der Kini. I gloab schoa!" sagte der Mann, mit kläglicher Miene weiterkeuchend. Ich sah mich nach ihm um und bemerkte in einiger Entfernung hinter uns General v. d. Tann und Graf Pappenheim, die er nun anhielt.

„Der närrische Mann will mir nicht glauben," sagte Se. Majestät.

„Er hat gewiß noch keinen König gesehen und kann sich einen solchen ohne Scepter und Krone nicht denken," bemerkte ich.

„Es scheint so; doch reiten wir schneller; wir haben uns sehr verspätet und es wird immer dunkler."

Wir ließen die Pferde ausgreifen und waren nach einer halben Stunde in Prien, wo wir vor unserem Quartier anlangten, ohne daß Se. Majestät bis dahin erkannt wurde. Die ganze Gestalt war nämlich durch einen enganliegenden Gummimantel nebst entsprechender Kopfhülle wasserdicht verhüllt und nur das Gesicht frei, aber auch dieses in der neunten Abendstunde bei dunklem Regenwetter für Fernerstehende wohl nicht leicht zu erkennen.

Auf der Freitreppe des Hauses, vor welchem wir abstiegen (wenn ich nicht irre, war es das Rathhaus), standen Beamte in Gala zur Begrüßung, und auf das seltsame Benehmen des ungläubigen Kundschafters fiel bald ein erklärendes Licht.

Die Bewohner von Prien hatten große Vorbereitungen getroffen, um Sr. Majestät gleich am Eingange des Ortes einen würdigen Empfang zu bereiten mit Gesang und Aufzügen. Nun kam Nachmittags der große Küchenwagen angefahren, von dessen Personal man erfuhr, daß der König mit Gefolge bald nachkommen werde. Im Freien konnten die festlich geschmückten Jungfrauen und Sänger bei dem rücksichtslosen Regenwetter die Ankunft Sr. Majestät nicht abwarten; es wurde also ein wetterfester Kundschafter ausgesandt, um das Nahen des hohen Herrn zu erspähen und rechtzeitig zu melden, um danach die geplante Aufstellung ins Werk zu setzen. Der Kundschafter entdeckte zuerst einen Gepäckwagen, dessen Führer ihm sagte, Se. Majestät werde bald nachkommen. Als nun kurz darauf eine königl. Equipage mit Lakaien in Sicht kam, rannte der Kundschafter, so schnell die Beine ihn tragen wollten, nach Prien zurück mit der Meldung: „Der Kini kimmt!"

Sofort wurde Stellung genommen und die schnell heranrollende Equipage mit Gesang begrüßt, bis man entdeckte, daß kein König darin saß.

Nun machte sich der arme Mann abermals auf die Beine, um den richtigen Königswagen auszukundschaften, und siehe da, es kamen zwei auf einmal angerasselt, einer schöner als der andere. Abwarten konnte er sie nicht, denn er erwog schnell in seiner Seele, daß er sonst mit der Meldung zu spät kommen würde, und ein Wanderer, der des Weges zog, bestärkte ihn in dem Glauben, daß in einem der beiden Wagen der König sitzen müsse.

Abermalige Täuschung mit bald folgender Enttäuschung und einer Verhöhnung seiner kundschaftlichen Fähigkeiten, die ihn trieb, jetzt seinen ganzen Scharfsinn aufzubieten, um nicht wieder getäuscht zu werden. In dieser entschlossenen Stimmung kam er uns entgegengekeucht, um, wie wir gesehen, den richtigen König zu verfehlen und den General v. d. Tann und den Grafen Pappenheim dafür anzuhalten, welche jedenfalls im Gefolge Sr. Majestät die stattlichsten Reiter waren. Allein vergebens suchte er sie zu überreden, daß einer von ihnen der König sein müsse. In heller Verzweiflung kehrte er nun wieder um, aber zu spät, um uns überholen zu können.

Die Fahrt auf dem Chiemsee. Die Herreninsel. Die Fraueninsel. Rückfahrt nach Prien. Hohenaschau. Niedernfels.

Als wir unsere nasse Hülle mit einer trockenen vertauscht hatten, wurde soupirt in einem großen Saale, welcher durch eine Glaswand getheilt war, so daß, während wir in dem kleineren Raume tafelten, der größere sich mit der festlich gekleideten Menschenmenge füllen konnte, welche am Nachmittage sich vergebens bemüht hatte, Se. Majestät mit Blumen und Gesang zu begrüßen. Das wurde nun in sehr gelungener Weise unter Dach und Fach nachgeholt, und der Abend, auch durch Illumination der Häuser und einen Fackelzug verherrlicht, verlief zu allgemeiner Befriedigung.

Am anderen Morgen, 23. Juli, wurde bei besserem Wetter eine festliche Rundfahrt um den Chiemsee unternommen auf dem einzigen kleinen Dampfboot, welches den wenig belebten regelmäßigen Verkehr zwischen Inseln und Uferland vermittelte.

Der Chiemsee, das größte Wasserbecken des Baierlandes, und daher auch das baierische Meer genannt, gilt seit Alters mit seiner Umgebung als eine Heimstätte des Friedens und eigenartigen, weil dem Getriebe großer Städte und Handelsstraßen fernliegenden Landlebens, poetisch in seiner Gegenwart wie in seinen Erinnerungen. Der ganze Chiemgau ist eine

kleine Welt für sich mit in Jahrtausende zurückreichenden Cultur-wurzeln und voll anheimelnder Reize, deren glänzenden Mittelpunkt der See mit seinen traulichen Inseln bildet.

Der Chiemsee vereint alle Reize, welche eine immerhin sehr ansehnliche, malerisch vertheilte Wassermasse im Rahmen grüner Ufer und beherrscht von stattlichen Bergen zu bieten vermag. Er hat nicht den ernsten und feierlichen Charakter des Achensees oder die dunkle Majestät des Königssees, wo die finsteren, mächtigen Felswände, wild durchbrochen und phantastisch verschoben, schroff aus der tiefen Fluth zu schwindelnder Höhe emporragen, ohne einen befreienden Durchblick zu gestatten oder auch nur einen schmalen Uferstreifen als Fußsteg zu bieten.

Von solcher schroffen Erhabenheit, die man athemlos anstaunt, von solcher schauerlichen Größe, die keine Gemüthlichkeit aufkommen läßt, hat der Chiemsee nichts. Die Bilder und Eindrücke, welche er bietet, sind durchweg freundlicher, heiterer Natur. Man kann seine Ufer nach allen Seiten bequem umgehen, da er nicht eingeklemmt zwischen Bergwänden liegt, sondern nur die Aussicht auf die lange Alpenkette im Süden eröffnet, deren Kuppen und Spitzen bis zu 6000 Fuß aufsteigen.

Unter den Inseln, welche aus dem immer schönen Wasserspiegel auftauchen, sind zwei bewohnte und vielbesuchte, die große Herreninsel und die kleine Fraueninsel. Leute von aristokratischen Neigungen ziehen die erstere vor, besonders zu längerem Aufenthalt, während bescheidenere Gemüther, besonders Maler und Poeten, lieber die zweite aufsuchen, wo statt großartiger Parkanlagen ein einfacher Rasenplatz sich ausdehnt und statt wildreicher Waldungen ein paar Gruppen mächtiger Linden Schatten spenden, welche die Maler nicht müde werden zu skizziren. Es sind das aber auch Linden, welche in der Welt ihres Gleichen suchen, Bäume, deren Alter nach Jahrhunderten zählt, von gewaltiger Höhe und Ausdehnung.

Diese Riesenbäume, welche die Natur vor einem halben Jahrtausend aus dem Wasser steigen ließ, um uns einen christlichen Ersatz für die untergegangene Welt-Esche Yggdrasil zu geben, krönen in zwei Gruppen die leise ansteigende Mitte der friedlichen Insel, wo man ein noch stilleres Leben führt, als auf den Inseln des stillen Oceans. Ein paar Dutzend alter hellgrauer Häuser ziehen sich am Ufer hin, wo Silberweiden mit den Wellen flüstern, Fischer ihre Netze und Frauen ihre Wäsche zum Trocknen aufhängen.

Die Kähne, deren man sich hier bedient, sind sogenannte „Einbäume", das heißt: einfach ausgehöhlte Stämme, in derselben Art wie Robinson Crusoe's Kahn war. Alles trägt hier noch einen alterthümlich-schlichten, patriarchalischen Anstrich, und es ist, als ob dieser Anstrich sich gleich allen Besuchern mittheilte, damit keine buntscheckige Neuerung die ursprüngliche Farbe der Einfachheit störe.

Ich habe einmal vierzehn Tage auf der Fraueninsel verlebt, deren ganzer Umfang eine Viertelstunde beträgt, und mich keinen Augenblick gelangweilt. In der Frühe eine Seebad, dann Bewegung durch Rudern eines Einbaums, dann Frühstück, dann Vertiefung in eine Arbeit bis zum Mittag, der gute Fische und auch meist einen oder den anderen Gast brachte, mit dem sich plaudern ließ. Nach Tische eine Siesta auf dem Rasen, Lectüre und Kahnfahrt — so verstrichen die Tage in wohlthuender Abgeschiedenheit von der Welt. Von Politik sprach kein Mensch; Zeitungen konnte man nicht lesen, da im Wirthshause keine gehalten wurden, und wenn es einem Gaste einfiel, sich sein Lieblingsjournal nachkommen zu lassen, so gab er den Entschluß doch bald wieder auf, da er nichts als Aerger davon hatte, indem es seit Eröffnung der Eisenbahn nach Salzburg zu den seltensten Ereignissen gehörte, daß ein Brief oder Packet aus München vor dem vierten oder fünften Tage auf der

Fraueninsel anlangte, obgleich der Postzug von München bis Prien kaum drei Stunden brauchte und das kleine Dampfschiff von Prien täglich drei- oder viermal bei der Insel anlegte, um Passagiere abzusetzen oder aufzunehmen. Allein diesem Dampfschiffe wurden von der Post die Briefe nicht anvertraut, sondern einer alten lahmen Botenfrau, welche die Reise um den See zu Fuß machte, wozu sie eine Woche brauchte, während welcher Zeit sie gelegentlich auch auf einem Einbaum nach der Fraueninsel übersetzte, um irgend einen Brief, der ihr zufällig nicht verloren gegangen, abzugeben, eine „Halbe" Bier zu trinken und zu fragen, ob nichts zu besorgen sei. Bei den idyllischen Zuständen der Insel erfuhr man von der Ankunft der Botenfrau gewöhnlich erst, nachdem sie längst wieder fort war, und ich fand diese Einrichtung vortrefflich, da man es ihr zu verdanken hatte, daß es noch einen schnell erreichbaren Ort auf der Welt gab, wo man ein paar Wochen in Ruhe und Frieden leben konnte, umgeben von einer Natur, die alles Freundliche in sich vereinigt, was Berge, Wald und Wasser in bunter Abwechselung zu bieten vermögen. Doch es ist Zeit, daß ich von meinem Privatexcurs zur Königsreise zurückkehre.

Wir besuchten zuerst die große Insel, welche auch Herrenwörth genannt wird und mit ihren weitausgespannten Parkanlagen, Ländereien und prächtigen, gegen dreihundert Tagewerk umfassenden Waldungen, beherrscht von einem im Zopfstil erbauten, stolzen, hügelgetragenen, hart am See aus herrlichen Baumgruppen aufsteigenden Schlosse, wie ein eigenes kleines Inselreich erscheint, mit vielen unter Bäumen halb versteckten Ansiedelungen. Der glückliche Besitzer, Graf Hunoldstein, lebte in Frankreich, hatte aber seinem Verwalter erlaubt, eine Anzahl von Zimmern für Besucher der Insel herzurichten, wo sie gegen ein Billiges wohnen, essen, trinken und schlafen konnten. Ich bin hier öfter eingekehrt und immer befriedigt

wieder abgezogen. Der höfliche Verwalter war ein wohlgesinnter Franzose aus der guten alten Zeit, der mit conservativem Sinne seine Kleider noch nach demselben Schnitte trug, welcher Mode war zu der längst vergangenen Zeit, da er sein Vaterland verlassen. Bei festlichen Gelegenheiten sah ich ihn in Pumphosen und einem rund ausgeschweiften Frack mit breiten Schößen, das Haupt zierlich frisirt mit gleichmäßig abstehenden Locken, gekrönt durch einen Hut, der eine Taille zu haben schien, und dessen Rand sich mit derselben Entschiedenheit nach oben einbog, wie die Locken darunter sich nach unten ausbogen. —

Nachdem wir Alles besichtigt hatten, legten wir uns eine Stunde ins Gras und fuhren dann nach der zweiten Insel, Frauenwörth, auch Frauenchiemsee genannt, wo ein großes Nonnenkloster steht, dessen fromme Bewohnerinnen nach der strengen Ordensregel des heiligen Benedict leben.

Wir nahmen unter den schattigen Bäumen vor dem kleinen gemüthlichen Wirthshause ein erquickliches Diner ein, verplauderten noch ein Stündchen bei der Cigarre und besuchten dann die frommen Schwestern im Kloster, ein Besuch, der nur im Gefolge des Landesherrn möglich war und eben dieses seltenen Ausnahmefalles wegen unsere Wiß- und Neubegier doppelt reizte. Allein die erwartungsvolle Spannung, in welcher wir die geweihte Schwelle überschritten, sollte bei weitem nicht so lange vorhalten, als der Besuch dauerte, der gar kein Ende nehmen wollte und uns im Grunde doch nichts bot, als daß wir fortan sagen konnten: wir sind auch einmal in einem Nonnenkloster gewesen und haben lebende Nonnen gesehen, welche sonst zu sehen nur priesterlichen und königlichen Augen gestattet ist. Sie unterrichten junge Mädchen nach von der Kirche vorgeschriebenen Lehrbüchern und halten sie auch zu allen für das Haus nöthigen Handarbeiten an.

Die Nonnen verlieren also die Zeit nicht in beschaulichem Müßiggang, sondern suchen sich nach Kräften nützlich zu machen, und das ist löblich. Vielleicht ist ihre Thätigkeit auch eine sehr segensreiche, allein darüber konnten wir kein Urtheil gewinnen bei einmaligem Besuche, der uns nur Gelegenheit bot, einige Schulhefte einzusehen und dann mehrere Stunden hindurch alle möglichen Handarbeiten zu betrachten, wie man sie überall findet, wo weibliche Hände beschäftigt sind, um für das Nothwendigste zu sorgen, denn daß im Kloster kein Luxus getrieben wird, versteht sich von selbst. Ich konnte es, mich mit poetischer Intuition in die Seelen der frommen Schwestern versetzend, ihnen auch nicht verdenken, daß sie die seltene Gelegenheit benutzten, einmal Alles ans Licht zu stellen, was sonst den Augen der Welt verborgen bleibt, — ich bedauerte nur, daß sie dies in einer Weise thaten, die auf Jeden von uns bald ermüdend wirken mußte. Wir wurden bis in die letzten Ecken und Winkel geführt und mit Allem bekannt gemacht, was irgend vor Männeraugen enthüllt werden durfte, allein es war nichts darunter, was ein klares Auge sonderlich zu fesseln vermochte. Von den Nonnen galt dasselbe wie von ihren Zimmern, Einrichtungen und Arbeiten, sie sahen alle sauber und solide genug aus, aber keine machte einen eigenartigen, bleibenden Eindruck. So waren wir denn froh, als wir bei einbrechendem Dunkel mit vor Müdigkeit schwankenden Beinen und flimmernden Augen die geweihte Stätte verlassen durften, um im Freien frische Luft zu athmen, die ich mit einer Gier einsog, als ob ich sie Jahre lang entbehrt hätte.

Herzerhebender und feierlicher als der Klosterbesuch bei den Benedictinerinnen gestaltete sich die Rückfahrt über den See nach Prien. Es war ein reiner, frischer Sommerabend, der allen Zauber vereinigte, den eine weitgestreckte Berglandschaft zwischen blitzendem Wasser und klarem Himmel zu bieten

vermag. Der Mond stand in voller Glorie im Süden, links von den Bergen, welche von einer Menge Freudenfeuer schimmerten und dabei selbst in einem lichten Dufte glänzten, als seien sie große Stücke, sammt allen durch die Nähe vergrößerten Sternen aus dem Himmel geschnitten und zum Theil auf die Erde, zum Theil ins Wasser gefallen.

Man hätte auch glauben können, auf dem Hochaltar des „Sonndachhorns" das alte Mithras-Feuer wieder aufflammen zu sehen, und auf den übrigen Karen, Kuppen und Kulmen das heidnische Sunwend- und das christliche Johannisfeuer, eines aus dem anderen entspringend, im Wesen immer dasselbe bleibend, durch die Jahrtausende und nur dem Namen nach wechselnd.

Unsere Augen schweiften von einem fernen Glanzwunder zum anderen, und das Spiel, welches der Mond mit dem feinen Duft trieb, der in seinem Glanze die Berge, Inseln und Uferlandschaft umwob, und mit den leichten Wölkchen, die versuchten, ihn zu verdunkeln, nicht zufrieden damit, in seinem Lichte zu schimmern, ließ alle holden und unholden Gestalten der alten Götter- und Sagenwelt vor uns aufsteigen und wieder verschwinden, während in unserer Nähe eine bunte Mannigfaltigkeit von Bildern aus lebensfrischer Gegenwart auftauchte. Eine Menge großer und kleiner Kähne umschwankte unser festlich geschmücktes Schiff; Tücher wurden geschwenkt, Fackeln geschwungen und Lieder gesungen. Augenscheinlich waren viele dieser Kähne dem Schiffe, welches den König trug, schon lange vorausgezogen und suchten sich ihm nun während der Rückfahrt zu nähern, um Sr. Majestät durch alle möglichen Freudenzeichen ihre Huldigung darzubringen; denn obwohl unser Dampfer, seinem etwas schwerfälligen Gefüge gemäß, die Wasserbahn mit einer gewissen officiellen Bedächtigkeit durchschnitt, so wäre es doch für größere wie

kleinere Nachen schwer gewesen, während der ganzen Fahrt auf gleicher Linie mit ihm zu bleiben.

Unter allen Fahrzeugen, welche uns in Sicht kamen, fesselte unsere Aufmerksamkeit am meisten eines von primitivster Einfachheit, ein sogenannter „Einbaum", in welchem eine Dame saß, die das Ruder mit merkwürdiger Behendigkeit führte, so daß es ihr gelang, eine geraume Weile zur Seite des Dampfers sich zu behaupten und durch ihre Geschicklichkeit und Ausdauer leichter gehende Kähne zu überflügeln. Sie machte den Eindruck einer eleganten, feingegliederten Erscheinung und erregte dadurch nur um so mehr unser Erstaunen über die Kraft, mit welcher sie ihren schwerfälligen Einbaum regierte. Es wurde hin- und hergerathen, wer wohl die geheimnißvolle, einsam rudernde Dame sein könne; allein Niemand vermochte das Räthsel zu lösen. Sie verschwand, während unsere Blicke, dem allmählich zurückbleibenden Einbaum folgend, unwillkürlich durch den unsäglichen Zauber gefesselt wurden, den der Mondenglanz über die fern aufragenden Berghäupter ausgoß.

Bei erfolgter Rückkehr nach Prien wurde Sr. Majestät wieder ein festlicher Empfang bereitet mit buntfarbigen, auf hohen Stangen getragenen Laternen, die zu der glänzend erleuchteten Kirche führten, wo eine besondere — ich weiß nicht mehr welche — Feierlichkeit stattfand. Auch die Liedertafel von Prien that ihr Bestes, um den Tag würdig zu schließen. Dann folgte noch das Souper mit gemüthlicher Unterhaltung, so daß wir erst spät ins Bett kamen. —

Am nächsten Morgen, 24. Juli, galt unser erster Ausflug dem hoch und herrlich gelegenen Schlosse Hohenaschau, welches erst vor Kurzem aus dem Besitz des Herrn von Leitner in den des Grafen von Bassenheim übergegangen war. In den großen herrschaftlichen Räumen sah es aus, als ob sie seit Jahrhunderten unbewohnt geblieben wären. Die alte Ein-

richtung war noch, bis auf die geringfügigsten Einzelheiten herab, vollständig erhalten, nichts Neues hinzugekommen und keine andere Beschädigung an den alten, kostbaren Möbelstoffen zu sehen, als welche der Hauch der Zeit und die Motten verübt hatten. Es machte am hellen Tage einen unheimlichen Eindruck, durch die hallenden Säle und Zimmer zu gehen, in welchen ein feiner, durchdringender Modergeruch sich hartnäckig gegen den frischen Luftzug behauptete, der durch einige vom Schloßverwalter geöffnete Fenster hereindrang.

Das verödete Schloß schien seit langer Zeit von den wechselnden Besitzern nur als unbenutztes Anhängsel und äußeres Schaustück des großen Güterkomplexes, dessen Krone es bildet, behandelt worden zu sein. Nichts fehlt ihm bei seiner herrlichen, großartige Fernblicke in die schönsten Theile des Gebirges erschließenden Lage als frisches, fließendes Wasser in der Nähe, um es zu einem verlockenden Sommeraufenthalte zu machen.

Von Hohenaschau brachen wir nach dem weniger großartigen, aber in englischem Geschmack komfortable eingerichteten Schlosse Niedernfels auf, bei dessen Herrin, der Frau Generalin von Hunoldstein, das Diner eingenommen wurde. Bei dieser Dame, einer geborenen Engländerin, fanden wir auch ihre Mutter und Schwester, die von London zum Besuch gekommen waren. Ich hatte die Mutter zur Tischnachbarin und gerieth mit ihr bald in eine sehr lebhafte Unterhaltung, da sie in mir den rechten Mann gefunden zu haben glaubte, sie in einem Punkte zu verstehen, für welchen damals noch sehr wenigen Menschen das Verständniß aufgegangen war. Es handelte sich nämlich um den Krimkrieg, der durch den Vertrag von Paris zwar für die streitenden Großmächte schon seinen papierenen Abschluß gefunden hatte, aber für Mylady noch fortdauerte, da die englischen Zeitungen ihren Gemahl in langen Artikeln mit als einen der Männer angegriffen, denen die

Schuld beizumessen sei, daß in der Leitung und Verpflegung des englischen Heeres so Vieles faul gewesen. Mylady suchte diese Angriffe, soweit dieselben ihren Gemahl betrafen, als völlig halt- und grundlos nachzuweisen, gab hingegen als ihre wohlbegründete Meinung zu erkennen, der ganze Krimkrieg sei faul gewesen, und Lord Palmerston habe durch seine große Mitschuld daran ein Unheil über England heraufbeschworen, welches kommende Geschlechter noch weit schmerzlicher empfinden würden als das gegenwärtige, in bornirtem Parteigetriebe politisch gänzlich verdummte Geschlecht, das den abenteuernden alten Palm immer noch als einen großen Staatsmann bewundere.

Hierin stimmte ich mit Mylady vollkommen überein und erklärte ihr, warum ich den Krimkrieg, in welchem England eine so klägliche Rolle gespielt, als eines der größten Monstreverbrechen betrachte, davon die Geschichte erzählen könne, da er ein bloßer Scheinkrieg gewesen sei, in welchem hunderttausend Menschenleben geopfert wurden zu dem einzigen Zweck, den Ehrgeiz des dritten Napoleon zu nähren und seinen Thron mit einem kriegerischen Nimbus zu umgeben.

Damals fanden solche Ansichten noch wenig gläubige Ohren; erst seit den neuesten Menschenschlächtereien im Orient haben sie angefangen, sich Bahn zu brechen.

Mylady war über die Sachlage wohl unterrichtet, da sie die Schriften Urqhuart's gelesen hatte, des einzigen Engländers, der die orientalische Frage von vornherein klar durchschaute und die richtigen Mittel zu ihrer Lösung an die Hand gab, weshalb er denn auch für einen Narren gehalten wurde, wie das so manchem überlegenen Geiste geschehen, dessen Blick über seine Zeit hinausreichte. Denn die überlegene Einsicht des Einzelnen vermag nichts gegen den Wahn der Menge, die immer und überall bloß dem scheinbaren Erfolge und der Macht huldigt, gleichviel ob diese errungen worden auf dem stillen

Gebiete der Wissenschaft und Kunst oder im lärmenden Getriebe der politischen Parteien, welche durch Vernunftgründe nie einander überzeugen. —

Von der Politik kamen wir im Verlauf der Tafelsitzung auf ein anderes Thema. Meine Nachbarin hatte sich zuerst in französischer Sprache mit Sr. Majestät unterhalten; als sie aber bemerkte, daß dem Könige auch das Englische geläufig sei, zog sie dieses vor, da sie meinte, den Engländern gehe das Französische doch nicht so glatt von der Zunge wie anderen Völkern, und besonders den slavischen, welche eine besondere Begabung zu haben schienen, sich fremde Sprachen mit allen ihren Feinheiten anzueignen. Ueber die Vorzüge und Vortheile solcher Begabung und Aneignung gaben sich nun verschiedene Ansichten kund, und die meinige ging dahin, daß es zwar eben so nützlich wie angenehm sei, sich in fremden Sprachen unterhalten zu können, daß jedoch diese Fähigkeit häufig sehr überschätzt werde, indem sie, von einem höheren Gesichtspunkte aus betrachtet, weniger an sich werthvoll sei als durch die Art, wie man sie errungen. Wenn z. B. Kinder reicher Eltern durch Bonnen und Gouvernanten verschiedener Nationen zu gleicher Zeit drei oder vier Sprachen spielend lernen, so können sie damit wohl Parade machen, auch später Nutzen daraus ziehen, aber die eigentliche Geistesbildung wird durch solche Aneignungen um kein Haar breit gefördert, vielmehr gründlich geschädigt, wenn die Erziehung und häusliche Gewöhnung derartig ist, daß eine fremde Sprache die heimische in den Hintergrund drängt. Denn in diesem leider noch so häufig vorkommenden Falle wird wohl eine bessere Kenntniß der fremden Sprache als der heimischen erreicht, aber doch keine so innige Vertrautheit mit jener, wie man mit dieser gewonnen haben würde, wenn man ihr vorzugsweise seine Aufmerksamkeit zugewendet hätte.

Als Belege für diese Behauptung konnte ich eine ganze Reihe namhafter Münchener Häuser anführen, in welchen Französisch die übliche Umgangssprache sowohl zwischen Eltern und Kindern, wie auch im geselligen Verkehr war, während das Deutsche nur so nebenher, gleichsam als Bedientensprache, behandelt wurde und sich in manchem aristokratischen Munde auch so ausnahm. Doch ist seit der Zeit, von welcher ich hier rede, nun schon eine lange Reihe von Jahren verflossen, und der Aufschwung, den Deutschland inzwischen im großen Ganzen als vereinigtes Reich genommen, wird wohl auch die Sprache der Lessing, Goethe und Schiller zu höherem Ansehen in den Kreisen gebracht haben, in welchen sie früher nur eine untergeordnete Rolle spielte.

Unter-Wessen. Kössen. Waidring. Lofer. Die Schwarzenbergklamm. Beim Symposion im Gasthause von Unken.

Vom Hunoldstein'schen Schlosse brachen wir bei regendrohendem Himmel nach Unter-Wessen, im sogenannten Kössener Achenthale gelegen, auf, wo ich mit heftigen Kopfschmerzen ankam, so daß mir nichts im Gedächtniß geblieben als die auf den Bergen zu Ehren des Königs angezündeten Feuer. Wir übernachteten in einem vortrefflichen Wirthshause und setzten am folgenden Morgen, Sonntag, 25. Juli, unseren Weg nach Kössen fort, einem auf österreichischem Grund und Boden gelegenen freundlichen Dorfe, wo wir schon einmal Halt gemacht hatten. Der Himmel war bedeckt, die Luft schwül; die meisten Berge lagen in Wolken und Nebel gehüllt; strichweise rieselte auch ein feiner Regen hernieder, und so geschah es, daß wir auf dem zum Reiten etwas schwierigen Wege von den Herrlichkeiten der Alpenwelt, die er sonst in abwechselungsreicher Fülle erschließt, diesmal wenig zu sehen bekamen.

Nach einiger Rast brachen wir von Kössen auf, um vor einbrechender Dunkelheit noch Waidring zu erreichen, wo wir Abends um sieben Uhr eintrafen und uns sofort zu Fuß

auf den Weg nach dem Piller-See machten, ohne jedoch ganz hinzugelangen, da der anfangs gutes Wetter verheißende Himmel sich bald wieder verdunkelte und sein Gewölk dann in ein Regenschauer auflöste, der uns zur Rückkehr zwang. Nichtsdestoweniger bot unsere Wanderung Hochgenüsse, die uns für alle Anstrengungen des Tages überreich belohnten. Zuerst sahen wir auf den bis zu achttausend Fuß ansteigenden Gipfeln des Breithorn, Flachhorn und Rothhorn ein so zaubervolles Alpenglühen, wie sich Keiner von uns erinnerte, je eines gesehen zu haben.

Ebenbürtig schildern läßt sich dieser Lichtzauber nicht, in welchem die starren Häupter der Berge plötzlich wie durchsichtig erscheinen und ihr Antlitz mit einem so reinen, rosig verschwimmenden Glanze übergossen, daß man ihn nur mit dem holdseligsten Erröthen feiner jungfräulicher Wangen vergleichen kann. Alle Lichtwunder des Tages und der Nacht kommen der einsamen und seltenen Herrlichkeit des abendlichen Alpenglühens, wie wir es gesehen, nicht gleich. Diese herzerhebende Herrlichkeit dauert nicht so lange und wirkt nicht so überwältigend wie ein schönes Morgen- oder Abendroth, aber in ihrer begrenzten Uebersichtlichkeit bleibt sie dauernder in der Erinnerung.

Als das Alpenglühen verschwunden war, führte uns der Weg durch eine hohe Felsenschlucht, deren Rinnsal der in seinem ungestümen Lauf hochaufschäumende, mit wellentrotzendem Gestein kämpfende Gießbach so gewaltig rauschend durchströmte, daß die phantastisch geformten Felsen davon zu erbeben schienen; ja einige dieser Kolosse sahen bei der zweifelhaften Beleuchtung förmlich wie versteinerte Riesen aus, die, plötzlich wieder zum Leben kommend, drohend aus dem Hinterhalt vorsprangen.

Rauschender Regen mischte sich bald mit dem rauschenden

Gießbach, und ganz durchnäßt kamen wir in Waidring wieder an, wo, nachdem wir die Kleider gewechselt, noch spät ein Symposion gehalten wurde. Ich weiß jedoch nicht mehr, wovon dabei die Rede war.

Am folgenden Morgen, 26. Juli, fuhren wir bei etwas klarerem Himmel, der auch in der „gemeinen Deutlichkeit der Dinge" viel Großes und Schönes erkennen ließ, dem herrlichen Saalachthal entgegen, nach Lofer, einem durch seine Lage vorzugsweise begünstigten Dorfe, dem Freunde der Alpenwelt reiche Augenweide zu bieten. Von der tief im Thalgrunde bei starkem Gefälle, oft gehemmt durch mächtige Felsblöcke, wild einher brausenden Saalach bis hinauf zu den von Schnee schimmernden Häuptern der hohen Berge, welche den Ort an allen Seiten umragen, wechselt ein schönes Bild mit dem anderen.

Unser nächstes Ziel war die Schwarzenbergklamm, auch Unkener Klamm genannt. Die erste Hälfte des einigermaßen beschwerlichen Weges dahin wurde zu Pferde, die zweite zu Fuß zurückgelegt. Am Eingange schoben sich uns imposante rothe Felswände entgegen, durch welche der tobende Gießbach sich wildschäumend hindurchdrängte; aber das Eigenthümliche der Klamm zeigte sich erst, als wir den höchsten zugänglichen Punkt erstiegen hatten und uns nun inmitten eines großen, phantastisch gewundenen, aus unterirdischer Tiefe hochaufsteigenden Felsensaals befanden, in unbeschreiblich wunderlichen Formen ausgehöhlt und zusammenhängend gebildet. Das unheimliche Rauschen des wilden Bergwassers unten, der verworrene Widerhall dieses Rauschens von den blankgewaschenen, zerklüfteten, theilweise mit Flechten und Moos bekleideten Wänden ringsum, der spärlich durch die Spalten der oben zusammengeklemmten Felsen eindringende Lichtschimmer, der nur das Nächste einigermaßen deutlich erkennen ließ und auch dieses in den launenhaftesten Formen zeigte, so daß die vielfach

durchbrochenen und aus einander geschobenen Felswände bald muschelförmig, bald wie zertrümmerte Kuppeln und Säulen, bald wie urweltliche Riesenthiere vorsprangen: Alles vereinte sich, die Sinne zu betäuben und die einbildsamen Kräfte in Aufregung zu bringen.

Nachdem wir uns satt gestaunt hatten an den phantastischen Gestaltungen dieses Stücks Unterwelt, wo Berg- und Wassergeister Alles im Groben vorgebildet zu haben schienen, was Luft- und Lichtgeister in feineren Formen schaffen, stiegen wir in die Oberwelt zurück, anfangs geblendet von der Sonne, aber doch angenehm berührt von ihrer Wärme nach der feuchtkalten Luft, die wir unten geathmet.

In einem dicht über der Klamm gelegenen Jägerhause wurde dinirt, und dann bestiegen wir in bester Laune die inzwischen vorgeführten Pferde, um nach dem drei Stunden entfernten Unken zu reiten, wo wir in der neunten Stunde Abends eintrafen.

Die Ortschaften, wo wir gerastet, die Wege und Pässe, die wir durchzogen, weckten lebhafte Erinnerungen an die heldenmüthigen Kämpfe der Tiroler im Jahre 1809, so daß die Unterhaltung sowohl unterwegs wie auch Abends bei den Symposien sich wiederholt darum drehte. War es doch im Saalachthale, wo die Baiern im October des verhängnißvollen Jahres die immer siegreich gewesenen, aber durch ein überlegenes Heer umgangenen und überraschten Schaaren Speckbacher's bei Unken und Melleck, denselben Orten, denen wir entgegenritten, zurückschlugen, um nach dem Unterinnthale vorzudringen. Speckbacher's Sohn, der tapfere Anderl, wurde gefangen genommen, und der Vater entrann nur mit Noth dem gleichen Schicksale. Danach mußte auch Haspinger seine Stellung am Luegpaß aufgeben, und das nordöstliche Tirol stand den Baiern offen.

Ende September hatte Kaiser Franz dem wackeren Andreas Hofer, der als Obercommandant des durch ihn dreimal befreiten Heldenvolkes auf der Burg in Innsbruck so schlicht und einfach lebte, wie er als Passeyrer Sandwirth gelebt, eine ansehnliche Geldsumme und dazu die große Ehrenmedaille mit der goldenen Kette geschickt, gleichsam als — von allen Tirolern mit Jubel begrüßte — feierliche Bestätigung seiner selbsterrungenen Stellung und alles dessen, was er gethan, um sie zu erringen. Und am 14. October wurde in Wien der Friedensvertrag mit Frankreich abgeschlossen, der alles Geschehene ungeschehen machen und Tirol den hinausgeschlagenen Franzosen und Baiern wieder preisgeben sollte, nachdem Napoleon hinlängliche Heeresmassen zusammengebracht, um jeden Widerstand des von Oesterreich verlassenen, braven Volkes zu brechen, das in seinen Befreiungskämpfen Thaten vollbracht, den ruhmreichsten ebenbürtig, davon die Weltgeschichte zu erzählen weiß. König Max bebte vor den betrübenden Erinnerungen nicht zurück, welche sich an diese Thaten für Oesterreich und für Baiern knüpften. War er doch schuldlos daran und einer von den seltenen Fürsten, die aus der Geschichte zu lernen wissen.

Beim Symposion, welches noch spät im Gasthause von Unken stattfand, kam die Rede bald auf andere Dinge. Auf dem Tische stand ein Blumenstrauß. Es waren darunter prächtige helle Rosen und dunkelblaue Genzianen.

„An diesen Blumen," sagte der König, sie mit Wohlgefallen betrachtend, „würde man doch vergebens nach einem Makel suchen; sie sind vollendet in sich und müßten, wenn sie sprechen könnten, mit sich zufrieden sein, aber wo ist ein Mensch, der von sich dasselbe sagen kann?"

„Ich glaube, daß es Menschen genug giebt, die mit sich zufrieden sind," sagte A., „aber ich bezweifle, daß dies kluge Menschen sind. Die Dummen sind meist alle mit sich zufrieden."

„Die Eitlen auch," warf B. ein.

„Danach wäre Dummheit und Eitelkeit ein Glück, da Zufriedenheit die Quelle des Glückes ist," bemerkte C.

„So müßten die Menschen denn, um zur Quelle des Glückes zu gelangen, sich ernstlich der Dummheit und Eitelkeit befleißigen," sagte D.

„Das würde bei Vielen ein vergebliches Bemühen sein, da Beides aus Naturanlagen erwächst, die nicht Jedem gegeben sind," entgegnete C.

„Folglich können nicht alle Menschen glücklich werden, aber die Dummen haben das meiste Talent dazu, wenn auch kein Weiser sie darum beneiden wird. Uebrigens haben wir schon früher festgestellt, daß Glück ein sehr unbestimmter Begriff ist, bei welchem sich Jeder Anderes denkt," sagte A.

„Die Herren sind von meiner Frage weit abgesprungen," bemerkte der König lächelnd, „es ist von Glück gar nicht die Rede gewesen; sie drückte nur den Zweifel aus, daß es Menschen gebe, welche dem Begriff von Vollkommenheit so entsprechen wie die Blumen. Mir schwebte dabei dunkel ein Ausspruch von Victor Cousin vor, der das Streben nach dem Unendlichen als einen unvertilgbaren Grundzug der Menschennatur setzt und als ihr unterscheidendes Merkmal von allem Anderen bezeichnet, was auf Erden athmet. Nun schließt aber das Streben nach dem Unendlichen, als ein stets wirksamer Sporn zu allem Fortschritt in Kunst und Wissen, nothwendig ein stetes Unbefriedigtsein in sich; denn da es in diesem Leben nichts Unendliches giebt, so kann es der Mensch hier auch nicht erreichen. Er kommt folglich nie zu dem letzten Ziele, welches er sich selbst setzt, sondern nur zu dem, welches ihm durch den Tod gesetzt wird."

„Dagegen läßt sich nichts Stichhaltiges einwenden," sagte A., „und es ergiebt sich daraus von selbst die Unfähigkeit des

Menschen, ein so vollendetes Dasein zu gewinnen, wie die Blumen in ihrer Art —"

„Oder auch die Thiere!" warf B. ein.

„Gewiß können wir die Thiere mit einschließen," fuhr A. fort; „eine Nachtigall, eine Schwarzdrossel, ein Buchfink, die uns durch ihren Gesang bezaubern, sind so vollendet in sich wie Blumen. Wir bewundern auch Raubthiere, die zu voller, freier Entfaltung ihrer Kraft und Schönheit gelangt sind, wie Adler, Tiger, Löwen u. s. w. Ja die Menschen haben von jeher, soweit unser Wissen zurückreicht, Thieren aller Art, gleichwie den Blumen, theils göttliche Ehren erwiesen, theils sonst in mannigfaltigster Weise gehuldigt, vor Allem dadurch, daß sie den Auserwähltesten unter sich Eigenschaften und Namen von Blumen und Thieren beilegten."

„Danach wären also die Thiere höhere Wesen als wir, und auch die Blumen ständen über uns," sagte B.

„So ist's nicht gemeint," engegnete A., „beide erreichen den vollen Zweck ihres Daseins nur durch die ihnen von der Natur gezogene Entwicklungsschranke, über welche sie nicht hinaus können. Sie sind in ihrer Art nur vollendet, weil sie sich den immanenten Naturgesetzen gemäß entfalten müssen und sonach nicht anders werden können, als sie sind. Das Reh kann nicht sagen: Ich bin gewillt, ein Bösewicht zu werden! Der Tiger kann nicht Lammesnatur annehmen und die Rose kein Gift hauchen. Der Mensch aber hat bis zu einem gewissen Grade Freiheit der Wahl, aus sich zu machen, was er will, und vermöge dieser Freiheit der Wahl kann er sich hoch über das Thier erheben, aber auch tief unter das Thier herabsinken."

„Große Philosophen haben die Willensfreiheit des Menschen geleugnet," sagte B.

„Die absolute Willensfreiheit", entgegnete A., „aber nicht

die bedingte, von welcher ich rede, und welche kein vernünftiger Mensch leugnen kann. Die Pflanze zieht nur solche nährende Kräfte an sich, welche ihr eigenartiges Wachsthum und Gedeihen fördern; dieselbe Erdkrume, aus welcher Schierling, Bilsenkraut, Belladonna, Alraun und Eisenhütchen ihr Gift saugen, giebt der Rose ihren süßen, der braunen Nelke ihren hirnklärenden, dem Jasmin seinen betäubenden Duft. Der junge Schwan, der eben aus dem Ei geschlüpft, weiß sich gleich im Wasser zurechtzufinden, als ob es ihm schon von Alters her bekannt wäre; ein neugeborenes Hündlein oder Kätzlein kann man auf einen Tisch setzen, und es wird nicht herunterfallen, während ein Kind in gleicher Lage, auch wenn es schon mehrere Monate alt ist, nichts Eiligeres zu thun haben wird, als herunterzupurzeln. Sobald ein Thier die Fähigkeit erreicht hat, sich selbst zu ernähren, wird es immer nur nach ihm zuträglicher Nahrung suchen, seinem ‚Instincte‘ folgend (wie wir alles im Thiere uns Beschämende zu nennen pflegen, was wir nicht zu erklären wissen), während selbst der erwachsene und geistig ausgebildete Mensch keineswegs immer Nahrung sucht, die ihm zuträglich ist."

„Das thun die Thiere auch nicht, denn sonst würden sie sich nicht durch Gift tödten lassen," fiel C. unterbrechend ein.

„Das Gift gehört nicht zu der Nahrung, welche sie suchen," berichtigte A., „sondern es wird von Menschen dieser Nahrung erst beigemischt oder ihr ähnlich bereitet. Und in dieser Kunst: sich selbst, seines Gleichen und ebenso Thiere zu vergiften, hat es mancher Mensch zu großer Meisterschaft gebracht."

„Aber doch auch in der Kunst, aus Giften Heilmittel zu bereiten," warf B. ein.

„Auch darin," fuhr A. fort, „wie überhaupt in der Uebung alles Schlechten und Guten. Die giftigen Schlangen und

Gewächse können nichts dafür, daß sie so geschaffen sind; der Mensch aber ist für seine Thaten verantwortlich, und nicht für diese allein, sondern auch für die Quellen, denen sie entspringen, d. h. für seine natürlichen Anlagen."

„Das scheint mir doch zu weit zu gehen!" rief C., „denn für schlechte Anlagen, welche die Natur dem Menschen einpflanzt, kann dieser so wenig verantwortlich gemacht werden wie für ein verkürztes Bein, einen Buckel oder sonst dergleichen Regelwidriges, was sie ihm mit auf den Lebensweg giebt."

„Und dennoch ist es so," entgegnete A., „denn gleichwie der Mensch es dahin bringen kann, Gifte in Heilmittel zu verwandeln, so kann er auch seine schlechten Anlagen veredeln, Trübes in sich klären, ja böse Triebe durch starken Willen ganz unterdrücken bei der Einsicht, daß sie ihn verderben würden, wenn er sie fortwuchern ließe."

„Das leugnet eben die Philosophie," warf C. ein, „welche den eingeborenen Charakter des Menschen für unveränderlich und das Böse darin für unausrottbar erklärt."

„Nicht die Philosophie leugnet es," erwiderte A., „sondern nur dieser oder jener Alles auf die Spitze treibende Querkopf, der sich für einen Philosophen hält. Wer von uns hat nicht in der Jugend sogenannte Taugenichtse gekannt, an denen Hopfen und Malz verloren schien, und die doch mit der Zeit durch äußere Zucht wie Einkehr in sich selbst, durch Noth, Beispiel und gute Lehre zu tüchtigen Männern herangewachsen sind! Nicht allen mit schlimmen Anlagen geborenen Menschen gelingt es, jene zu überwinden, theils weil sie zu träge sind, den Kampf dagegen ernsthaft durchzuführen, theils weil sie verführerischen äußeren Einflüssen mehr folgen als der inneren Stimme, die Jedem das Rechte zuruft — aber allen ist die Fähigkeit zur Selbstveredlung gegeben. Wie der Mensch durch wachsende Erkenntniß unveränderlicher Naturgesetze Pflanzen und Thiere

veredeln kann, so kann er ein Gleiches an sich thun, wenn auch durch andere Mittel und in einem anderen Sinne. Denn die Veredlung der Pflanzen und Thiere hat es wesentlich mit deren physischer Beschaffenheit zu thun, die Veredlung des Menschen dagegen mit seiner geistig-sittlichen Beschaffenheit. Er kann, belehrt durch die Naturwissenschaft, genau die Stoffe und sonstigen Bedingungen ermitteln, deren Pflanzen und Thiere zu ihrer gedeihlichen Ernährung bedürfen, und er kann davon auf sich selbst Nutzanwendung machen, denn die Phosphorsäure, der Kalk, die Alkalien, welche nothwendige Bestandtheile der Samen und Säfte aller Pflanzen bilden, kommen auch im Blute und in den Organen aller Thiere vor und ebenso im Blute des Menschen. Der Ernährungsprozeß muß also bei allen lebendigen Organismen darauf abzielen, diese Grundbedingungen des Lebensbestandes zu erneuern. Pflanzen und Thiere verfahren dabei, ihren Naturtrieben folgend, durchaus zweckmäßig, indem sie von dem ihnen zur Nahrung Gebotenen nur das ihnen wirklich Zuträgliche in sich aufnehmen. Daß hingegen der Mensch in der Freiheit seiner Wahl nicht immer zweckmäßig verfährt, bedarf keines Beweises, da Jeder, ohne Ausnahme, das hinlänglich an sich selbst erfahren. Am anschaulichsten stellt sich der naturgemäße Entwicklungsgang in der Pflanze dar. Durch Darbietung der richtigen Menge aller zu ihrer Ernährung nothwendigen atmosphärischen und tellurischen Nahrungsmittel in der gehörigen Zeit und Beschaffenheit wird die Pflanze mit Sicherheit zu vollendeter Entwicklung gebracht. Der zu Höherem angelegte Mensch aber erreicht einen ähnlichen Zustand der Vollendung nie, da bei ihm hierzu auch die denkbar günstigste physische Ausbildung nicht genügt und sein überwiegend geistiges Leben auf das Unendliche gerichtet ist, also in der irdischen Endlichkeit nicht zur Vollendung kommen kann. Hieraus erklärt sich nun der scheinbare Wider-

spruch, daß der Mensch, obgleich hoch über Allem stehend, was die Erde Lebendiges aus und auf sich werden und wachsen sieht, doch in Gebilden des Thier- und Pflanzenreiches eine Vollkommenheit bewundert, die ihm selbst versagt bleibt."

Der König nickte zustimmend, was B. nicht abhielt zu äußern, daß er Vieles gegen die Erklärung einzuwenden habe.

„Was zum Beispiel?" fragte Se. Majestät.

„Vor Allem kann ich die vorausgesetzte Allgemeingültigkeit der darin aufgestellten Sätze nicht zugeben," erwiderte B. „Ich habe schöne Mädchen und Frauen gekannt, die mir eben so vollkommen erschienen in ihrer Art, als irgend welche Blumen, und meine Bewunderung in weit höherem Grade erregten, als alle Blumen zusammengenommen, obgleich ich ein großer Blumenfreund bin. Und wie mir wird's wohl vielen Menschen gehen, vielleicht den meisten, wenn sich auch die wenigsten darüber klar werden; denn der Schein täuscht hier sehr. Die Bewunderung, welche menschliche Schönheit erweckt, ist nicht immer begehrungslos und hat dann leicht eine Unruhe und Erregung zur Folge, von welcher man bei der Bewunderung schöner Blumen frei bleibt, deren Duft und Wohlgestalt uns labt und erfreut, ohne ein Gefühl der Eifersucht oder peinlichen Mißbehagens aufkommen zu lassen, wenn Andere unseren Genuß theilen. Und dieser erquickliche Frieden, der aus den Blumen athmet, diese leidenschaftslose Ruhe, die uns bei ihrem Anblick überkommt, macht, daß man auch die Schönheit ihrer Formen und Farben leicht überschätzt, welche doch nie auch nur entfernt an menschliche Schönheit heranreicht. Den untrüglichsten Beweis dafür liefert die Kunst, welche uns das Wesen der Dinge zeigt und uns dadurch den richtigen Maßstab für ihren Werth giebt. Denken wir uns die schönsten Blumen, von Meisterhand gemalt, und daneben das ebenfalls von Meisterhand gemalte Bild einer schönen Frau, oder eines lieb-

lichen Kindes, oder eines männlichen Charakterkopfes, der gar nicht schön zu sein braucht: wer wird da viel nach den Blumen sehen? Ihr Wesen kann durch die Kunst nicht zu vollem Ausdruck gebracht werden, wie das Wesen des Menschen; sie entzücken uns nur in greifbarer Nähe und reizvoller Frische; ihre Seele liegt in ihrem Dufte, den kein Bild festhalten kann, wie die Seele des Menschen, welche sich im Auge spiegelt. Darum hinterlassen sie auch keine bleibende Erinnerung wie ein schönes, liebes oder charakteristisches Menschengesicht, und so ist die Königin der Blumen, die Rose, in erster Frische wohl werth, als Haar- und Busenschmuck einer weiblichen Schönheit zu dienen, aber doch nie würdig, ernsthaft mit dieser verglichen zu werden."

„Das Alles geb' ich gern zu," entgegnete A. lächelnd, „allein ich kann darin nur eine ergänzende Ausführung eines Theiles meiner Bemerkung finden, keineswegs eine Widerlegung derselben, denn die hohe Ueberlegenheit des Menschen über alles im Thier- und Pflanzenreich Athmende bildete ja die Voraussetzung meiner Erörterungen. Ich habe ausdrücklich hervorgehoben, daß die Erfordernisse einer Pflanze oder eines Thieres, um zu vollendeter Entwicklung zu gelangen, bloß physischer Natur sind, während der Mensch, in seinem Streben nach Vervollkommnung, wesentlich von geistig-sittlichen Einflüssen abhängt. Dieses Streben ist auf das Unendliche gerichtet, und darum kann der Mensch nie damit zu Ende kommen. Hier reißt der Tod in der Hand des Einen einen mühsam gesponnenen Faden ab, den ein Anderer wieder aufnimmt, um ihn weiterzuspinnen. Dem Zweiten geht's wie dem Ersten: er kommt nicht zu Ende mit seiner Arbeit, die nach seinem Tode ein Dritter fortsetzt — und so weiter in endloser Reihenfolge! Da nun selbst die Höchststrebenden und Glücklichsten unter den Menschen — deren große Mehrzahl, durch die Sorge

um das tägliche Brot gedrückt und verkümmert, gar nicht zur Entfaltung ihrer geistigen Schwingen kommt — häufig Stunden der Entmuthigung haben — denn der höchste Flug ermattet am meisten — bei der Einsicht, daß sie ihr Ziel nie erreichen können, so suchen sie vorzugsweise Erfrischung und Erquickung im Frieden der Natur, in deren vollendeten Gebilden sie bewundern, was ihnen selbst versagt bleibt: erreichte Ziele, wenn auch nur in flüchtiger Erscheinung. Für tiefer denkende Geister bietet sich hier Stoff zu den fruchtbarsten Betrachtungen. Sie finden, daß der Mensch oder die Menschheit in ihren verschiedenen Abstufungen gleichsam einen Auszug von Allem bildet, was in den mannigfaltigsten Erscheinungsformen auf Erden athmet, so daß, während jede Thier- und Pflanzenart ihre bestimmten Merkmale und Eigenschaften hat, welche sie von anderen unterscheidet, und wonach man auf ihren Charakter schließen kann, dies bei dem Menschen nicht zutrifft, da sich oft die widerspruchvollsten Eigenschaften in ihm vereinigen und sein Verhalten unberechenbar machen. Aber auch hiervon abgesehen, zeigt fast jeder Mensch einen vorspringenden Zug in seiner Gesichtsbildung oder in seinem ganzen Wesen, welcher an irgend ein Thier oder Gewächs erinnert. Ich brauche Beweise hierfür kaum anzuführen, da sie sich Jedem von selbst aufdrängen, nicht bloß aus den herkömmlichen poetischen Vergleichen holder Mädchen mit Rosen, Lilien und Veilchen, gespreizter Damen mit Pfauen, knorriger, stämmiger Männer mit Eichen u. s. w., sondern auch aus dem Volksmunde, welcher meist das Richtige trifft, wenn er diesen Menschen als eine Schlange, jenen als einen Wolf, den als ein Schaf, den als einen Fuchs, den als einen Esel u. s. w. bezeichnet. Es giebt in jeder größeren Versammlung Individuen, bei deren Anblick man sich unwillkürlich sagt: welch' ein Stierkopf! welch' ein Mopsgesicht! welche Affenfratze! u. s. w. Man findet Gesichter, die an Eulen, an

Katzen, Tiger, Löwen und Bären erinnern, aber auch solche, die uns die herrlichsten griechischen Götterbilder und die Madonnen eines Rafael und Murillo ins Gedächtniß rufen. Man könnte hieraus, noch bündiger als die Affentheorie ihre Sätze vom Ursprung des Menschen begründet, den Schluß ziehen, daß Gesichtsbildung und Ausdruck des Menschen nach Maßgabe ihrer Aehnlichkeit mit Erscheinungen aus dem Thierreiche, auch durch entsprechende Triebe und Eigenschaften bedingt werde, — wenn nicht die Erfahrung lehrte, daß mancher Kopf hinter dem Antlitz eines Jupiter ein Eselshirn birgt, daß manches Madonnengesicht nur die Maske der niedrigsten Leidenschaften ist, während man oft hinter plumpen, gemeinen Zügen die Werkstätte der edelsten und erhabensten Gedanken findet. Wohl kommt es auch vor, daß der Genius sich in ebenbürtiger Hülle offenbart, wie bei einem Rafael, Byron, Goethe; aber als Regel ist es nicht festzustellen. Wäre nach dem Aeußeren des Menschen immer auf sein Inneres zu schließen, so müßten wir die vollendetsten Individuen im Circus bei den Kunstreitern, Seiltänzern und Luftspringern suchen." —

„Man kann," fiel B. ein, während A. seine Zunge durch einen Schluck Wein anfrischte, „man kann von Kunstreitern, Seiltänzern und Luftspringern nichts Anderes verlangen, als was innerhalb ihrer Sphäre liegt; leisten sie hierin nun bei schönem Ebenmaß der Gliederung und Haltung das Höchste, so sind sie in ihrer Art vollkommen und verdienen ob dieser Vollkommenheit unsere Bewunderung in weit höherem Grade als irgend eine Blume, die ohne Anstrengung geworden, was sie ist, oder auch als schöne Tiger und Löwen, die nur Sprünge machen, welche die anderen Tiger und Löwen auch machen können. Und somit hinkt Ihr Vergleich."

„Lassen wir ihn hinken!" erwiderte A., „Byron hinkte auch, aber nicht sub specie aeterni, wie ich die Sache gemeint

habe, indem ich von dem stets unbefriedigten Streben des Menschen nach dem Unendlichen sprach, welches ihn zu einem Zustande der Vollkommenheit hienieden nicht gelangen läßt —"

„Und ihn also auf ein Jenseits verweist?" warf C. fragend ein.

„Darüber heute noch zu philosophiren, bin ich zu müde," sagte A., sein Glas austrinkend. — Wir waren Alle einigermaßen müde, und die Sitzung wurde aufgehoben.

Von Unken über Jettenberg in die Ramsau. Schwarzbach-wacht. Berchtesgaden. Schluß der Reise.

Am folgenden Morgen, 27. Juli, wurde früh aufgebrochen, da wir am Abend noch das Ziel unserer Reise, Berchtesgaden, erreichen sollten. Se. Majestät war schon früher auf als wir Anderen, um, nach Erledigung einiger dringenden Geschäfte, sich den Eindrücken des Tages mit freiem Sinne hingeben zu können. Der König hatte bis neun Uhr zu arbeiten, ließ uns aber schon um sieben Uhr vorausfahren, um dem General v. d. Tann Gelegenheit zu geben, dessen in Reichenhall weilende Gemahlin zu besuchen. Officiel sollte der Ort umgangen werden, da Se. Majestät den letzten Reisetag möglichst im Freien zu verbringen wünschte. Nach der getroffenen Bestimmung hatten wir eine Viertelstunde vor Reichenhall Halt zu machen, um die Pferde verschnaufen und füttern zu lassen, mit welchen der König dann seine Fahrt nach einem anderen Standorte, hinter Reichenhall, fortsetzen wollte, wohin Reitpferde vorausgeschickt waren, die uns, wieder vereinigt, weiter tragen sollten.

Der Morgen ließ sich so verheißungsvoll an, als ob er den letzten Tag unserer Reise zugleich zum schönsten machen

wollte. Dem entsprach auch die herrliche Landschaft. Der für die Pferde einigermaßen mühsame Weg schlängelte sich, durch rauschendes Wildwasser belebt, bald zwischen hohe, mächtige Felswände hindurch, welche steil aufstiegen wie senkrechte Mauern, bald an grünen Bergen und duftigem Nadelgehölz vorüber, dahinter das Auge wieder majestätische Felsgrate und Spitzen erspähte.

Nach zweistündiger Fahrt vor Reichenhall angekommen, besuchten wir den stattlich im Kranze hoher Berge gelegenen Badeort zu Fuß, aber uns bald auf schattenlosen Wegen trennend, da Jeder ein besonderes Ziel verfolgte. Das meinige führte mich raschen Schrittes in die etwas entfernt gelegene Villa des Dr. v. Noodt, eines alten Freundes aus dem Kaukasus, welcher, nachdem er dort als Stabsarzt zwanzig Jahre hindurch die Feldzüge mitgemacht, sich für den Rest seines Lebens in Reichenhall niedergelassen hatte. In seiner und seiner liebenswürdigen Frau Gesellschaft, wozu noch eine Freundin aus Curland kam, die mit ihrem Bruder, dem Oberst von Dorthesen, ebenfalls im Kaukasus gelebt hatte, verbrachte ich eine genußreiche Stunde voll wundersamer Erinnerungen und beeilte mich dann, von ihm geleitet, noch rechtzeitig auf dem Sammelplatze anzukommen, wo die Pferde schon gesattelt standen, die Reisegefährten sich bereits eingefunden hatten und Se. Majestät auch bald eintraf.

Nun ritten wir über Jettenberg in die Ramsau, in eine Waldherrlichkeit hinein, die in der Mächtigkeit und Mannigfaltigkeit ihres Baumwuchses das Auge nicht minder fesselte als die trotzigen Felsen, welche darüber emporragten, und die gewaltigen grauen Bergmassen, welche sie umlagerten. Besonders fielen mir viele Nuß- und Ahornbäume durch die Mächtigkeit ihrer Stämme und Ausladungen in die Augen. Von seltener Frische und Fülle erschien mir auch der hohe Graswuchs in

den Thalgründen, der, sich allmählig verkleinernd und vereinzelnd, an den Felsen emporkletterte, ohne die Büsche erreichen zu können, die oben aus den Spalten herabhingen. Das Farnkraut am Wege wucherte in einer Höhe, als ob es sich zu Palmen ausbilden wollte, und die nordischen Stellvertreter der Palmen, die ehrwürdigen Tannen, ließen ihre hohen Stämme unten mit hellgrünem Moos bewachsen, als ob sie nicht zufrieden wären mit dem dunklen Nadelschmuck ihrer knorrigen Zweige und majestätischen Kronen.

Die üppige, kräftige Vegetation der Ramsau und die manigfaltige Schönheit ihrer Baumgruppen inmitten einer großartigen Gebirgswelt lockt Jahr aus, Jahr ein viele Maler zu längerem Aufenthalt in dieses Waldheiligthum.

Um ein Uhr erreichten wir nach einem Ritte, der uns alle Reize des Berglandes erschloß, die Schwarzbachwacht, welche nicht bloß durch ihre schöne Sage, sondern auch als Mittelpunkt der Soolenverbindung zwischen Berchtesgaden und Reichenhall bekannt ist. Der Ueberfluß der in Berchtesgaden gewonnenen Soole wird nämlich durch gewöhnliche Röhrenleitungen nach dem ohnehin schon so salzreichen Reichenhall geführt, das seinerseits wieder überschüssige Abflüsse nach Traunstein und Rosenheim entsendet. An der Ramsauer Straße zur Illsangmühle wird vermittelst eines durch den mächtigen Fall eines Gießbaches bewegten Hebewerks die Soole zu einer Höhe von mehr als zwölfhundert Fuß hergetrieben zur Schwarzbachwacht, von wo sie dann in einer großartigen Röhrenleitung ihren noch sieben Stunden weiten Weg nach Reichenhall findet, dem Vereinigungspunkte der vier solchergestalt durch Ab- und Zufluß mit einander verbundenen baierischen Salinen.

Der eigentliche Schutzheilige dieses Salzsegens ist St. Rupertus, der Apostel der Baiern und Gründer des Bisthums zu Salzburg, wo er nach der Sage anno 717 sein Grab fand.

Ihm schenkte Herzog Theodor II., den er zum Christenthum bekehrt hatte, zwanzig Salzpfannen, und damit beginnt die Geschichte der baierischen Salzwerke, welche eine so reiche Quelle des Wohlstandes für das Land bilden.

Unter den verschiedenen Gedichten, die mir theils zugeschickt, theils persönlich überreicht wurden, um bei günstiger Gelegenheit Se. Majestät auf noch unentdeckte poetische Quellen aufmerksam zu machen, aus welchen zwar kein Salzwasser, aber Wasser des Lebens fließt, befand sich auch ein in Kirchenlatein geschriebener »Hymnus in St. Rupertum, Bavariae et Juvaviae apostolum«.

Dieser Hymnus gliederte sich in drei Theile, überschrieben: »Ad Matutinum«, »Ad Laudes« und »Ad Vesperas«, und da St. Rupertus als Begründer des Ruhmes der Salzquellen von Reichenhall und als Apostel der Baiern von doppelter Bedeutung für das Land ist, so möge ihm zu Ehren wenigstens der erste Theil des oben erwähnten Hymnus hier eine Stelle finden, um die darin gepriesenen Tugenden des Heiligen zur Kenntniß weiterer Kreise zu bringen, zur Erbauung und Nacheiferung.

»Rupertus omnem candidae
Vitae vigorem staduit,
Et Praesulatum pristiane
Augmenta laudis induit.

Misertus enim pauperis
Opum ciet solatia,
Et animarum pro lucris
Amoris ardet hostia.

Et sic vacat jejuniis,
Et carnis impetum domat,
Ut »hunc« cremus aemulis
Nulli secundum provehat.

Et Spiritus Apostolum
Afflavit, et praecordia
Dono parat charismatum:
Et prodeunt prodigia.

Opus secundet famuli
Divina benedictio
Parentis atque Filii
Cum Spiritu Paraclito.«

* * *

Wenn man die Welt aber vom Pferde herab angesehen hat, erscheint es doppelt wohlthuend, die Beine auf einige Zeit wieder zum Spaziergange zu strecken. Während der Koch seine Vorbereitungen zum Diner traf, durchstreiften wir den Tannenwald in der Nähe des Forsthauses, wo unser Halteplatz war. Auf dem weichen Moosgrunde ging sich's leise; an vielen Stellen lagen die braunen, glatten Nadeln und gelösten Zapfen so dicht, daß man darauf ausgleiten konnte. Eine feierliche Stille herrschte im Walde, nur zuweilen unterbrochen von einem leisen Rauschen der Wipfel, wenn der Luftzug oben etwas stärker strich. Die Sonne brannte auf der grünen Nadelhülle, ließ aber nach unten nur ein gedämpftes, schillerndes Licht dringen wie durch bemalte Fensterscheiben eines ehrwürdigen Domes. Der Wald schien Mittagsruhe zu halten wie alles Gethier darin, aber sein Odem war Balsam und sein Anblick ein Labsal. Man wagte kaum zu sprechen, um den heiligen Frieden nicht zu stören. Wir zerstreuten uns allmählich, ohne einander ganz aus den Augen zu verlieren. Jeder hing seinen eigenen Gedanken nach. Die hohen, silbergrauen Stämme, frei von Unterholz, gewährten weiten Umblick; wir konnten uns leicht wieder zusammenfinden. Das geschah denn auch nach einer guten Weile, als immer dichter mehr nach unten sich ausbreitende Fichten sich zwischen die Tannen drängten, mit ihren melancholisch herabhängenden Zweigen den Umblick erschwerend, bald ganz hemmend. Graf Ricciardelli fand sich zuletzt ein. Wir bemerkten ihn erst, als wir, einen anderen Weg suchend, in eine sonnige Lichtung kamen, die wieder freien Aufblick zum Himmel gewährte,

dessen wolkenlose Reinheit uns anhaltend schönes Wetter zu verheißen schien. Ricciardelli schüttelte zweifelnd den Kopf dazu. Er hatte im Walde an Pflanzen und allerlei kleinem Gethier, das er in den Händen gehabt, die noch ganz erdfarbig davon aussahen, Zeichen beobachtet, welche es ihm unzweifelhaft erscheinen ließen, daß Regen und zwar viel Regen im Anzuge sei.

Auf die scherzhafte Bemerkung, er müsse, genau erwogen, der regelrechteste Mensch unter uns sein, da er so eng mit der unirrenden Natur zusammenhänge und so eingeweiht in ihre Geheimnisse sei, daß er selbst nicht leicht irren könne, erwiderte er ernst:

„Kein Mensch lebt so im Einklang mit der Natur wie das Thier; das Irren in den natürlichsten Dingen fängt auf Erden erst beim Menschen an, und deshalb würde jedes Thier über uns stehen, wenn es sich bloß darum handelte, naturgemäß zu leben und zu sterben; denn das haben die Thiere allzeit besser verstanden als die meisten Menschen, selbst die gelehrtesten und weisesten darunter, welche je geathmet haben."

„Ricci, du bist ein Philosoph!" sagte General v. d. Tann.

„Laß mich doch ausreden," rief Graf Ricciardelli und fuhr fort: „Sicher sind auf Erden nicht so viele Thiere vor Hunger gestorben wie Menschen, und eben so sicher nähren sich noch heute die meisten Menschen weit kümmerlicher als die Thiere. Selbst in einem so reichen Lande wie England nagen fortwährend Millionen Armer am Hungertuch, weil man dort zwischen Ueberfluß und Elend noch keinen billigen Ausgleich gefunden. Aber die edleren Thiere, besonders die Vögel, haben noch viel Anderes vor den Menschen voraus."

„Allerdings," fiel der König ein — „wer beneidet nicht den Adler um seinen hohen Flug und die Schärfe seines Blicks!"

„Alle Zugvögel," fuhr Graf Ricciardelli fort, „sind zu be-

neiden um ihre Fähigkeit, sich in der Welt zurechtzufinden und ihr Ziel immer auf kürzestem Wege zu erreichen. Wenn die Störche, von denen es mir unzweifelhaft ist, daß sie sich unter einander so gut verständigen können wie die Singvögel, im Stande wären, ihre Erfahrungen und Beobachtungen den Menschen mitzutheilen, so würde der Schleier, der immer noch über Afrika liegt, längst gehoben sein, und man hätte sie sicher zu Ehrenmitgliedern aller geographischen Gesellschaften gemacht."

„Auch die Nachtigallen," fügte ich hinzu, „die schon längst Ehrenmitglieder aller poetischen Gesellschaften und Gesangsvereine sind."

„Auch die Nachtigallen," fuhr er lächelnd fort, „desgleichen die Kraniche, Schwalben, Staare und wilden Schwäne, ja sogar die wilden Gänse! Da also das Thier in Allem, was es zum Wohlsein braucht, durch seinen Instinct sicherer geleitet wird als der Mensch durch seine Vernunft und Wissenschaft — was hätte der Mensch vor dem Thiere voraus, wenn nicht ein höheres Streben in ihm lebte als ein bloß auf leibliches Wohlsein gerichtetes?"

„Leider findet man," fiel ich ein, „dieses höhere Streben nicht in vielen Menschen, selbst unter den Culturvölkern, welche trotzdem über den eigentlichen Wilden Afrikas, Amerikas und Australiens immer noch höher stehen als diese über den Thieren. Denn obwohl bei der weit überwiegenden Mehrzahl der Menschen, welche man seit den ältesten historischen Zeiten bis heute zu den Culturvölkern gerechnet hat, alles höhere Streben kaum zum Aufkeimen, geschweige denn zur Entfaltung kommen konnte, weil es schon früh durch die Noth des Lebens unterdrückt wurde, so ist doch in allen die Anlage dazu vorhanden, während diese den meisten wilden Völkern gänzlich zu fehlen scheint."

„Wie meinen Sie das?" fragte der König.

„Wenn ich, um im Gleichniß zu reden, die ganze Mensch-

heit als eine Wüste betrachte, mit wenigen Oasen, sehr viel Sand und noch mehr Gestein, so sind die Oasen mit den Mittelpunkten der Cultur zu vergleichen, der Sand mit der Masse des culturfähigen Volks und das Gestein mit den wilden Stämmen, welche aller Cultur widerstreben. Die Oase vereinigt in sich selbst alle Bedingungen zu segensreicher Fruchtbarkeit; den Sand kann man durch Wassernetze und künstliche Mittel fruchtbar machen, aber auf das öde Gestein fällt aller Segensthau umsonst."

„Und doch schlummert auch im Stein das Leben."

„Gewiß; aber um es zu wecken, muß man ihn erst zermalmen oder auflösen, wo er dann aufhört, Stein zu sein, um in anderer Gestalt befruchtend zu wirken. Allein so weit läßt sich der Vergleich mit den wilden Völkern nicht verfolgen, denn obwohl diese sich theilweise unter einander aufreiben und überall, wo die Cultur sich ausbreitet, von dieser zurückgedrängt oder zermalmt werden, so bleibt doch nach ihrem Untergange nichts von ihnen zurück, was irgendwie auf das Menschenthum befruchtend wirke. Und das Wenige, was die wilden Völker im Leben vor den Thieren voraus haben, wie z. B. die Kunst, Feuer anzumachen, sich Schmuck, Kleidung und Waffen zu verfertigen, welche die Thiere gleich mit auf die Welt bringen, verhindert nicht, daß sie noch wilder als die wildesten Thiere sind, da diese doch nur tödten, um ihren Hunger zu stillen, während jene ihres Gleichen umbringen aus reiner Lust am Morden, und die Schädel erschlagener Feinde zu Denkmalen eigenen Ruhmes machen."

„Das ist leider wahr," fiel der König ein, „und ich gestehe, daß mir oft die Haare zu Berge gestanden beim Lesen unbegreiflicher Gräuelscenen in Reisewerken und Missionärberichten, und daß mir die Lehre oder Hypothese von der Einheit des Menschengeschlechts nie hat recht einleuchten wollen; denn es

schließt doch einen offenbaren Widerspruch in sich, die Perfectibilität des Menschen zu behaupten und zugleich einräumen zu müssen, daß ungezählte Massen wilder Völkerschaften existiren, die seit Jahrtausenden in demselben trostlosen Zustande gelebt haben, in welchem wir sie heute noch finden, von den Thieren nur durch solche Fähigkeiten unterschieden, welche ihnen die Mittel an die Hand geben, ihrer Raub- und Mordlust noch weit verderblicher fröhnen zu können als die Thiere. Ich weiß wohl, daß Hamlet sagt: ‚An sich ist nichts gut noch böse, erst das Denken macht es dazu'; allein ich weiß auch, daß, wo das Denken nicht so weit entwickelt ist, um gut und böse unterscheiden zu können, von menschlichen Zuständen nicht die Rede sein kann."

„Gewiß nicht," sagte Graf Ricciardelli, „der Mensch fängt erst mit der Religion an."

„Da wäre erst festzustellen, mit welcher Religion," erwiderte ich, „denn es giebt Religionen, in welchen Menschenschlächtereien im größten Maßstabe zum Cultus gehören, wie z. B. bei dem Fetischdienst der Aschantis, die nicht einmal zu den eigentlichen Wilden gezählt werden, da sie ein eigenartig organisirtes Staatswesen haben mit monarchisch-aristokratischer Verfassung, berathender Reichsversammlung, geordneter Heeresmacht und sonstigem Zubehör. Sie haben Paläste und reich ausgeschmückte Wohnungen, treiben Handel und Gewerbe, sind geschickte Teppichweber, Waffenschmiede und Goldarbeiter, und doch gilt bei ihnen ein Menschenleben noch weniger als bei den Wilden, da ihre Religion selbst ihnen Menschenopfer vorschreibt, die alljährlich bei festlichen Gelegenheiten zu Tausenden gebracht werden."

„Diese Aschantis," fiel Se. Majestät ein, „haben mir auch schon viel zu denken gegeben, und es ist mir unbegreiflich geblieben, daß ein in mancher Hinsicht so intelligentes Volk sich

allen Versuchen, es zu einem menschenwürdigeren Dasein zu führen, ebenso unzugänglich gezeigt hat wie die wildesten Horden. In beständigem Verkehr mit Europäern hat es von diesen doch nichts angenommen als Aeußerlichkeiten und eine gewisse Verfeinerung der materiellen Lebensgenüsse. Wie traurig stimmt die Betrachtung, so den größten Theil der auf Erden wimmelnden Menschheit in Zuständen verkommen zu sehen, die man als menschliche nicht bezeichnen kann!"

„Dem bloß betrachtenden Geist, der tiefer in das Menschengetriebe blickt, wie es einmal ist, erscheint leicht Alles trostlos, dem handelnden Nichts," bemerkte ich. „Wenn die Wilden einander todtschlagen und die Gefangenen in grausamster Weise zu Tode martern, so machen sie sich darüber keine trüben Gedanken, sondern haben ihre Freude daran und suchen in solchen Thaten, die uns als unmenschliche Gräuel erscheinen, ihren höchsten Ruhm. Darum überbieten sie sich gegenseitig in der Erfindung neuer Marterarten, und der glückliche Sieger ist so stolz darauf, einen entwaffneten Feind nach Herzenslust quälen zu können, wie dieser stolz darauf ist, die Qual zu ertragen, ohne einen Schmerzenslaut auszustoßen oder von seinem Trotze zu lassen. Beide Theile finden die Sache ganz in der Ordnung und haben dabei keine Ahnung von dem Grauen, welches uns die bloße Schilderung solcher Gräuel einflößt. Sie sind also in ihrer Weise glücklich, da sie die bei ihnen herrschenden Zustände allen anderen vorziehen. Wie viel naturwüchsige Wildheit und Grausamkeit sich übrigens auch bei den höchst begabten und entwickelten Völkern erhalten hat, lehrt uns die Geschichte der Inquisition und der Hexenprozesse, — anderer Gräuel, die innerhalb und außerhalb der Gesetze täglich verübt werden, nicht zu gedenken. Wenn es nun heißt: der Mensch ist die Krone der Schöpfung, oder, wie ein berühmter Philosoph gesagt hat: die Natur kommt erst im Menschen zu sich

selbst, — so kann man es den Spöttern nicht verargen, das komisch zu finden."

„Richtiger würde es wohl umgekehrt heißen: der Mensch kommt erst durch die Natur zu sich selbst," warf der König ein. „Doch ist mit solchen Allgemeinheiten überhaupt nichts gesagt, denn wie kann man sich die Natur in ihrer Ewigkeit und Erhabenheit denken, als erst des vergänglichen Menschen bedürftig, um zu sich selbst zu kommen, da sie doch unirrend ihre Bahnen ging, ehe es Menschen gab, und ebenso unirrend fortwandeln wird, wenn es dereinst keine mehr giebt."

„Jedenfalls," erwiderte ich, „könnte man sich das Selbstbewußtsein, zu welchem die Natur erst durch den Menschen gelangen sollte, nur als ein höchst unzulängliches, confuses und getrübtes denken, da es doch in den Köpfen der meisten Menschen kraus genug aussieht und gerade diejenigen Völker, welche der Natur am nächsten stehen und deshalb Naturvölker genannt werden, am wenigsten geeignet sein dürften, ihrer Namensmutter zu klarem Selbstbewußtsein zu verhelfen. Welches Licht könnten ihr die Buschmänner, die Schinuk-Indianer, die Neger auf Guinea, die Indianer des Oregongebiets, die Patagonier, die Papuas und wie die wilden Horden alle heißen, aufstecken? Die Natur müßte sich also an einzelne erleuchtete Geister halten und vor Allem erst Hegel'sche Philosophie studiren, um sich selbst als vernünftig zu erkennen und dabei zu erfahren, wie lange Zeit sie gebraucht hat, um es zu werden."

„Hegel läßt doch," sagte der König, „die Vernunft in der Natur vom Weltgeist, den er auch Gott nennt, ausgehen."

„Ja," erwiderte ich, „aber er läßt diesen Weltgeist durch den Menschen zum Ausdruck kommen und giebt schon in seiner Antrittsrede zu den Vorlesungen über Geschichte der Philosophie die wundersamsten Vorstellungen davon. Es haben sich einige Sätze, zu deren Verständniß mein Verstand nicht ausreicht, wenigstens mei-

nem Gedächtnisse unauslöschlich eingeprägt, so z. B. dieser: ‚Weil der Weltgeist in der Wirklichkeit so sehr beschäftigt war, konnte er sich nicht nach innen kehren und sich in sich selber sammeln.‘“

„Was soll das heißen?“ fragte der König.

„Das soll, mit Hinblick auf die Zeitläufte (die Rede wurde 1816 gehalten), heißen, die Noth der Zeit habe in den vergangenen Kriegsjahren den kleinen Interessen der Gemeinheit des alltäglichen Lebens eine so große Wichtigkeit gegeben, daß für das höhere innere Leben, die reinere Geistigkeit, der Sinn sich nicht frei erhalten konnte. — An einer anderen Stelle heißt es: ‚Was die Langsamkeit des Weltgeistes betrifft, so ist zu bedenken, daß er nicht pressirt ist, nicht zu eilen und Zeit genug hat.‘ — Solche hausbackene Ausdrücke, auf den Weltgeist angewandt, unter welchem man sich doch das Erhabenste oder gar nichts denkt, machen auf mich immer einen komischen Eindruck, zumal Hegel den Weltgeist seiner Zeit nur in Preußen, als dem vorzugsweise ‚auf Intelligenz gebauten Staate‘, recht zu sich selbst kommen läßt, während die anderen Länder sehen müssen, wie sie ohne ihn fertig werden, besonders das volkreiche China, um welches der Weltgeist, ‚der nicht pressirt ist‘ und häufig auch äußerlich zu sehr beschäftigt, um Muße zu finden, ‚sich in sich selber zu sammeln‘, nun schon seit zweitausend Jahren keine Zeit gefunden hat sich zu bekümmern. Welchen Trost soll nun die leidende Menschheit aus solchem Weltgeiste schöpfen, die zufällig nicht das Glück hat, in dem Staate zu leben, wo er eben sein Spiel treibt, und welchen Begriff soll man sich von einem Weltgeiste machen, der immer nur auf einem kleinen Punkte unserer Erde, die selbst nur ein Staubkorn im Weltall ist, sich kundgiebt?“

„Von diesem Gesichtspunkte aus habe ich die Sache nie betrachtet,“ sagte der König, wir müssen ausführlicher darauf zurückkommen.“

Unter solchen Gesprächen kamen wir wieder im Forsthause beim Tannenwalde an, wo das Diner auf uns wartete. Noch ehe wir eintraten, lenkte Graf Ricciardelli unsere Blicke auf bedenklich im Westen aufsteigende Wolken.

„Sie scheinen sich ordentlich darauf zu freuen, uns heute noch tüchtig durchnäßt zu sehen,“ sagte der König lächelnd; „allein ich hoffe immer noch, daß wir trocken nach Hause kommen werden.“

„Wenn Majestät bald aufbrechen, läßt sich Berchtesgaden vielleicht noch vor dem Regen erreichen; sonst nicht,“ entgegnete Graf Ricciardelli.

„So gewiß sind Sie Ihrer Sache?“

Der Wetterprophet nickte.

„Nun, hier sind wir wenigstens im Trockenen, und ich will mir den letzten Tag unserer Reise durch den Regen nicht verkürzen lassen; mag er kommen, wann er will!“ sagte der König.

Wir saßen in gemüthlicher Unterhaltung ziemlich lange beim Diner, und Se. Majestät nahm wiederholt Gelegenheit, sich bei freundlichen Rückblicken auf unsere nun ihrem Ende nahende Reise in einer allen Betheiligten herzlich wohlthuenden Weise auszudrücken.

„Ich habe,“ sagte der König unter Anderem, „schon manche schöne Reise in ferne Länder gemacht, deren Eindrücke überraschender und gewaltiger auf mich gewirkt haben, aber keine, die mir so andauernd innige Befriedigung gewährt hätte wie diese durch meine heimischen Berge und Wälder, die mir sammt ihren Bewohnern größtentheils von früh auf schon so gut bekannt waren, daß ich kaum etwas Neues sehen konnte, und doch ist mir diesmal Alles in ganz neuem Reiz erschienen, wie ein liebes Buch, in dem man schon oft geblättert und das man nun zum ersten Male Zeit gefunden, im Zusammenhange

zu lesen und in traulicher Gesellschaft seine Gedanken darüber auszutauschen. Ich kann nur wünschen, daß unsere fünf Wanderwochen Ihnen gleich freundliche Erinnerungen zurücklassen mögen wie mir."

Die Erfüllung dieses Wunsches konnten wir Alle Sr. Majestät mit gutem Gewissen versichern.

Als aufgebrochen wurde, sagte der König: „Es gereicht mir zu großer Freude, daß auch Sie sich Alle so gut amüsirt haben."

Ich erwiderte: „Der Unterschied besteht nur darin, daß Eure Majestät auf dieser Reise sich menschlich und wir uns königlich amüsirt haben."

Der König lächelte, und wir stiegen in den Bügel. Es sah bedrohlich genug am Himmel aus, aber noch war kein Tropfen Regen gefallen. Wie lange wir so im Trockenen ritten, weiß ich nicht mehr; ich weiß nur, daß wir Abends in der achten Stunde bis auf die Haut durchnäßt in Berchtesgaden ankamen, von einem plötzlich über uns hereinbrechenden Unwetter heimgesucht, welches an Gewalt und Ausdauer alle bis dahin erlebten Regenstürme noch überbieten zu wollen schien. Ich war wie aus dem Wasser gezogen und zitterte vor Kälte, als ich in das mir angewiesene Zimmer trat, um zu erfahren, daß der Wagen, auf welchem sich mein Gepäck befand, noch nicht eingetroffen sei. Ueber eine Stunde hatte ich, ohne die Möglichkeit, mich umzukleiden, auf den Gepäckwagen zu warten und zog mir dabei eine Erkältung zu, welche ich noch lange in den Gliedern spürte. Als mein Koffer endlich glücklich ins Zimmer geschafft war, erschien ein Lakei, um mich zum Thee bei Ihrer Majestät der Königin zu bescheiden. So wurde denn rasch ein neuer Mensch angezogen und zum ersten Male seit Bregenz wieder Frack und weiße Cravatte hervorgesucht. Aber wie sehr ich mich auch mit meiner äußeren Um-

wandlung beeilte, kam ich doch etwas zu spät, denn ich fand die ganze Gesellschaft schon beisammen, als ich in den Salon eintrat, wo freundliche Eindrücke und innere Erwärmung die naßkalten Empfindungen der letzten Reisestunden bald wieder vergessen machten.

Die Reise war zu Ende, und soweit es sich nur um die äußeren Erlebnisse und wechselvollen Bilder handelte, welche sie uns bot, ist mein Bericht darüber im Vorstehenden auch zu Ende gekommen.

Allein viele Fragen waren unterwegs angeregt, welche eben in Folge der rasch wechselnden Eindrücke nicht augenblicklich erledigt werden konnten, mancher Unterhaltungsfaden wurde fallen gelassen, den der König wieder aufzunehmen wünschte; außerdem beschäftigten Se. Majestät allerlei Pläne, welche mit mir durchgesprochen werden sollten, und so geschah es, daß schon unterwegs die Einladung an mich erging, nach vollendeter Reise noch einige Wochen in Berchtesgaden zu verweilen.

Da aber das Leben am königlichen Hoflager allerlei Zerstreuungen, Besuche und Ausflüge mit sich brachte, und Se. Majestät dabei mehr durch Regierungsgeschäfte in Anspruch genommen wurde, als während unserer Alpenreise der Fall gewesen, so fand sich nur selten Gelegenheit zu eingehenden Erörterungen über die in der Schwebe gelassenen Fragen, welche sich zur Unterhaltung bei Diner, Thee und Souper nicht eigneten. Schon am Tage nach unserer Ankunft, 28. Juli, mußte der König zu einer Zusammenkunft mit dem Kaiser von Oesterreich nach Salzburg fahren und wurde bald darauf einige Zeit von einem hartnäckigen Zahngeschwür geplagt. Mir lag meine Erkältung so schwer in den Gliedern, daß ich auch mehrere Tage das Zimmer hüten mußte, unfähig, etwas Befriedigendes vorzunehmen. Dabei stürmte und regnete es

draußen so trostlos fort, daß kein Sonnenstrahl durchdringen konnte, und eine Kälte herrschte, als ob der Winter schon im Anzuge wäre. Als endlich das Unwetter sich einigermaßen ausgetobt hatte, und ich mich ein wenig wohler fühlte, bat ich um Urlaub, auf ein paar Tage nach München zu gehen, um Frau und Kinder einmal wieder zu sehen und Material zur Fortsetzung einer lange unterbrochenen Arbeit mitzubringen.

Nach meiner Rückkehr wurden fast täglich größere Ausflüge gemacht, und so verstrichen die ersten Wochen, ohne daß sich Muße zu längerem Alleinsein mit Sr. Majestät gefunden hätte. Nur im Auf- und Abgehen wurde nach dem Diner oder zwischen Thee und Souper zuweilen über diese oder jene neue literarische Erscheinung gesprochen, die dem Könige zugekommen war und näherer Beachtung würdig schien. Daß Sr. Majestät, als Freunde der Dichtkunst, viele poetische Werke oder solche, die es sein sollten, zugeschickt wurden, versteht sich von selbst, aber der König brachte mich nie in die Verlegenheit, darüber ein Urtheil abgeben zu müssen; ja, ich erinnere mich nur eines einzigen Falles, in welchem er von solcher Zusendung eingehend sprach, wobei es sich um eine längere Dichtung handelte, die einem anderen Fürsten gewidmet und von diesem Sr. Majestät dringend empfohlen war als etwas ganz besonders Hervorragendes, neu in Gehalt und Gestalt.

„Die Vorrede des Autors,“ sagte der König, „ist gut geschrieben und verspricht viel, allein der Dichtung selbst habe ich keinen Geschmack abgewinnen können, obgleich ich ihr mit dem günstigsten Vorurtheil entgegenkam. Sie verräth in jeder Verszeile, daß der Verfasser ein sehr geschulter Mann ist, aber kein Poet, obgleich er die Sprache mit großer Gewandtheit handhabt und sein Versbau an Correctheit kaum etwas zu wünschen übrig läßt. Es fehlt ihm auch nicht an verständigen Gedanken und hübschen Bildern, allein es fehlt ihm an jenem

geheimnißvollen Etwas, das den Poeten macht, und für welches ich noch in keinem Lehrbuche der Aesthetik und Poetik den treffenden Ausdruck gefunden habe."

„Der wird auch schwerlich zu finden sein," erwiderte ich, „denn der Poet ist der Offenbarer einer geheimnißvollen Macht, deren letzten Grund er sich selbst nicht erklären kann. Wie sollte das denn Anderen besser gelingen! Sie können die Wirkungen erklären, aber nicht die Ursachen, ähnlich wie man die Wirkungen der Elektricität und des Magnetismus kennt und in wunderbar scheinender Weise lenkt und verwendet, während der Urgrund dieser Kräfte ein Geheimniß bleibt. Freilich fehlt es uns an Definitionen des Wesens der Poesie nicht, allein sie sind auch darnach! Wenn man sie alle zusammenfaßt, so kann man sagen: sie bezeichnen Manches, was zur Poesie gehört und sie von anderen Künsten trennt, ohne ihren Begriff zu erschöpfen. Mit demselben Rechte, wie die Philosophie die Königin der Wissenschaften heißt, darf die Poesie die Königin der Künste genannt werden, denn wo sie nicht herrscht, da fehlt jeder Kunst das Höchste und Beste. Oder was sind Werke der Musik, der Malerei, der Sculptur und Architektur, von denen man sagen muß, daß sie keine Poesie athmen!"

„Sie sprechen da einen Gedanken aus," fiel der König ein, „der in mir auch schon lange gedämmert hat und, zu klarem Ausdruck gebracht, bei mir lauten würde: die Poesie ist die Seele aller Kunst, und jedem Künstler ohne Poesie bleibt das Höchste unerreichbar. Aber die Seele der Kunst kann auch ihre Königin sein; das ändert an der Sache nichts."

„Gewiß nicht," fuhr ich fort, „es bestätigt sie nur. Wir können noch weiter gehen und sagen, daß auch auf dem Gebiete der Wissenschaften, ja des ganzen Lebens die Poesie immer das Beste thun muß, um Erfreuliches zur Erscheinung

zu bringen. Noch hat kein großer Naturforscher oder Historiker gelebt, dem die Natur nicht ein gutes Theil poetischer Sehkraft und Darstellungsgabe mit auf den Weg gegeben, und das höchste Lob, das man einer häuslichen Einrichtung, einer Parkanlage, einer durch Menschenwerk verschönerten Landschaft, einer anmuthigen oder charakteristischen Persönlichkeit spenden kann, ist immer: sie macht einen poetischen Eindruck. Aber eben weil für jedes empfängliche Gemüth ein Hauch von Poesie durch die ganze athmende Welt geht, und die äußeren Darstellungsmittel des Dichters keine anderen sind, als deren sich Jeder zum Schreiben bedient, wird die Poesie als Kunst leicht unterschätzt und ist besonders in Deutschland immer das Aschenbrödel unter den Künsten gewesen."

„Die Thatsache ist nicht zu leugnen," sagte der König, „und der Gründe dafür giebt es gewiß noch weit mehr, als ich anführen kann. Zunächst scheint mir, daß überhaupt in Deutschland der Sinn für Poesie weniger entwickelt ist als in anderen Culturländern; wenigstens kann ich das von den ihrer Stellung nach höheren Kreisen der Gesellschaft behaupten, die schon des Anstandes halber hierin den Ton angeben sollten. Aber sie lesen lieber Scandalgeschichten und aufregende Romane als Werke von höherem poetischen Gehalt und halten mich für einen Sonderling, weil ich diese jenen vorziehe. Selbst den schlechtesten französischen Roman muß Jeder gelesen haben, wer in der Gesellschaft mitzählen will, in welcher in der neueren deutschen Literatur unwissend zu sein, und auch in der älteren, soweit man sie nicht im Theater kennen lernt, für keine Schande gilt. In England und Frankreich sind solche Erscheinungen unmöglich. Und bis das auch bei uns so wird, das heißt, bis es viele solcher Sonderlinge giebt, wie ich einer sein soll, wird die Dichtkunst immer das Aschenbrödel unter den Künsten bleiben. Unter dem Volke herrscht, so viel ich

weiß, ein regerer Sinn für Poesie als unter den höheren Ständen, aber das Volk hat nicht Zeit und Mittel, den neueren Erscheinungen zu folgen, es muß sich meist mit dem begnügen, was ihm aus der Schule im Gedächtniß geblieben oder in Kalendern und sonst gelegentlich geboten wird. Uebrigens ist nicht zu leugnen, daß es auch den günstiger Gestellten schwer gemacht wird, aus den zahllosen poetischen Erscheinungen des Tages eine Auswahl des wirklich Guten zu treffen, da sich in keiner anderen Kunst der Dilettantismus so breit macht wie in der Poesie."

„Das ist leider nur zu wahr," erwiderte ich, „und es erklärt sich zum Theil aus dem Wahne der meisten Menschen, daß zu dichterischen Hervorbringungen gar keine besondere Schulung nöthig und die Beherrschung des poetischen Ausdruckes eine Kunst sei, die den Menschen nur so anfliege oder mit ihm geboren werde, während doch in Wahrheit die Dichtkunst, wenn sie es zur Meisterschaft bringen will, die schwerste aller Künste ist, weil sie zur Erfüllung ihrer höchsten Aufgaben eine größere Tiefe und Fülle lebendigen Wissens voraussetzt als die anderen. Bei diesen springen aber die technischen Schwierigkeiten mehr in die Augen schon durch das handgreifliche Material, womit sie arbeiten. Aus einem Marmorblocke eine Göttin oder aus den Farben einer Palette ein schönes Bild hervorzuzaubern, erscheint dem Laien schwieriger, als aus der unsichtbaren Sprache, die er selbst im Munde führt, ein schönes Gedicht zu schaffen; denn er weiß nicht, daß die deutsche Sprache einem Dichter, der nicht auf schon ausgetretenen Bahnen wandelt, ein noch spröderer Stoff ist als dem Bildhauer der härteste Marmor. Dazu kommt noch, daß es in Deutschland nur in höchst seltenen Ausnahmsfällen einem Dichter vergönnt ist, ganz seiner Kunst zu leben, was sich bei allen anderen Künstlern von selbst versteht, während der Dichter,

bis er als solcher allgemeine Anerkennung gefunden hat, noch etwas Anderes sein und heißen muß, um in der Gesellschaft überhaupt etwas zu sein und zu gelten."

In ähnlicher Weise wurde bald über ein neues Reisewerk, bald über neue Erscheinungen auf historischem und philosophischem Gebiete gesprochen und bleibender Gewinn daraus zu ziehen versucht. Der König las selbst viel, aber langsam, da er bei der Lectüre oft Notizen und Auszüge machte, und wenn er fand, daß es in gewissen Werken oft ganze Wüstenstrecken zu durchwandern gab, um zu einer Oase zu gelangen, so ließ er sich auf diese gern aufmerksam machen, um keine Zeit zu verlieren.

Am eifrigsten studirte der König Geschichte und vorzugsweise die Werke des Altmeisters Ranke, ohne jedoch die jüngeren Historiker darüber zu vernachlässigen. Der Geschichtsunterricht, den er als jugendlicher Kronprinz genossen, war von sehr katholischer Färbung gewesen bis er nach Göttingen kam und auch andere Auffassungen kennen lernte. Dort verkehrte er viel mit Heeren. In Berlin wurde dann Leopold Ranke sein Führer durch das Labyrinth der Geschichte, der dem Geiste der katholischen Kirche so gerecht zu werden wußte wie dem der protestantischen. Im späteren Verkehr mit anderen Historikern beider Confessionen traten die Gegensätze schärfer hervor, doch ohne ihn sonderlich zu beunruhigen, da er wohl wußte, daß die Wahrheit auf keiner Seite ganz zu finden ist, man ihr aber am nächsten kommt, wenn man beide Parteien hört.

Zu den interessanten Debatten, denen ich in München beigewohnt, gehörten die auf die Reformationsgeschichte bezüglichen, die der König mit großer Aufmerksamkeit verfolgte, ohne sich sonst anders als durch hin und wieder aufgeworfene Fragen daran zu betheiligen. Se. Majestät fand solche Rede und Gegenrede, in welcher die verschiedenen Gesichtspunkte,

Ueberzeugungen und Anschauungen frisch vom Munde weg zu klarem, oft auch neuem Ausdruck kamen, anregender und belehrender als das Lesen verschiedener Werke über denselben Gegenstand — und je lebhafter es dabei zuging, desto besser. Der König gestand mir auch, daß ihm gerade von den Vorstellungen, die man ihm in der Jugend über die Ursachen der Reformation beigebracht, trotz Allem, was er später gelesen, ein dunkler Rest im Gedächtniß geblieben, der nun verschwunden sei. Bei der Schilderung, die man ihm von Luther gemacht, sei dieser noch schlimmer weggekommen als bei dem Bilde das Chateaubriand von ihm entworfen.[1])

Der König war und blieb ein guter Katholik, aber zugleich ein aufrichtiger Freund und Förderer der Wissenschaft, bei deren Meistern und Jüngern er nach ihrem Glauben nicht fragte. Daß er nun zu den verschiedenen ausgezeichneten Lehrkräften, welche schon an der Münchener Universität wirkten, noch viele andere hervorragende Gelehrte aus verschiedenen Theilen Deutschlands berief, um besonders dem Studium der Geschichte und der Naturwissenschaft einen neuen Aufschwung zu geben, zog ihm von den Finsterlingen und ihren Wortführern in der Presse mancherlei Anfeindungen zu, die ihn zwar in seinem Streben nicht irre machten, ihm aber doch oft die Laune verdarben.

Das sollt' ich auch einmal in Berchtesgaden erleben, wo der König auf einem Spazierritte, von welchem ein Regenwetter uns bald wieder nach Hause trieb, mir klagte, daß gegen

1) Chateaubriand sagt von Luther: „Enflé de son savoir, médiocre au fond, mais grand pour le temps, et trop grand pour son salut et pour le repos de l'église, il se mettait au-dessus de tous les hommes, et non seulement de ceux de son siècle, mais des plus illustres siècles passés." Und über die Anfänger der Reformation urtheilte er: „Avouant pour père un moine allemand du XVI siècle, le réformé renonça a la magnifique généalogie qui fait remonter le catholique, par une suite de saints et de grands hommes jusqu'à Jésus-Christ, de là jusqu'aux patriarches et au berceau de l'univers."

den so verderblich wirkenden Volksboten kein Mittel verfangen wolle: gesetzliche Strafen für seine Ausschreitungen machten ihn beim Volke zum Märtyrer und auf gütliche Weise sei ihm der Mund immer nur eine Zeitlang zu stopfen.

Diese „gütliche Weise“ bezog sich, wie ich schon gehört hatte aber nicht glauben wollte, darauf, daß, ich weiß nicht welcher Rathgeber Sr. Majestät gerathen, die Stimme des Volksboten durch Goldklang zu mildern, ja, ihn schon für das Versprechen anständiger Haltung zu belohnen, welches Versprechen dann aber nicht länger gehalten wurde als die Belohnung vorhielt.

Ich vermochte den Nutzen der Verwendung solcher Mittel nicht zu begreifen, die mir eher als eine Aufmunterung schädlichen Bestrebens erschienen.

„Sie unterschätzen die Wirkung des Blattes, hinter welchem ganz andere Leute stehen, als Sie ahnen,“ wurde mir gesagt. Ich meinte dagegen daß, wer auch immer dahinter stehe, die Wirkung des Blattes nur gehoben werden könne durch die Beachtung, die man ihm in den maßgebenden Kreisen schenke.

Ich glaubte in der That, daß man die Wirkung des Blattes weit überschätzte und wurde durch meine persönlichen Erfahrungen darin bestätigt, da ich nirgends im Volke den Haß fand, den der Volksbote gegen die sogenannten „norddeutschen Einflüsse bei Hofe“ zu wecken suchte. Griff der Volksbote und durch ihn beeinflußte Blätter uns persönlich an, so war uns dies, je nach den Umständen, so gleichgiltig oder komisch wie das Krähen eines Hahnes auf dem Düngerhaufen. Ich selbst kam gewöhnlich leidlich dabei weg, wie die Poeten überhaupt, da die heftigsten Angriffe meist gegen Liebig gerichtet waren, wobei denn auch dessen Schwiegersohn Moritz Carriere nicht verschont blieb, obgleich — oder weil — dieser die Versöhnung des Wissens mit dem Glauben sich zur Lebens-

aufgabe gemacht hatte. Unter den Historikern wurde besonders Heinrich von Sybel aufs Korn genommen, ohne sich jedoch graue Haare darüber wachsen zu lassen. —

Es that mir nun herzlich leid, Se. Majestät über das Treiben des Volksboten so beunruhigt zu sehen, der während unserer ganzen Reise, die dem Könige so viele und herzliche Beweise der Liebe seines Volkes bot, einen ruhigeren Ton eingehalten hatte, jetzt aber wieder wie ein Hahn nach goldenen Körnern krähete. —

Gleich nach der Rückkehr von unserem Ritte erhielt ich einen Besuch, der Erinnerungen in mir auffrischte, welche nun durch das neu Hinzukommende sich unwillkürlich zu einer Geschichte gestalteten, die ich dem König erzählen mußte, und hier auch erzählen werde, da das Thema der oben berührten Unterhaltung darin weiter ausgeführt und veranschaulicht wird in Bildern und Vorgängen, die dem wirklichen Leben entnommen sind.

Der Müller von Grünbach.

Im Sommer 1854, als die Cholera in München so viele Opfer forderte, daß allgemeiner Schrecken in der Stadt herrschte, suchte sich Alles, was fortkonnte, in die reine Gebirgsluft zu retten. Ich zog mit meiner Familie an den Tegernsee, dessen umliegende Ortschaften schon dergestalt von Cholera-flüchtigen überfüllt waren, daß ich Mühe hatte, noch ein Unterkommen in Rottach zu finden.

Der Cholera waren wir glücklich entflohen, aber nicht der Unterhaltung darüber, denn man konnte keine zehn Schritt weit gehen, ohne eben so vielen Münchnern zu begegnen, welche haarsträubende Geschichten von dem Fortwüthen der menschen-feindlichen Seuche zu erzählen wußten.

Wer allein mit seinen Gedanken sein wollte, mußte sich in sein Kämmerlein zurückziehen oder auf die Berge steigen, von wo man, bei den häufigen Regenschauern, selten mit trockener Haut wieder herunterkam. Als mir dies zum ersten Mal geglückt war, konnt' ich der Versuchung nicht widerstehen, vor der Heimkehr nach Rottach im Posthause von Tegernsee vorzusprechen, um mich an einem Seidel des trefflichen Biers aus dem Schloßbräu zu erlaben. In der Gaststube waren viele Gäste und natürlich drehte sich die Unterhaltung wieder um die

Cholera, aber diesmal auf ganz besondere Veranlassung, da „Der Volksbote" in seiner eben angekommenen neuesten Nummer unverblümt erklärte, daß die Entstehung und schnelle Verbreitung der Seuche nicht — wie die Aerzte meinten — auf das schlechte Grundwasser und ähnliche luftverpestende lokale Uebel zurückzuführen, sondern eine jedem Gläubigen offenbare Heimsuchung Gottes sei, veranlaßt durch die vielen, höchsten Orts beliebten Berufungen ketzerischer Gelehrten und Poeten nach München.

Die meisten Gäste schüttelten den Kopf, als der in ungeheuerlichen Ausdrücken geschriebene Artikel, dessen Inhalt ich oben nur zart angedeutet habe, vorgelesen wurde; Einige murmelten unter sich mir unverständliche Worte; ein paar Andere drückten etwas lauter ihre Zustimmung aus und meinten nur, „Der Volksbote" hätte nicht gar so grob zu reden brauchen, doch Recht hab' er und es sei einmal seine Art, kein Blatt vor den Mund zu nehmen.

„Und *meine* Art ist", rief ein stämmiger Mann mit gutmüthigem aber energischem Gesichtsausdruck, „*meine* Art ist: Dummheit, Dummheit und so'n Blatt wie den Volksboten, der wie ein richtiger Gauner aus der Verdummung des Volks ein Geschäft macht, ein Schandblatt zu nennen!"

Die Freunde des „Volksboten", um zu zeigen, daß sie nicht durch ihn verdummt seien, nahmen eifrig seine Partei und rühmten den Redacteur des Blattes nicht nur als einen großen Patrioten, der ein warmes Herz für das Volk habe, sondern auch als einen Mann, der gescheiter sei als alle Zeitungsschreiber und Schwätzer, die sich für aufgeklärt hielten. Und einem solchen Manne dürfe man es nicht verübeln, wenn er in seinem heiligen Eifer einmal einen zu starken Ausdruck gebrauche; am allerwenigsten aber dürfe man sein Blatt ein Schandblatt nennen.

„Und ich thu' es doch und will Euch meine Gründe dafür sagen", nahm der Andere wieder das Wort. „Wenn der

Schreiber des Volksboten so gescheit ist, wie Ihr sagt, so muß er ganz besondere Absichten dabei haben, dem Volke Dinge weiß zu machen, an welche er selbst nicht glaubt und an welche überhaupt kein gescheiter Mensch glauben kann ..."

„So, Du hältst Dich wohl für gescheiter als den Volksboten?" fiel ihm Einer in's Wort.

„Nein, nur für ehrlicher. Aber unterbrecht mich nicht; ich habe auch Euch ausreden lassen. Der Schreiber des Volksboten glaubt so wenig wie ich, daß der liebe Gott die Cholera nach München geschickt hat, blos um die Stadt dafür zu strafen, daß einige nichtkatholische Professoren aus anderen Theilen Deutschlands nach Baiern gekommen sind. Er glaubt es nicht, aber er will's Andere glauben machen, indem er in der rohesten Weise auf Norddeutsche und Protestanten schimpft, um sich selbst als ächten bairischen Patrioten und Katholiken aufzuspielen, obgleich er als Beides keineswegs in der Wolle gefärbt ist, da er ebenfalls aus Norddeutschland gekommen und erst später zur katholischen Kirche übergetreten ist. Ich selbst bin ein guter Katholik, aber ich halte andere Leute nicht für schlecht, wenn sie in einem anderen Glauben erzogen wurden. Was können wir für unsre Geburt und für den Glauben unsrer Eltern? Die Hauptsache bleibt doch, daß wir nach Kräften das Gute üben, das Böse meiden und mit uns und unsern Nächsten im Frieden leben. Allein das thun Die nicht, die den Glauben zum Werkzeug der Hetzerei und Lästerung Anderer machen, wie wir das täglich am Volksboten sehen, hinter dem noch eine Schaar schwarzer Gesellen steht, die ihm in die Hände arbeitet wie er ihr, ohne in der Verfolgung des Zweckes, das Volk zu verdummen um es beliebig zu lenken, Lüge und Verleumdung zu scheuen. Ein unwissender Bauer, der nichts liest als den Volksboten, glaubt natürlich Alles, was darin steht, hält alle Leute für schlecht, die darin verlästert

werden, und Jeden für verloren, der nicht das Glück gehabt, in einem katholischen Lande geboren zu sein."

„Es giebt doch auch sehr viele gelehrte Männer in der Stadt, die den Volksboten halten und gewaltigen Respect vor ihm haben", ließ eine Stimme sich vernehmen, worauf der Unterbrochene sofort entgegnete:

„Respect, d. h. Achtung, nicht, aber Furcht. Sie halten ihn, um von ihm gehalten zu werden, und sie fürchten ihn als einen gefährlichen Menschen, der durch sein Blatt die Macht hat, ihnen, je nachdem sie sich zu ihm stellen, sehr zu nützen oder zu schaden. Ich kenne ehrliche Pfarrer genug, die über den Volksboten gerade so denken wie ich, aber ihn halten müssen, weil's ihnen von ihren Vorgesetzten befohlen wird, und auch dafür sorgen müssen, daß den Bauern kein anderes Blatt in die Hände komme."

„Und da thun sie Recht, „hub einer von der Gegenpartei wieder an, „denn der Volksbote ist das beste Blatt, das wir haben, und wir, die es mit ihm halten, sind nicht dümmer als die Andern."

„Aber auch nicht klüger!" sagte der Andere. „Mit Euch ist gar nicht zu reden. Ihr macht's wie die Papageien, die immer dieselben Worte wiederholen, die man ihnen vorgesagt hat. Für Euch sind alle Gründe verloren."

Er trank sein Bier aus und stand auf, um sich an einen anderen Platz zu setzen, ohne auf die Einreden seiner Gegner weiter zu achten, die dann bald das Zimmer verließen.

Erst als die Luft rein war, sagte ein alter treuherziger Forstmann: „Du bist gescheit, Müller, in Deinen Gedanken, aber nicht klug in Deinen Worten. Wozu brauchst Du überall zu sagen, was Du denkst, vor Leuten, die Du Dir dadurch zu Feinden machst? Wer sein Interesse daran findet, es mit dem Volksboten zu halten, wird sich durch Dich nicht bekehren lassen.

Du meinst es ehrlich und schaust Jedem frei in's Gesicht, aber wirst doch zuletzt den Kürzeren ziehen bei den Schleichern, die Dich von hinten angreifen. Ich fürchte, wir erleben es noch, daß Du selbst in den Volksboten kommst, und der wird Dich dann so schwarz malen, daß sich Alle vor Dir fürchten wie vor dem Gottseibeiuns."

Die Anderen nickten zustimmend und Einige stießen mit dem Müller an, dem eben ein frisches Maß Bier gebracht wurde.

„Ihr mögt Recht haben", sagte er, „aber ich kann mich nicht anders machen als ich bin; ich kann keine Unwahrheit hören, ohne drein zu reden, und ich denke, die Wahrheit muß doch zuletzt siegen."

„Wer ist der Mann?" fragte ich beim Fortgehen die Posthalterin, die mich auf den Flur hinausbegleitete.

„Er ist nicht von hier", erwiderte sie, „er hat etwas weiter im Gebirge in * (ich habe den Namen des Orts vergessen' wir wollen ihn Grünbach nennen) eine schöne Mühle, kommt aber öfter hierher zu Verwandten. Gelt, das ist ein gescheiter Mann! Der liest alle Bücher und weiß über Alles zu reden, und herzensgut ist er auch dabei und hilft wo er kann. Aber er hat doch seine Feinde, weil er halt gar zu aufrichtig ist." —

Ein paar Wochen später traf ich den Müller wieder auf einer Kirchweih in der Kaiserklause, wohin er mit dem vortrefflichen Maler Heinrich Bürkel aus München, der ihn alljährlich auf seinen Streifzügen durch's Gebirge in Grünbach besuchte, gewandert war.

Bürkel, ein stark ausgeprägter Charakterkopf von feiner Beobachtungsgabe und scharfem Blick für alles Charakteristische, bewegte sich mit Vorliebe unter den Söhnen und Töchtern des Hochlandes, deren frisches und eigenartiges Leben ihm unerschöpflichen Stoff zu köstlichen Bildern bot. Auch unter den urwüchsigen Bewohnern von Grünbach hatte er schon oft reiche

Ausbeute für sein Skizzenbuch gefunden und bei der Gelegenheit den Müller kennen gelernt, auf den er große Stücke hielt, obgleich er — wie er scherzend bemerkte — ihn malerisch nicht verwerthen könne.

Bürkel meinte damit, daß des Müllers an sich zwar eigenartiges Wesen doch nichts von alledem ausdrücke, was die typischen Figuren des bairischen Alpenlandes kennzeichne, da er weder als schlichter Bauer oder Senn, noch als Handwerker, noch als Kräutersammler, noch als Jäger, noch als Holzknecht, und ebensowenig als Pfarrer, Wirth oder Schulmeister auf einem Bilde anzubringen sei. Seine Eigenart bestehe eben darin, daß er eine Ausnahme von der Regel bilde; nicht einmal als flotten Tänzer könne man sich ihn denken, was doch bei einem Manne von so rüstigem Gliederbau im Gebirge zu den größten Seltenheiten gehöre. Allein man brauche blos in die träumerischen wasserblauen Augen des immer wie nach etwas suchend vorgebeugten Kopfes zu blicken, um sofort zu gewahren, daß dieser bedeutend angelegte Kopf mit seinem noch unausgeglichenen Inhalt im Schwunge des Tanzes sich seltsam ausnehmen würde. Der Mann sei stark wie ein Riese, aber harmlos wie ein Kind in traulichem Verkehr und sogar schüchtern Höhergebildeten gegenüber, die ihm Vertrauen einzuflößen wüßten, denn er fühle selbst sehr wohl das Unzulängliche seiner erst in reiferen Jahren mühsam errungenen Bildung, die zu vertiefen und zu erweitern er sich ehrlich bestrebe.

Der Müller von Grünbach erinnerte sich, als mich Bürkel mit ihm bekannt machte, sofort deutlich, mich schon im Posthause zu Tegernsee gesehen zu haben, ohne zu wissen, wer ich war; das Nennen meines Namens brachte ihn jetzt in eine sichtbare Verlegenheit, die ich mir nicht gleich erklären konnte. „Was mögen Sie nur bei der lauten Volksbotenscene gedacht haben?" fragte er mich schüchtern.

„Nun, daß Sie sich tapfer dabei gehalten und das Feld behauptet haben.“

„Sie sind sehr gütig, aber bei solchen Widersachern wie ich sie überall finde, ist leider wenig Ehre zu gewinnen. Man schämt sich ordentlich, über solche Albernheiten streiten zu müssen, die einem Fremden, der dergleichen mit anhört, keinen guten Begriff von unseren Volkszuständen beibringen können.“

„Darüber beruhigen Sie sich! Dergleichen Albernheiten kommen nicht blos in Baiern vor, von dessen Landbevölkerung besonders im Gebirge, ich trotzdem einen sehr guten Begriff habe.“

„Das freut mich zu hören, denn es ist wirklich ein tüchtiges Volk, wie große Mühe der Volksbote mit seinem Anhang sich auch giebt es zu verdummen. Zum Glück sind nicht alle seine Leser solche Querköpfe wie die, an welche ich im Posthause zu Tegernsee meine Worte verloren habe. Aber es giebt ihrer doch immer v el mehr als gut ist, und mein Unglück ist, daß ich nicht an mich halten kann, wenn ich mit ihnen zusammentreffe. Die meisten Leute im Gebirge denken grad so wie ich, allein sie haben nicht den Muth, es offen zu bekennen; auch liegt ihnen die Sache nicht so am Herzen wie mir: sie leben munter in den Tag hinein, tanzen und singen ihre Sorgen hinweg und sind zufrieden, wenn man sie darin nicht stört.“

„Mir scheint das auch die beste Art für das Volk zu sein sich von schwerer Arbeit zu erholen und mit den Plagen des Lebens zu versöhnen,“ erwiderte ich. „Ich freue mich immer, wenn ich die Leute hierzuland so rüstig beim Tanze sehe als ob sie ihre ganze Kraft dafür aufgespart hätten, während die Meisten doch zu solcher Kirchweih weither von schwerer Arbeit kommen und, wenn sie sich ausgetobt haben, wieder weithin zu schwerer Arbeit wandern müssen, die ihnen aber mit der Erinnerung an einen froh verlebten Tag leichter von der

Hand geht, als wenn sie die Zeit mit Grübeleien verbracht hätten."

„So lange die Leute noch tanzen," entgegnete der Müller, „ist mit ihnen leicht fertig zu werden, allein es kommt doch eine Zeit, wo man aufhört zu tanzen, und . . ."

Er führte den Satz nicht zu Ende, da ein Landsmann von mir, den ich lange nicht gesehen hatte, mit einer hübschen jungen Dame am Arm auf mich zukam und mich dieser als seiner Frau vorstellte. Der Müller zog sich bescheiden zurück; ich reichte ihm die Hand und drückte die Hoffnung aus ihn bald wiederzusehen. Das junge Paar befand sich auf der Hochzeitsreise und war ganz entzückt von dem lebensvolle Bilde, welches der Schuhblattltanz im weiten Rahmen der grünen Berge und im engeren Rahmen eines bunten, zum Theil sehr eleganten Zuschauerkreises den Augen bot. Der neben dem lang und behäbig sich hinstreckenden Forsthause aufgeschlagene Tanzboden hallte weithin unter dem Gestampfe der trotz ihrer dickbesohlten Nägelschuhe leichtfüßigen Burschen, wenn sie, den Reigen unterbrechend, sich ihren Dirndl'n gegenüber stellten und unter Händegeklatsch und schallenden Schlägen auf die Schuhsohlen auf sie zuhüpften, sie in die Höhe schwangen und sich dann wieder mit ihnen im Kreise drehten mit einer Behendigkeit und Sicherheit in der Ausführung der verschiedenen Tanzfiguren und Sprünge, als ob ein Balletmeister ihnen Alles einstudirt hätte."

Einige der Kunstfertigsten unter ihnen forderten ab und zu auch junge Damen unter den Zuschauerinnen zum Tanze auf, und da ein paar der vornehmsten mit gutem Beispiel vorangingen, so sträubte sich keine, ihnen zu folgen; worauf denn ihrerseits verschiedene jüngere und ältere Herren unter den Zuschauern Lust verspürten mit hübschen Sennerinnen zu tanzen und bald auch das junge Ehepaar in den Tanzreigen hineingezogen wurde.

Ich benutzte die Gelegenheit mich wieder Bürkel zu nähern, der, seit ich ihn verlassen, einige neue Skizzen aufs Papier geworfen hatte und mir nun auf meine Fragen die schon weiter oben erwähnten Mittheilungen über den Müller von Grünbach machte, der sich inzwischen vor dem Forsthause an einem frischen Trunk Bier erlabte. „Der Mann“ — sagte Bürkel unter Anderem — „würde sich unter günstigeren Verhältnissen sicher hervorgethan haben, denn es rumoren allerlei Talente in seinem Kopfe, aber keines hat zu rechter Ausbildung kommen können, da er von früh auf zu harter Arbeit angehalten wurde und erst nach dem Tode seines Vaters, als er schon Frau und Kinder hatte, zu einiger Freiheit in der Verwendung seiner Zeit gelangte. Er ist ein guter Citherspieler, zeichnet gar nicht übel und weiß sich sogar poetisch oft glücklich auszudrücken, wenn auch nicht ganz glatt in der Form. Allein ich hüte mich wohl, ihn in diesen Bestrebungen zu ermuthigen, da ich weiß daß jede Kunst einen ganzen Mann erfordert und dieser schon zu vorgerückt in Jahren ist um es noch in einer Kunst zur Meisterschaft bringen zu können. Der arme Müller ist, weil er auf dem Lande selten Jemand findet der ihn versteht, schon vereinsamt genug; er wird es als erfolgloser Künstler noch mehr werden und dabei auch materiell zu Grunde gehen, während ihm jetzt der Ertrag seiner Mühle ein hinlängliches Auskommen gewährte. Sie werden ihm wohlthun, wenn Sie sich noch ein wenig mit ihm abgeben wollen; er fürchtet immer, aufdringlich zu erscheinen, ist aber überaus dankbar für jede freundliche Annäherung.“

Ich folgte dem Winke gern und forderte den Müller auf, mit mir einen kleinen Spaziergang nach der Richtung des Waldes zu machen, um unsere vorhin gestörte Unterhaltung fortzusetzen. Er ließ sich nicht zweimal bitten und ich hub an:

„Sie sprachen von der Zeit wo das Tanzen aufhört. Was wollten Sie weiter sagen?"

„Nun, daß man dann auf andere Gedanken verfällt, wie ja schon im Lauf eines Jahres der Herbst und Winter andere Gedanken hervorruft als der Frühling und Sommer. Die große Menge scheint freilich über den engsten Hausbedarf hinaus gar nicht zu denken und ist zufrieden, wenn sie Mittags ihre warme Suppe und Abends ihr Glas Bier hat.

„Glücklich die Leute die nicht über das Nächstliegende hinauszudenken brauchen und gelernt haben mit Wenigem zufrieden zu sein!"

Er sah mich groß an als ob er eine andere Antwort von mir erwartet hätte. Seine Verlegenheit bemerkend, fuhr ich fort: „Glauben Sie etwa daß man den Menschen eine Wohlthat erweist wenn man den Kreis seiner Bedürfnisse künstlich erweitert?"

„Ich habe mir das allerdings gedacht," sagte er, „und es wird doch allgemein als ein Fortschritt der Zeit gepriesen, daß das Volk heute besser lebe als seinen Vätern vergönnt war, weil die Erweiterung und Erleichterung des Verkehrs neue Genußmittel geschaffen und alte verallgemeinert hat, die früher als kostbare Seltenheiten nur den Reichen zugänglich waren."

„Ich habe dergleichen Phrasen auch schon oft gelesen," erwiderte ich, „und das moderne Schlagwort Genußmittel ist mir dadurch eines der widerwärtigsten Worte unserer Sprache geworden. Dem wirklich hungrigen und durstigen Arbeiter gewährt ein Stück Wurst und Brot bei frischem Quellwasser mehr Genuß als indianische Vogelnester und andere auf einen verwöhnten Gaumen berechnete Leckerbissen. Ein Glas Bier, dessen Güte er zu würdigen weiß, wird ihm besser schmecken als der kostbarste Wein, von dem er nichts versteht. Auf geistig höher begabte Menschen wirkt ein guter Johannisberger oder

Champagner ganz anders als auf einen Steinklopfer oder Gassenkehrer. Rohe Naturen, die in allen Ständen vorkommen, werden nicht veredelt durch die ausgesuchtesten Genußmittel, und feine Naturen werden durch die allergewöhnlichsten Speisen nicht vergröbert."

„Das leuchtet mir ein," sagte der Müller, „ich habe auch schon oft bemerkt, daß wohlhabende Bauern, wenn sie an Festtagen im Wirthshause Wein trinken, das nicht thun, weil er ihnen besser schmeckt als Bier, sondern weil ihn zu trinken für vornehmer gilt. Sie klappern deshalb, wenn sie ihn bezahlen, auch ganz anders mit dem Gelde als beim Bier, um zu zeigen, daß es ihnen nicht darauf ankommt. Hingegen kommts ihnen sehr darauf an eine lange Erinnerung an den Festgenuß zu haben und sie verachten jeden Wein, der ihnen nicht wenigstens drei Tage Kopfschmerz macht. Die Wirthe wissen das genau und bereiten eine ganz besondere Sorte von Wein für solche Gäste."

„Jemehr Sie über die Sache nachdenken," hub ich wieder an, „desto mehr werden Sie finden, daß mit dem Worte ‚Genußmittel' — insofern man es nicht als Gegensatz zu ‚Nahrungsmittel' anwendet — viel Mißbrauch getrieben wird."

„Ich, für meine Person," entgegnete er, „habe mich bei der einfachsten Lebensweise immer am wohlsten gefühlt und will mich in Bezug auf materielle Genüsse gern des Urtheils über Andere begeben. Aber der Geist hat doch auch seine Bedürfnisse und darauf wollte ich eigentlich die Rede bringen als ich von der Zeit sprach, wo das Tanzen aufhört. Kommt es bei der Befriedigung der leiblichen Bedürfnisse hauptsächlich auf nahrhafte gesunde Kost an, so gilt das bei den geistigen Bedürfnissen in noch höherem Grade, wenn das Volk gedeihen soll, und sein Gedeihen fördern zu helfen, scheint mir die Pflicht eines Jeden zu sein der dem

Volke nahe steht und ihm an Einsicht und Wissen voraus ist."

„Gewiß," sagte ich, „aber man kann nur geben, wo gewonnen wird und der wirklich geistig Hungerigen hab' ich im Volke noch wenig gefunden."

„Das muß ich leider auch von mir bekennen" — fiel er ein —; „ja ich könnte Ihnen merkwürdige Geschichten erzählen von den traurigen Erfahrungen, die ich gemacht habe bei meinen Versuchen, schlummernde Geister zu wecken oder verirrte wieder auf den rechten Weg zu bringen."

„Und Sie haben trotz aller traurigen Erfahrungen nicht den Muth verloren, Ihre Versuche fortzusetzen?"

„Nein! Man muß sich in Dem nicht irre machen lassen, was man für recht erkannt hat."

„Wer verbürgt Ihnen aber, daß Alles recht ist, was Ihnen so scheint? Wenn mich ein Hungernder um Brot bittet, so werde ich freudig mein Stück mit ihm theilen, allein ich werde nicht Jedem, der mir in den Weg läuft, Brot anbieten in der Voraussetzung, er müsse hungrig sein. Ebenso werd' ich einem Verirrten, der mich nach dem rechten Wege zu seinem Ziele fragt, diesen gern zeigen, allein es wird mir nicht einfallen, jeden Wanderer auf der Straße anzuhalten, um mich zu vergewissern ob er sich nicht etwa verirrt habe."

„Das heißt mit anderen Worten" — sagte er einigermaßen entmuthigt — „Sie verurtheilen mein Bestreben, geistige Bedürfnisse unter dem Volke zu wecken und seinen engen Gesichtskreis zu erweitern?"

„Die Frage," erwiderte ich, „läßt sich nicht mit einem kurzen Ja oder Nein beantworten, da es mir an hinlänglicher Kenntniß der Sachlage fehlt. Ich kann nur sagen, daß ein Bauer, der sich in beschränktem Kreise glücklich fühlt bei gedeihlicher Arbeit, mir lieber ist als ein anderer von vielleicht

weiterem Blicke, der sich mehr um die Weltbegebenheiten kümmert als um seine häuslichen Pflichten."

„Aber läßt sich nicht Beides vereinigen? Kann man nicht treu seine nächsten Pflichten erfüllen und sich doch um Das bekümmern was außerhalb des Hauses vorgeht?"

„Gewiß! Allein die Fälle in welchen das ohne Schaden für das Haus vorkommt, scheinen mir doch seltene Ausnahmsfälle zu sein, welche die Regel des Gegentheils nur bestätigen."

„Also müßten wir die Dinge gehen lassen wie sie gehen wollen, und uns damit trösten, daß Gott im Himmel und sein Stellvertreter auf Erden Alles zum Besten lenkt?"

„Im großen Ganzen werden wir am Lauf der Dinge nichts ändern können, und wo es im Einzelnen geschieht, kommt der Gedanke dazu nie aus den Köpfen der Menge, in welche er vielmehr nur schwer und allmählig hineinzubringen ist. Sobald dies aber gelungen, gelangt er mit Hülfe der Menge zum Siege. Wenn aus der Menge ein sie hoch überragender Geist auftaucht, so wird sie ihm solange argwöhnisch, mißtrauisch, ja feindlich gegenüberstehen, bis er Mittel gefunden hat, sich ihr verständlich zu machen. Er muß sich zu ihr hinabbiegen um sie zu sich heraufzuziehen, muß ihr Vertrauen gewinnen durch förderndes Eingehen in ihre nächsten Interessen und Hinweis auf lockende Vortheile. Gelingt ihm das, so kann er sie führen wohin er will, zum Guten oder zum Bösen."

„Das ist richtig; die Geschichte liefert Beispiele genug dafür. Doch solche Führerrolle möchte ich nicht spielen, selbst wenn ich könnte. Mein Streben geht nicht höher, als im nächsten Kreise soweit aufklärend zu wirken als meine Einsicht reicht, um nach Kräften Hindernisse hinwegzuräumen die sich der gesunden Entwickelung des Volkes in den Weg stellen. Ich will nichts Anderes im Kleinen als was unser erleuchtete König im Großen will, das sich doch aus Kleinem zusammensetzt.

Aber der Einzelne vermag nicht viel, wenn's ihm so schwer gemacht wird wie mir."

„Ihre Gesinnungen und Bestrebungen sind durchaus löblich, es fragt sich nur, ob Sie immer den rechten Weg einschlagen, um auf Andere überzeugend zu wirken. Ich habe, was ich damit meine, einmal in einem Verssprache so ausgedrückt:

Niemand hört Dir gläubig zu
Wenn Du beginnst: Ich bin klüger als Du.
Drum, wenn Du Andere willst belehren,
Mußt Du Dich erst zu ihnen bekehren."

„Ich kenne den Spruch," sagte er, „und habe ihn wohl beherzigt, aber doch nicht immer danach handeln können, denn es kommen Fälle vor, wo man aus der Haut fahren möchte, über die Scheuklappen, die ein mißverstandener Glaube dem Verstande vorhängt. Da mußte ich neulich in Grünbach einen Streit mit anhören, der sich über einen Artikel im Volksboten entspann, welcher gegen die Liebig'schen Lehren zur Hebung des Ackerbaus zu Felde zog, natürlich nicht mit Gründen, sondern mit Verunglimpfungen. Das Ganze lief darauf hinaus, daß die von Liebig aufgestellten Grundsätze der Agricultur-Chemie zu nichts Anderem dienen könnten, als die Grundsätze des Glaubens zu erschüttern. Denn wenn der Landmann dahin gebracht würde zu glauben, daß er durch Anwendung der Liebig'schen Mittel den Ertrag seiner Felder selbst erhöhen könne, ohne Hülfe Gottes, so würde er auch aufhören zu beten, während doch ein inniges Gebet wirksamer sei das Feld fruchtbar zu machen, als alle Liebig'schen Mittel. Nun erhoben sich zwar Stimmen des Unwillens gegen den Artikel, denn es waren gebildete Leute in der Gesellschaft, aber ein junger Geistlicher brachte sie zum Schweigen und behielt, obwohl er von der Sache gar nichts verstand, mit seinen salbungsvollen Redensarten das letzte Wort."

„Dergleichen Geschichten“ — bemerkte ich lächelnd — „habe ich in meiner norddeutschen Heimath auch erlebt und zwar unter erschwerenden Umständen, weil inmitten einer altprotestantischen Bevölkerung, die sich den Katholiken gegenüber für ungeheuer aufgeklärt hielt. Allein ich habe mich nicht dabei ereifert, sondern einfach darüber gelacht und mir und Anderen das Herz dadurch erleichtert, und ich kann Ihnen keinen besseren Rath geben, als künftig in ähnlichen Fällen dasselbe zu thun. Unsinn, Aberglaube, Thorheit jeglicher Art kann weder mit Gründen der Vernunft und Wissenschaft bekämpft, noch durch Gewalt unterdrückt, sondern nur hinweggelacht werden. Die Mehrzahl der Menschen ist weder gut noch schlecht, sondern einfach urtheilslos. Sie hat Stoff zu Gedanken, der aber selten feste Gestalt gewinnt. Sie ahnt Höheres als sie selbst ist, und das ist das Beste an ihr, denn es bildet die Grundlage ihres Glaubens, in welchem sie ihren einzigen geistigen Halt und Zusammenhang findet. Wird ihr Glaube nur von herrschsüchtigen Priestern mißbraucht und irregeleitet, so artet er leicht in Aberglauben aus, und gegen diesen giebt es kein anderes Heilmittel als gesundes Lachen. Wer, einigermaßen mit klarem Verstand und Wissen ausgerüstet, noch herzlich lachen kann, ist ein Fürst unter den Menschen, denn er ist sicher, überall ein großes Heergefolge zu finden. Nur muß er sich wohl hüten an das Heiligthum des Glaubens selbst zu rühren, das sich zum Aberglauben verhält wie ein Fruchtbaum zu dem Ungeziefer, das auf ihm herumkriecht und seine Früchte verdirbt. Aber so unnütz es sein würde jedes Würmchen am Baum einzeln aufzusuchen und unschädlich zu machen, statt ein Mittel anzuwenden, das sie allzumal trifft, ebenso verlorene Mühe ist es, die Züchter und Träger des Aberglaubens und Unsinns einzeln zu bekämpfen. Sie würden, wenn Sie dieses Geschäft in der bisherigen Weise fortsetzen wollten, sicher dabei zu

Grunde gehen. Denn der Unverstand ist eine furchtbare Macht, die dem Verstande nur da unterliegt, wo diesem Gewaltmittel zu Gebote stehen. Irrthum und Wahn beherrschen die Welt und die Wahrheit bricht sich nur langsam Bahn; man kann sie nicht wie Wein oder Wasser aus einem Gefäß in das andere gießen: sie wird nur durch Kampf gewonnen. Doch nun habe ich für heute genug gepredigt; wir wollen noch einen Blick auf das bunte Treiben der Kirchweih werfen und dann wird es für mich Zeit nach Hause zurückzukehren."

„Ich danke Ihnen von Herzen, daß Sie so offen zu mir geredet haben" — sagte der Müller —, „Sie können sich kaum vorstellen, welche Wohlthat das für mich ist, der ich mich sonst so schrecklich vereinsamt fühle, weil ich so selten Gelegenheit finde mich einmal gründlich auszusprechen. Ich habe mir Ihre Worte wohl eingeprägt und werde danach zu handeln suchen; ich fürchte nur, daß ich das Lachen schon verlernt habe in meiner Vereinsamung."

„Dann müssen Sie es wieder lernen unter Menschen, es ist das wirksamste Rettungsmittel im Kampfe gegen die Dummheit, wenn es aus klarem Kopfe und gutem Herzen kommt."

Ich lud beim Abschied den Müller ein, mich, wenn er wieder an den Tegernsee komme, in Rottach zu besuchen, was er denn auch kurz vor meiner Rückkehr nach München that. Er brachte eine Anzahl seiner Gedichte mit, die alle in trüber Stimmung entstanden zu sein schienen und hin und wieder diese in ächten Naturlauten glücklich ausdrückten, im großen Ganzen aber durch Ungleichheit der Ausführung und besonders durch lange Betrachtungen höchst prosaischer Art einen unerquicklichen Eindruck machten. Ich glaubte ihm gern, daß er Alles nur so hingeworfen habe, daß es ihm aber aus dem Herzen gekommen sei und Wahrheit enthalte. Da er mich aber um mein offenes, rücksichtsloses Urtheil bat, so erklärte

ich ihm bei Hervorhebung der wirklich gelungenen Einzelheiten, daß und warum es gerathen sei, alles Uebrige einfach zu streichen. Er begriff mich schnell und erwies sich sehr dankbar für meine Bemerkungen, was mich denn veranlaßte, tiefer auf die Sache einzugehen und ihm einen kleinen Vortrag über die Kunst des poetischen Ausdrucks zu halten. Und da Beispiele immer besser wirken als Lehren, so zeigte ich ihm, wie mancher noch unbeholfene Vers seiner besseren Gedichte glücklich umzugestalten sei und schrieb ihm, als er beim Abschiede mich um ein Erinnerungsblatt bat, ein paar Verse auf, welche ihm die alte Regel, daß in der Poesie selbst die Wahrheit nicht ganz nackt gehen dürfe, neu einprägen sollten. Sie lauteten:

O hilf mir, holde Muse — sprach die Wahrheit —
Daß ich in schimmerndes Gewand mich hülle:
Die Menschen fliehn vor meiner nackten Klarheit —
Die Muse sprach: Wenn ich den Wunsch erfülle,
Was, für den Schmuck, zum Danke giebst Du mir? —
Die Wahrheit sprach: Mich selbst ganz geb' ich Dir!

* * *

Im folgenden Sommer traf ich wieder mit dem Müller zusammen und freute mich, zu sehen, daß die Saat meiner Worte auf guten Boden gefallen war. Er hatte die von mir angemerkten Gedichte in guten Stunden mit der größten Sorgfalt umgearbeitet, oder vielmehr ganz neu geschaffen, und was die Hauptsache war: diese Arbeit hatte ihn von seinen gewöhnlichen Grübeleien abgezogen und ihm über manche unangenehme Begegnung hinweggeholfen. Ich lasse hier einige seiner Ergüsse folgen:

1.

„O Himmel, welche Pein,
So unverstanden allein
Unter Menschen, seines Gleichen zu sein!

Hast Du Augen mir und Verstand gegeben
Nichts And'res zu sehn und zu denken
Als wie sich die Speichen des Mühlrads heben
Beim Drehn, und wieder sich senken?
In immer gleicher Weise
Treibt der Bach das Mühlrad im Kreise,
Mit weithin schallendem Toben
Und blitzend schäumender Welle
Treibt er's nach unten und oben,
Doch treibt er's nicht von der Stelle!
Es kreist wie mein Gedanke
In enggezogener Schranke
Sich um sich selber drehend
Und selbst sich nicht verstehend.
Es treibt den Mühlstein drinnen
Zu zermalmendem Beginnen,
Daß der körnige Segen der Erde
In Mehl verwandelt werde.

Und aus dem Mehl und Schrot
Backt man das tägliche Brot.
Mich aber macht es traurig, zu sehn,
Daß es besser dem Korn als mir soll gehn:
Wenn ich einst zerrieben werde,
Was bleibt dann von mir auf der Erde?

2.

Warum durft' ich nie thun was ich wollte?
Warum gefiel mir nie recht was ich sollte?
Und ich habe mein Denken und Streben
Mir doch nicht selber gegeben!

3.

Das Mühlrad rollt mit Rauschen
Und man hört sein Rauschen gern,
Mir aber will Niemand lauschen,
Mir, seinem Meister und Herrn.

Und es ist doch das Werk meiner Hände,
Ich setzt' es an seinen Ort —
Doch: geht's mit mir traurig zu Ende,
Das Mühlrad rauscht munter fort!

4.

Halt' ich den Mühlbach in Schleusen gebannt,
So schwillt ihm der Kamm wie zornentbrannt;
Und öffn' ich seines Käfigs Thor,
Springt er wie ein wildes Thier hervor.
Ich kann es machen wie ich will,
Ihn binden und lösen: — er bleibt nie still.
Ich aber soll still an mich halten,
Und mich treiben doch ganz andre Gewalten!

5.

Der Schnee blitzt auf den Gletschern,
Erstarrt, vom Frost bezwungen,
Doch im Frühling kommt er mit Plätschern
Als Wasser herabgesprungen,
Und hilft mein Mühlrad treiben
Und das Korn in Mehl zerreiben.

Es kommt ein Tag wo der Müller geht,
Und das Mühlrad doch nicht stille steht;
Denn alle die treibenden Kräfte
Verrichten noch ihre Geschäfte,
Im Wechsel gebunden und frei,
Mit mir aber ist es vorbei!

6.

Ich möchte lachen — doch ich kann es nicht,
Selbst nicht um Andrer Lachen zu erwiedern;
Schon der Versuch verzerrt mir das Gesicht,
Als fühlt' ich meine Seele sich erniedern
Im Kampf des Spotts mit meinem tiefen Weh.
Die Spötter tragen der Verstellung Züge,
Und wenn ich tief in ihre Augen seh',
Entdeck' ich Nichts als Eitelkeit und Lüge.

7.

„Man soll die Menschen nehmen wie sie sind!"
Wer aber hat in jedem Menschenkind
Das Aechte von dem Falschen gleich geschieden?
Die Meisten sind sehr mit sich selbst zufrieden;
Das ist's, wodurch ich mich von ihnen trenne,
Da ich die Selbstzufriedenheit nicht kenne.

Die letzten beiden Nummern half ich ihm noch etwas zusammenhämmern, da sie zu breit angelegt waren, und bemerkte ihm dann daß er nun mit dem poetischen Ausdruck auf dem rechten Wege sei, wonach ich nur wünschte, er möge auch bald den rechten Weg finden sich mit seiner Lebensstellung auszusöhnen, da er eine bessere schwerlich finden werde. Denn es sei schon als ein großes Glück in dieser Welt zu betrachten aller gemeinen Sorge überhoben zu sein und mancher Poet der am Hungertuche nage, würde ihn um seine Mühle beneiden, deren Betrieb ihm ja immer noch hinlänglich Muße gewähre, neben dem Korn des Feldes auch Korn des Geistes zu mahlen. Zufriedenheit mit unserm Schicksale sei etwas ganz Anderes als jene eitle Selbstzufriedenheit, die nie bei einem wirklich tüchtigen, nach Höherem strebenden Menschen zu finden, da selbst der größte Künstler seine erhabenen Ziele nie ganz erreichen könne und daher, wie sehr er auch Andere entzücke, sich selbst nie genug thue. In jedem Menschen stecke mehr als er selbst wisse und auszudrücken fähig sei.

„Meinen Sie wirklich?" fragte er, mich groß ansehend.

„Es ist das Fundament meines Glaubens," erwiederte ich.

„Dann, bitte, thun Sie mir die Liebe, es in Reime zu fassen, um es meinem Gedächtnisse fest einzuprägen.

Ich schrieb:

Mag uns in unsrer kurzen Lebensfrist
Nur mangelhaft, was wir erstreben, glücken:
In uns lebt etwas das weit größer ist
Als unsre Fähigkeit es auszudrücken.

Er überlas die Verse langsam, laut, mit vollem Verständniß, steckte dann das Blatt zu sich und sagte: „Ich kann Ihnen nicht ausdrücken wie dankbar ich Ihnen für das Blatt bin! Was Sie darauf geschrieben haben, ist mir auch schon oft durch den Kopf gegangen, aber unsicher, dämmerhaft: nun seh'

ich es klar und fest bestätigt und das ist mir ein wahrer Trost."

In bester Laune nahm er Abschied mit der Bemerkung, daß es nun hohe Zeit für ihn sei, nach Hause zurückzukehren und er vorher noch eine Bestellung beim „Scheurer" zu machen habe.

„Da ist der Scheurer", sagte ich, unwillkürlich lachend, als ich durch das offene Fenster den dicken Wirth, der jenen Namen trug, um die Ecke seines dicht nebenan, aber weiter vorgestreckt liegenden Hauses herum in den Garten watscheln sah, wo er sich immer zu thun machte, wenn im Hause nichts mehr anzuordnen war. Auch über die Züge des Müllers flog diesmal ein Lächeln beim Anblick des Wirthes, dessen komische Außenseite ihm früher nie aufgefallen war. Der Scheurer trug nur Sonntags beim Gange zur Kirche — dem einzigen Gange, der ihn von Haus und Garten entfernte — Rock und Stiefeln. Sonst ging er immer in riesigen Pantoffeln und einer offenstehenden Jacke, welche, obgleich kurz für seinen mächtigen Körper bemessen, doch Stoff genug enthielt, um ein halb Dutzend Jacken für gewöhnliche Menschenkinder daraus zu machen, da er den Mittelschlag der Menschen um Haupteslänge überragte. Dieser Höhe der Gestalt entsprach die Breite der Schultern und der Bau des gewaltigen Brustkastens, unter welchem ein Bauch sich wölbte von einem Umfange, daß nur ein paar sehr stämmige Beine im Stande waren, ihn zu tragen. In der Dämmerung machte mir die massige Gestalt des Scheurer immer den Eindruck eines auf zwei Beinen gehenden afrikanischen Elephanten, wie man dergleichen in Kunstreiterbuden findet. Und selbst am hellen Tage konnte er das Elephantenartige in der Erscheinung nicht ganz verleugnen, obgleich er über dem Bauch eine halbaufgeknüpfte blaue Schürze trug, die er gelegentlich als Handtuch benutzte. So watschelte er, von früh bis spät immer den-

selben Kreislauf beschreibend, durch Gaststube, Hof, Küche und Garten, „um nach dem Rechten zu sehen", wobei die Wirthschaft so vortrefflich gedieh, wie sein eigener Körper, obwohl sich kein Gast eines freundlichen Blicks oder Worts von ihm rühmen konnte, der sich um seine Gäste nur insofern kümmerte, als er dafür sorgte, daß sie gute Speisen und Getränke erhielten. Die einzige Beschäftigung, wobei er selbst Hand anlegte, war das Ueberzählen, Sortiren und Einrollen des Geldes, wobei ich ihn öfter in den Nachmittagsstunden traf und dann immer erstaunte über die mit dem plumpen Körper so wundersam kontrastirende Gewandtheit in der Anwendung seiner Tastwerkzeuge, ähnlich wie man erstaunt, wenn man einen Elephanten mit seinem Rüssel kleine Münzen oder Nadeln von der Erde aufheben sieht.

Dem Müller war, wie schon bemerkt, die groteske Komik in der Erscheinung des Scheurer früher nie aufgefallen; jetzt durch mich darauf hingewiesen, konnte er sich eines Lächelns nicht erwehren, wiewohl seit lange keins seine ernsten Züge verklärt hatte. Es schlug fast in Lachen aus, als ich ihm sagte: „Lesen Sie dem Scheurer Ihre Gedichte einmal vor, um zu sehen, welche Wirkung sie auf ihn machen."

So sah ich ihn scheiden in einer Stimmung, die mich gute Folgen für ihn hoffen ließ. Doch diese Hoffnung sollte nicht in Erfüllung gehen. Es kamen über ihn Heimsuchungen, denen er nicht gewachsen war. Der hochbetagte Pfarrer von Grünbach, ein milder, würdiger Greis, mit dem er immer auf gutem Fuße gestanden, starb, und seine Stelle nahm nun ein junger Zelot ein, der ihm schon von früheren Begegnungen her feindlich gesinnt war. Der Müller hatte zwei Söhne, von denen der ältere, dem das Lernen in der Schule schwer einging, wohingegen er sich in Handarbeiten aller Art tüchtig und geschickt zeigte, seiner Neigung entsprechend bestimmt wurde, das

Geschäft des Vaters fortzuführen, während der jüngere, geistig sehr begabte, nach München aufs Gymnasium kam, um sich für die Universität vorzubereiten. Er brachte in den Ferien immer die besten Zeugnisse mit nach Hause und war der Stolz der Familie bis zum Amtsantritt des neuen Pfarrers, welcher der Mutter klar zu machen suchte, das durch den zweifelhaften Glauben des Vaters bedrohete Heil der Familie hänge davon ab, daß der Sohn sich dem Priesterstande widme, was der frommen, kränkelnden Mutter auch bald einleuchtete, während der Sohn gar keine Lust dazu verspürte. So verfloß ein Jahr in häuslichem Unfrieden, da der Vater zum Sohn und die Mutter zum Priester hielt, der keine Nachgiebigkeit kannte. Der Sohn stand schon nahe vor seiner Maturitätsprüfung, die er glänzend zu bestehen hoffte, als er plötzlich am Typhus so schwer erkrankte, daß keine ärztliche Kunst ihn zu retten vermochte.

Der trostlose Vater, der nach München geeilt war, um seinem Lieblinge beizustehen, konnte nichts mehr für ihn thun, als eine Reihe von Nächten bei ihm zu wachen und ihm dann die entseelten Augen zuzudrücken. Er wäre am liebsten mit ihm gestorben, denn er fühlte wohl, daß ihn zu Hause Schlimmeres erwarte als der Tod. Der junge Pfarrer erkannte in dem Trauerfall sofort die strafende Hand Gottes, die den Vater getroffen, weil er den Sohn nicht gezwungen habe, sein Leben einzig dem Herrn zu widmen. Die Mutter war natürlich ganz der Ansicht des Priesters und der unglückliche Vater, der sich nun vereinsamter fühlte als je, mühete sich vergeblich ab, sie eines Besseren zu belehren. Es ging ein Riß durch sein Herz und Haus, der ihn, wie er mir später gestand, oft irre an sich selbst machte. Aus Liebe zu seiner Frau betheiligte er sich an allen möglichen frommen Uebungen, spendete verschwenderisch Geld zu Seelenmessen und sonstigen heiligen

Dingen, kurz: er wurde die Demuth und Nachgiebigkeit selbst, aber es half Alles nichts: die Frau weinte, härmte und betete sich ab, bis der Tod sie, wenige Monate nach dem Hinscheiden ihres Sohnes, ebenfalls von hinnen rief.

Als auch diese schwere Prüfung dem Müller vom Pfarrer in sein Schuldbuch geschrieben wurde, erschien ihm das wie ein Hohn auf sein Unglück und trieb ihn zu Gedanken die das gerade Gegentheil von dem bewirkten, was der Pfarrer mit ihm beabsichtigt hatte. In dieser Stimmung führte ihm der Zufall ein damals viel Aufsehen machendes Buch in die Hände, das er gierig verschlang und sich danach wie umgewandelt erschien. Und was das Merkwürdigste war: die Menschen um ihn her erschienen ihm auch wie umgewandelt und zeigten sich ihm in weit günstigerem Lichte wie früher. Seine Nachbarn und Bekannten hatten ihn bei ihren Beileidsbezeugungen so tiefgebeugt und unglücklich gefunden, daß ihre durch Mitleid geweckte Theilnahme ihnen wirklich vom Herzen kam, sich in oft rührender Weise äußerte und allmählich in ganz Grünbach eine Stimmung hervorrief, die sich zu seinem Gunsten gegen den zelotischen Pfarrer kehrte. Man verglich diesen mit seinem würdigen Vorgänger im Amt und fand Unterschiede, die den Nachfolger sehr in Schatten stellten. Man gedachte der vielen guten Eigenschaften des Müllers und fand, daß man ihm doch eigentlich Unrecht gethan, wenn man ihn wegen seiner freimüthigen Aeußerungen tadelte und Partei gegen ihn für seine zelotischen Gegner nahm, deren Einer nun so viel Unheil über die Familie des Müllers gebracht und auch Unfrieden in andere Familien zu bringen drohte, da er es besonders darauf anlegte, die leichtgläubigen Frauen zu Bundesgenossen zu gewinnen.

Kurz: der Müller hätte jetzt in bester Eintracht mit den Männern von Grünbach leben können, wenn ihm noch darum zu thun gewesen wäre, ihre Gesellschaft zu suchen. Allein seine

trüben Erfahrungen und das Buch, welches einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht, daß er es immer wieder las, hielten ihn von den Menschen fern, zumal er wohl wußte, daß er doch mit keinem Bewohner von Grünbach offen reden dürfte über Das, was seinen Geist so mächtig bewegte, ohne Gefahr zu laufen, von Allen, die sich jetzt so freundlich zu ihm kehrten, sofort wieder verlassen, ja, als ein Ausgestoßener behandelt zu werden. Nur mit einem im nächsten Städtchen wohnenden jungen Arzt, der ihm das Buch in die Hände gespielt hatte, sprach er sich darüber aus, und diese Unterredungen dienten nur, seinen ersten Eindruck zu bestätigen.

Ich erfuhr von all diesen Vorgängen erst, als ich den Müller — anderthalb Jahre nach unsrer Begegnung in Rottach — wiedersah. Während dieser ganzen Zeit hatte ich nichts von ihm gesehen noch gehört, da mich meine nächsten Ferien zu meinen Verwandten in die nordische Heimat führten und ich im folgenden Sommer den König Max auf der in diesem Buche geschilderten Reise begleitete, welche Grünbach nicht berührte.

In Berchtesgaden erhielt ich dann einen nach München adressirten und mir von dort nachgeschickten Brief des Müllers, worin er, ohne seines häuslichen Unglücks Erwähnung zu thun, kurz schrieb, daß er in hohem Grade das Bedürfniß fühle, mich einmal wiederzusehen, da er mir eine höchst wichtige Mittheilung zu machen habe, welche sich schriftlich nicht gut abthun lasse, bei mündlicher Erörterung aber sicher mein ganzes Interesse in Anspruch nehmen, ja, wahrscheinlich völlig umwandelnd auf mich wirken werde. Er frage deshalb an, ob und wenn mir sein Besuch gelegen komme.

Nicht wenig erstaunt über den Inhalt seines Briefes, antwortete ich ihm sofort, daß er mich in der nächsten Zeit noch in Berchtesgaden treffen werde. Schon am zweiten Tage nach Abgang meiner Antwort fand er sich ein und trat in mein

Zimmer, als ich, nach einem Ritte bei schmutzigem Wetter, gerade mit Umkleiden beschäftigt war.

Die wichtige Mittheilung, die er mir zu machen hatte, schien ihm auf der Zunge zu brennen, denn er platzte gleich damit heraus, nachdem wir Gruß und Händedruck getauscht hatten.

„Sie wissen", sagte er, „wie tief und festbegründet mein Glaube an Gott war, wie sauer ich's mir habe werden lassen, die erhabene Vorstellung, welche ich mir vom Schöpfer aller Dinge und Wesen gemacht, gegen seine falschen Freunde, die sein Bild in meinen Augen entstellten und zu nichtswürdigen Zwecken herabwürdigten, zu vertheidigen und hochzuhalten; Sie wissen auch, wie vereinsamt ich in diesem Kampfe stand und wie sehr ich darunter gelitten habe."

Ich nickte zustimmend, beschäftigt, mich weiter umzukleiden, während er fortfuhr:

„Sie werden danach ermessen können, wie mir zu Muthe war, als es mir plötzlich wie Schuppen von den Augen fiel, da ich wie durch ein Wunder klar erkannte, daß all' mein Mühen, Kämpfen, Reden und Leiden vergeblich gewesen ...."

„Um das zu erkennen", unterbrach ich ihn, „bedurfte es keines Wunders: Ich habe Ihnen gleich bei unsrer ersten Begegnung gesagt, daß geistlicher Hochmuth, Aberglaube, Unsinn und Wahn jeglicher Art nicht mit Gründen bekämpft, sondern nur hinweggelacht werden können."

„Entschuldigen Sie gütigst", erwiderte er, „ich bin noch nicht zu Ende! Es handelt sich bei dem, was Sie gleich hören werden, um etwas ganz Anderes, als Sie vermuthen, da Sie anzunehmen scheinen, daß ich noch fest in meinem alten Gottesglauben stehe."

„Haben Sie den etwa verloren, wie man ein Taschenmesser oder eine Börse verlieren kann?" fragte ich, ihn erstaunt ansehend.

„Nicht so!“ erwiderte er mit überlegener Miene, „ich habe mich davon befreit, wie von einer Plage; ich bin aus dem Wahn, den man Gottesglauben nennt, wie aus einem schweren Traum erwacht.“

„Und Sie glauben wirklich nicht mehr an Gott?“

„Nein!“

„Und warum?“

„Weil es keinen giebt!“

„Wer hat Ihnen denn das in den Kopf gesetzt?“

„Eigenes Nachdenken, angeregt durch ein höchst merkwürdiges Buch, hat mich von meinem Gottesglauben befreit. Ich wußte vorher, daß Sie mich zuerst auslachen würden, wenn Sie von meiner plötzlichen Umwandlung hörten, aber ich weiß auch, daß Sie sich schnell zu meiner neuen Ueberzeugung bekehren werden, wenn Sie das Buch aufmerksam lesen. Ich habe es Ihnen deshalb mitgebracht.“

Er zog bei diesen Worten das verhängnißvolle Buch aus der Tasche und überreichte es mir mit triumphirender Miene. Es war Ludwig Büchner's „Kraft und Stoff“. Da der Titel auf dem Umschlag gedruckt stand, legte ich das Buch ungeöffnet auf den Tisch und sagte dem Müller, er könne es getrost wieder einstecken, da mir sein Inhalt längst bekannt sei und bisher nicht die geringste Veränderung in meinen Ansichten bewirkt habe, noch künftig bewirken werde.

Der Müller stand wie aus den Wolken gefallen. Ich war inzwischen mit Ankleiden fertig geworden, bot ihm eine Cigarre an und bat ihn, sich zu setzen, wozu ich ihn erst bringen konnte, als ich selbst Platz nahm. Er saß eine Zeitlang völlig sprachlos, als er alle Hoffnung auf meine Bekehrung so mit Einem Schlage vernichtet sah und dabei auch wohl fürchten mochte, wegen seiner schnellen Sinneswandlung in meiner Schätzung gesunken zu sein. Nur allmählich gelang es mir, ihm die

Zunge wieder zu lösen, indem ich ihn durch Kreuz- und Querfragen zur Erzählung alles Dessen brachte, was seit unserer Trennung Schweres über sein Herz und Haus hingegangen. Je weiter er kam, desto schmerzlicher zitterte in seiner Stimme das Erlebte nach. Als er zu Ende war, reichte ich ihm theilnahmvoll die Hand und sagte: „Ich begreife jetzt vollkommen, lieber Müller, was Sie zu Ihrer plötzlichen Sinneswandlung gebracht hat. Der Mensch kann nur ein gewisses Maß von Unglück ertragen; was darüber hinausgeht, bricht ihn oder macht ihn rebellisch. Bei Ihnen kam noch hinzu, daß durch die Hand eines Zeloten Ihrem Schmerze die Weihe genommen wurde, und so erschien Ihnen dieses Buch als ein willkommener Befreier von dem gefürchteten Gott, in dessen Namen Sie gehetzt wurden wie ein scheues Wild von der Meute."

„So ist es", bestätigte er kopfnickend, „Sie haben das Buch gewiß in anderer Stimmung gelesen als ich?"

„Ja, und auch mit anderen Augen, die schon lange an das Lesen ähnlicher Werke gewöhnt waren. Und ich habe aus allen diesen Büchern mancherlei gelernt, ohne dadurch im Geringsten in meiner Weltanschauung beirrt zu werden."

„Sie glauben also nicht, daß, wie in ‚Kraft und Stoff' bewiesen wird, kein Gott, sondern blos das Naturgesetz die Welt, mit Allem was darin lebt, gestaltet habe und regiere?"

„Ein bloßes Nein würde diese unklar gestellte Frage so wenig beantworten wie ein bloßes Ja; denn ich merke, daß Sie noch gar nicht wissen, was man unter Naturgesetz versteht. Kennen Sie schon den Unterschied zwischen Sollen und Müssen?"

„Nein."

„Dann will ich Ihnen erklären, wie ihn Kant uns gelehrt hat. Das Müssen ist etwas Naturnothwendiges, das keine Ausnahme zuläßt. Wenn ich einen Stein oder Ball in die Höhe werfe, so muß er wieder zur Erde fallen, dem Naturgesetz

der Schwere folgend. Er kann nicht anders, er hat keine Wahl. Mit dieser erst beginnt das Sollen und unterscheidet sich dadurch von dem Müssen, daß es keine nothwendige Folge des Naturgesetzes ist, vielmehr in dem Sollenden eine gewisse Möglichkeit der Selbstbestimmung voraussetzt, eine Freiheit der Wahl, welche ihm gestattet, auch das Gegentheil von dem Gesollten zu thun. Verstehen Sie jetzt den Unterschied?"

„Ja. Das Müssen bedingt ein blindes Geschehen nach dem unwandelbaren Naturgesetz; das Sollen hingegen entspricht einem Gebot, das ich befolgen kann, aber nicht zu befolgen brauche, wenn ich nicht will. Danach stünde der Mensch also außerhalb des Naturgesetzes."

„Nicht ganz", erwiderte ich lächelnd. „Es hat Gewalt über ihn, aber nicht in allen Stücken, denn für ihn besteht neben dem Naturgesetz auch ein Sittengesetz, welches nicht so unwandelbar ist wie jenes, da es Ausnahmen und Widersprüche zuläßt. Ein einziger naturwidriger Vorgang würde das ganze Naturgesetz aufheben, während gesetzwidrige Handlungen das Sittengesetz nicht aufheben, sondern danach verurtheilt und gerichtet werden. Ist Ihnen das klar?"

„So klar wie die nun gewonnene Einsicht, daß ich bisher sehr unklar in meinem Denken gewesen bin."

„Dann können wir gelegentlich vernünftig weiter reden und Eins aus dem Andern folgern, soweit die Grenzen unserer Erkenntniß reichen. Ich muß gleich zum Diner; darum für heute nur noch ein paar Worte. Haben Sie schon einmal darüber nachgedacht, wie sich Hunger und Durst zu Essen und Trinken verhält?"

„Ich empfinde Hunger und Durst als Naturtriebe, die ein Bedürfniß nach Speise und Trank in mir erwecken."

„Es liegt mehr darin! Ein gesundes Bedürfniß oder Verlangen ist — für den Denker zugleich ein Beweis der Möglichkeit,

es zu befriedigen. Der Hunger in uns weist auf Speise hin, die von außen kommt. Wohl giebt es Menschen, welche verhungern, aber nicht weil es in der Welt an Speise mangelt, sondern nur weil sie den Weg zur Speise nicht zu finden wissen. Wie der Körper hat auch der Geist seinen Hunger und Durst, und desgleichen das Herz, allein die Bedürfnisse beider sind nicht so allgemeiner und zwingender Art, wie die des athmenden Körpers, der Grundlage unseres Lebens auf Erden. Denn essen und trinken muß Jeder, wer fortleben will, während der Geist im gesunden Leibe fortleben kann, auch ohne Befriedigung seiner Bedürfnisse zu finden. Ueberhaupt ist es mit dem Geist und seinen Bedürfnissen bei den meisten Menschen nicht weit her; wo sie sich aber in erhöhtem Grade finden, da offenbaren sie sich zugleich als Beweise: bei dem Einen für die Möglichkeit, bei dem Andern für die Gewißheit naher oder ferner Befriedigung. Auf Erden ist volle Befriedigung hohen Strebens nie ganz zu erreichen und so sucht sie der Verstand und erwartet sie der Glaube in einem überirdischen Leben. Wem es nun gegeben ist, seine leiblichen und geistigen Bedürfnisse hier zu befriedigen, sich gleichsam ganz auszuleben, dem wird der Glaube an ein überirdisches Fortleben schwer beizubringen sein. Uebrigens hängt der Glaube an Gott nicht nothwendig mit dem Glauben an Unsterblichkeit zusammen, wie das naheliegende Beispiel der Juden zeigt. In neuerer Zeit, wo die Naturwissenschaft einen so großen Aufschwung genommen, daß sie in alle Gebiete des Lebens eingreift, sucht sie die Unterdrückung und Verketzerung, welche sie früher oft von der Kirche erfahren, durch viele ihrer Jünger dadurch zu rächen, daß sie gegen allen religiösen Glauben zu Felde zieht. Da nun aber gerade die hervorragendsten Naturforscher und bahnbrechenden Entdecker neuer Gesetze zugleich sehr gläubige Christen gewesen, so steht fest, daß Naturkunde und Glaube sehr wohl Hand in Hand

gehen können. Die Geschichte lehrt, daß kein Volk ohne Religion bestehen kann; sobald es sie verliert, geht es zu Grunde. Nun gilt es aber heute bei Vielen für ein Zeichen von Aufklärung, alles religiösen Glaubens zu spotten und geflügelte Worte in diesem Sinne haben schon manchen urtheilslosen Kopf verwirrt, während fanatische Jünger der Naturwissenschaft, über ihr Gebiet hinausgreifend, Sätze aufstellen, an welche zu glauben noch viel schwerer fällt, als der Glaube an die unbegreiflichsten Dogmen der Kirche. Die Naturwissenschaft erklärt uns Vieles, aber den Ursprung des bewußten Lebens, die letzten Gründe kann sie nicht erklären. Das gesteht auch Büchner selbst zu in seinem Buche, welches Ihnen den Glauben so schnell genommen hat . . ."

Hier wurde ich abgerufen, aber da ich sah, daß der Müller noch allerlei auf dem Herzen hatte, so beschied ich ihn, am nächsten Morgen in der Frühe wiederzukommen.

Er fand sich pünktlich ein, nachdem er die Zwischenzeit benutzt hatte, das Buch, wovon er, als ein völliger Fremdling auf diesem Gebiete, nur wenig verstehen konnte, noch einmal durchzulesen und sich einige Sätze anzustreichen, die ihm entscheidend schienen.

So fing er gleich an von den „Molecülen und Anatomen" (er meinte Atome) zu sprechen, durch deren anziehende und abstoßende Kräfte sich Alles gestaltet habe und fortgestalte, ohne eines nachhelfenden Gottes zu bedürfen, denn die Vernunft stecke drin, nicht draußen, der Stoff sei naturgesetzlich vernünftig, wie seine Hervorbringungen bezeugten.

Ich fragte ihn, wie er sich denn die zelotische Unvernunft seines jungen Pfarrers erkläre, der doch auch zu den Hervorbringungen des Stoffs gehöre und folglich vernünftig wirken müsse, da eine einzige Ausnahme das ganze Naturgesetz aufhebe.

Der Müller wußte nichts zu antworten und ich erinnerte ihn an seine früheren Klagen über die Unvernunft der Menschen, von denen er so viel zu leiden gehabt, daß danach in seiner kleinen Welt die Unvernunft die Regel bilde und die Vernunft nur in wenigen Ausnahmen zum Vorschein komme.

„Dann muß man freilich annehmen," sagte er nach einigem Nachdenken, „daß der Stoff nur im großen Ganzen vernünftig wirke, aber nicht im Einzelnen.

„Das ist eine widerspruchsvolle Annahme," erwiderte ich, „und Sie mögen annehmen, was Sie wollen, Sie stoßen immer auf Widersprüche."

„So giebt es denn gar keine Gewißheit?"

„Nur für den der an irgend eine der Annahmen glaubt, welche das Welträthsel zu lösen versuchen."

„Ich kann mir, nachdem was ich gelesen, keinen Gott außerhalb der Welt denken."

„So denken Sie ihn sich innerhalb der Welt, wie so Viele thun."

„Dann hat er keine Freiheit der Bewegung, denn er muß nach Naturgesetzen handeln."

„Freiheit der Bewegung steht mit gesetzlichem Handeln nicht in Widerspruch. Wenn ich ein Gedicht schreibe, so habe ich dabei vollkommene Freiheit der Bewegung, und gerade diese hütet mich, gegen die rhythmischen und metrischen Gesetze zu verstoßen, die ich selbst mir vorgeschrieben. Alles höchste Handeln ist ein gesetzliches Handeln und die Freiheit ist nur innerhalb des Gesetzes möglich. Was man sonst Freiheit nennt, ist ein Mißbrauch des Worts. Und durch den Mißbrauch der Worte kommen die Irrthümer in die Köpfe der Menschen. Worte sind überhaupt ein unzulängliches Ausdrucksmittel, etwas über das gewöhnliche Begriffsvermögen hinausgehendes all-

gemein verständlich zu machen. Es gelingt mit ihnen annähernd nur dem, der bildlich zu reden weiß. So nennen z. B. die Dichter des Morgenlandes die ganze Schöpfung eine Bilderschrift Gottes und vergleichen den Geist des Menschen mit einem Vogel der im Käfig des Körpers sitzt, um, wenn dieser morsch geworden und zusammenbricht, wieder hinauszufliegen und zurückzukehren in die Welt des Lichtes, von wo er gekommen. Sie nennen die Schöpfung auch ein Buch im blauen Einband des Himmels mit goldener Sternenschrift, und jedes Blatt am Baume enthält für sie Schriftzüge in denen der Schöpfung Sinn verzeichnet steht. Sie vergleichen die Menschen mit Pflanzen und Blumen, die nur im Lichte des Himmels gedeihend, doch in der Erde wurzeln und je nach ihrer Natur süße Düfte, labende Früchte, aber auch Gift aus der dunklen Scholle ziehen, die sie Alle nährt, der sie selbst aber den schönsten Schmuck geben. Das ist Alles vielseitig zu deuten, nach den verschiedenen Graden des Verständnisses, doch ist tiefer Sinn darin und Jeder wird etwas davon verstehen.

Nun sind uns aber auch alle herrschenden Religionen aus dem Morgenlande gekommen und ihre Offenbarer haben, wie die Dichter, in Bildern und Gleichnissen geredet, wovon Jeder etwas versteht, aber Keiner Alles. Den Juden und Muhammedanern bieten ihre Glaubensbücher zugleich genaue Vorschriften zur Regelung des ganzen Lebens, des geistigen wie des leiblichen. Und diese Vorschriften werden im Allgemeinen weit gewissenhafter befolgt als die Satzungen der christlichen Kirchen, weil das weltliche Gesetz bei ihnen nicht im Widerspruch mit dem geistlichen steht, wie das bei uns der Fall ist. Dazu kommt noch daß das Christenthum, wie sich's im Leben und in der Lehre Christi offenbart, einerseits so hohe sittliche Forderungen stellt, daß es fast über menschliches Vermögen

hinausgeht sie ganz zu erfüllen, während es anderseits wieder Beispiele so großer Milde und Barmherzigkeit aufweist, daß es auch dem größten reuigen Sünder die Pforten des Heils nicht verschließt. Es hat nicht für jeden einzelnen Fall im Leben vorgesorgt, sondern erscheint als ein Ideal, dem man nachstreben soll, das man aber nie ganz erreichen kann. Was jedoch Kirche und Kirchen im Laufe der Jahrhunderte durch oft unbegreifliche Zuthat daraus gemacht haben, läßt uns den reinen Urquell kaum noch erkennen. Wer ihn aufzufinden weiß, der wird im Christenthum immer noch die erhabenste aller Religionen finden. Allein an Alles zu glauben, was heute im Namen des Christenthums zu glauben verlangt wird, ist ein Verlangen, dessen Erfüllung noch schwerer ist als die Erreichung des Ideals. Da muß nun Jeder selbst sehen wie er mit sich fertig wird und wie er es anfängt, die Spreu vom Weizen zu sondern, wozu ein gutes Gewissen die beste Richtschnur bietet. Das ächte Christenthum verlangt nichts als Liebe zu unserem Nächsten und unausgesetztes Streben nach innerer Läuterung. Daneben kann die fortschreitende Naturwissenschaft sehr wohl bestehen, wenn sie innerhalb ihrer Grenzen bleibt und durch die Fanatiker ihres Glaubens nicht noch größeres Unheil in die Welt bringt, als die Fanatiker des Kirchenglaubens schon in die Welt gebracht haben, indem sie die Religion der Liebe zum Deckmantel des Hasses, der Verfolgung und der wahnsinnigsten Glaubenskriege machten.

Kein Mensch hat je etwas von den Atomen gesehen, mit welchen unsere Unterhaltung begann, und kein Naturforscher ist im Stande uns irgendwelche klare Vorstellung davon zu geben: sie sind dem leiblichen Auge so unsichtbar und unfindbar wie Gott selbst. Sie haben nun die Wahl, sich an Eines oder das Andere, oder auch an Beides zu halten, um die Lösung des Welträthsels zu finden."

„Ich schäme mich meiner Unwissenheit," sagte er bewegt, „ich war ganz irr an mir selbst geworden, aber es wird mir jetzt wieder klarer vor den Augen. Bitte, rathen Sie mir, was ich thun soll, um fortan ein vernünftiges Leben zu führen!"

„Halten Sie sich zu Gleichgesinnten und lassen Sie die Anderen glauben, was sie wollen, ohne je mit ihnen darüber zu streiten. Geben Sie nur Denen guten Rath, welche zu Ihnen kommen, Sie darum zu bitten. Sprechen Sie von Anderen nichts Böses und thun Sie für sich Gutes soviel Sie können. Fürchten Sie weder die Menschen, noch das Leben, noch den Tod! Denn ein Mensch, der es ernst mit dem Leben nimmt, soll keine andere Furcht kennen als die: nicht würdig genug gelebt zu haben, wenn es mit ihm zu Ende geht. Und nun leben Sie wohl!"

Zwei Jahre lang hielt es der Müller in Grünbach noch aus, meist zu Hause über seinen Büchern brütend, im Verkehr mit Menschen sorgfältig jede Reibung vermeinend und so ein äußerlich ruhiges Leben führend, ohne doch recht innere Befriedigung zu finden. Er mußte, um in seinen Grübeleien nicht unterzugehen, sich von Zeit zu Zeit über das, was ihn bewegte, aussprechen können; er bedurfte belehrende Anregung, und dazu bot Grünbach wenig Gelegenheit. So übergab er denn, als sein Sohn sich glücklich verheirathet hatte, diesem die Mühle und siedelte nach München über, wo es ihm besser gefiel, da er dort zu den alten Bekannten bald neue gewann, die gern bei einem Glase Bock im Achatzgarten mit dem treuherzigen Manne plauderten und bei denen er nicht zu fürchten brauchte, mißverstanden zu werden, wenn er sprach wie's ihm um's Herz war. Er wurde sogar ein fleißiger Theaterbesucher und Zeitungsleser und sagte mir einmal, in München käme ihm ein Jahr kürzer vor als ein Monat in Grünbach.